anderen Elementen verbindet. Der Mensch kann die für den Eiweißaufbau notwendigen Stickstoffmengen nur aus Pflanzen- und Tierkost gewinnen, die Pflanze aber ihrerseits kann ihn eben wegen seiner chemischen Trägheit nur dann zum Aufbau von Eiweiß verwerten, wenn man ihn ihr schon „gebunden" als Salpeter reicht. Daher mußte man bisher den Ackerboden mit Salpeter düngen und führte dazu jährlich für viele Millionen Chilesalpeter ein. Haber gelang es, durch ein besonders ausgebautes Verfahren, nämlich durch Erhitzung von Wasserstoff und Stickstoff auf 700° unter 200 Atmosphären Druck und in Gegenwart von Katalysatoren, d. h. besonderen Bindestoffen, den atmosphärischen Stickstoff mit dem Wasserstoff zu Ammoniak, dem Ausgangsprodukt der Salpeterverbindungen, zu vereinigen und dadurch einen dem natürlichen Dünger ebenbürtigen „künstlichen Dünger" zu fabrizieren. Zur Auswertung des Haberschen Verfahrens, das Deutschland während des Krieges in den Stand setzte, seine landwirtschaftliche Produktion zu erhalten, wurden in Mitteldeutschland die Leuna-Werke, eine der imposantesten industriellen Anlagen der Welt, geschaffen, die auch nach dem Kriege die deutsche Landwirtschaft mit Kunstdünger versorgen. Das Haber-Verfahren ist eine der größten Errungenschaften in der Geschichte der menschlichen Agrikultur und reiht sich würdig der 75 Jahre vorher durch Liebig eingeführten künstlichen Düngung des Bodens mit Kali und Phosphor an. Ueber diesen Rahmen hinaus aber bildet die Bezwingung des bis dahin allen menschlichen Angriffen trotzenden Luftstickstoffs die Erfüllung eines der kühnsten naturwissenschaftlichen Träume, deren Folgen für die menschliche Ausnutzung der Naturkräfte vorläufig noch gar nicht abzusehen sind, da sie zugleich die unerläßliche Grundlage für die einstige Schaffung künstlicher Nahrungsmittel darstellt. Haber ist getauft.

1921 Albert Einstein, Preis für Physik, geboren 1879 zu Ulm, studierte in Zürich Mathematik und Physik, kam 1902 in das Patentamt in Bern und wurde 1909 Professor in Zürich. 1914 wurde er zum Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik ernannt und siedelte nach Berlin über. Begründer der Relativitätstheorie. (S. Sammelbl. Einstein).

1922 Otto Meyerhoff, Preis für Medizin, ursprünglich Professor für Physiologie an der Universität Kiel, jetzt am Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlem, erhielt den Nobelpreis für seine erfolgreichen Untersuchungen über den Stoffwechsel des arbeitenden Muskels, durch die er die Chemie der Zuckerverbrennung in der Muskelfaser aufklärte und damit ein seit Jahrzehnten eifrig bearbeitetes Problem von ebenso großer theoretischer wie praktischer Bedeutung seiner Lösung entgegenführte.

Unter den übrigen Nobelpreisträgern sind vier Halbjuden:

1905 Eli Metschnikoff, Preis für Medizin, geboren 1845 im Gouvernement Charkow als Sohn eines russischen Gardeoffiziers und einer jüdischen Mutter, geborene Nevakowitsch, besuchte die Schule in Charkow, studierte in Deutschland auf Helgoland und in München, dann in Neapel, wurde Dozent an der neu gegründeten Universität Odessa, gab aber wegen der politischen Reaktion unter Alexander II. seine Stellung auf und ging nach Messina, um hier seine früheren meeresbiologischen Studien fortzusetzen. Hier machte Metschnikoff die große Entdeckung der Phagocytose, d. h. er entdeckte, daß die weißen Blutkörper, die Leukocyten, im Tierleib das Blut verlassen und in den Geweben umherwandern, hierbei Fremdkörper wie Bazillen angreifen und fressen und in dieser Eigenschaft als Freßzellen (Phagocyten) eine wichtige Rolle im Abwehrkampf des Organismus gegen die krankheitserregenden Bakterien spielen. Aus Mangel an Mitteln kehrte Metschnikoff 1886 nach Odessa zurück, folgte aber zwei Jahre später einem Rufe an das Pasteur-Institut in Paris. Dort widmete er sich nunmehr ausschließlich der Erforschung der Infektionskrankheiten und der Rolle der wandernden Zellen im Tierkörper und veröffentlichte außer mehreren kleineren Arbeiten 1901 sein großes Werk „Die Immunität bei Infektionskrankheiten". In weiten Kreisen bekannt geworden ist Metschnikoff durch seine Theorien über die Beziehung der Darmbakterien zur Lebensdauer und sein populäres Werk „Studien über die Natur des Menschen, eine optimistische Philosophie".

1908 Adolf v. Baeyer, Preis für Chemie, geboren 1835 zu Berlin als Sohn des Generalleutnants Baeyer und einer jüdischen Mutter. Sein Vater war der Begründer der europäischen Gradmessung. Mit zwölf Jahren entdeckte der frühreife Knabe bei seinen chemischen Studien ein neues Doppelsalz des Kupfers; mit 22 Jahren veröffentlichte er eine Arbeit über das Chlormethyl. Seine Doktorarbeit über die Kakodylsäure, die er als Schüler von Kekulé's schrieb, wurde von den Berliner Examinatoren nicht verstanden und mit einem mittelmäßigen Zeugnis versehen. Seit 1860 als Privatdozent in Berlin tätig, widmete er sich hier mit seinen Schülern Graebe und Liebermann der Erforschung des Indigo, der als der beste und dauerhafteste Blaufarbstoff unter allen Farben die größte wirtschaftliche Bedeutung besitzt, wovon man sich einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß allein Deutschland 1896 über zwei Millionen Kilogramm indischen Indigo im Werte von über 20 Millionen Mark eingeführt hat. Bei diesen Untersuchungen gelang es Baeyer als eine der bedeutendsten und daher auch mit Recht berühmtesten Erfindungen des 19. Jahrhunderts, die Muttersubstanz des Indigos zu erkennen und den „künstlichen Indigo" herzustellen, so daß der Indigoimport zugunsten der Eigenfabrikation im Lande rasch zurückging und an Stelle des verlustbringenden Imports ein bedeutender, den Weltmarkt beherrschender Export des künstlichen deutschen Indigos treten konnte. Baeyers Erfindung bedeutete für die deutsche Wirtschaft so viel wie die Eroberung einer neuen Provinz. Sein jüdischer Mitarbeiter Liebermann entdeckte im Verlauf dieser Versuchsreihe als eine fast ebenso bedeutende Leistung das Alizarin, die Muttersubstanz der Krappfarben, die bisher aus Pflanzen gewonnen wurden und leitete damit die Krappindustrie aus Frankreich nach Deutschland hinüber, das seitdem die führende Stellung auch in diesem Zweig der chemischen Industrie inne hat.

Nach dem Tode Liebigs 1873 wurde Baeyer als sein Nachfolger nach München berufen, wo er ein Laboratorium mit bis dahin ungekannter Einrichtung schuf und seine Arbeiten über den Indigo, die Alkaloide und die Chemie der Pflanzenzelle fortsetzte. Seit 1890 beschäftigte er sich hauptsächlich mit aromatischen Verbindungen und es gelang ihm, wie ehedem den Indigo, nun die Muttersubstanz des Terpentins künstlich herzustellen. Zur Feier seines 50. Geburtstages wurde Baeyer in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste um die deutsche Wissenschaft und Wirtschaft in den erblichen Adelstand erhoben.

1910 Paul Heyse, Preis für Literatur, geboren 1830 zu Berlin als Enkel des bekannten Fremdwörterbuch-Herausgebers und als Sohn des Universitätsprofessors Heyse und der Jüdin Julie Saaling, studierte in Berlin und Bonn klassische Philologie und romanische Literatur. 1852 erhielt er ein Reisestipendium der preußischen Regierung nach Italien, wo er die Bibliotheken nach romanischen Literaturdenkmälern durchforschte, und wurde 1854 auf Veranlassung seines Protektors Emanuel Geibel von Maximilian II. nach München berufen, um hier an den allwöchentlich schöngeistigen Abenden teilzunehmen und im übrigen seinen literarischen Arbeiten zu leben. Heyse war Ausgang des 19. Jahrhunderts einer der führendsten Dichter Europas. „Ein vornehmer Künstler von sicherem Schönheitsgefühl, von glänzender Darstellungskraft, dabei geistvoll und ergreifend, wenn er auch nicht in die letzten Tiefen der Leidenschaft dringt, so steht Heyse als Verfechter des warmen Herzens unzweifelhaft in der vordersten Reihe unserer Dichter." (Brockhaus 1898.) Seine über den Zeitrahmen hinausragenden literarischen Verdienste liegen vor allem in der Pflege der guten deutschen Novelle, ein Gebiet, auf dem er schier unerschöpflich war und dem deutschen Volksschatz eine ganze Reihe Erzählungen von bleibendem Wert schenkte. Außerdem hat sich Heyse durch kunstvolle Uebertragung zahlreicher italienischer und spanischer Dichtungen z. B. Leopardi, einen bleibendes Verdienst in der Literaturgeschichte erworben.

1922: Niels Bohr, Preis für Physik, geboren 1885 zu Kopenhagen als Sohn des Professors für Physiologie Christian Bohr und der Jüdin Ellen Adler, wurde nach zweijähriger Lehrtätigkeit an der Victoria-Universität zu Manchester 1916 Professor für theoretische Physik. Nachdem er schon 1908 als 23jähriger die Preisarbeit der Kopenhagener Akademie der Wissenschaften gewonnen hatte, widmete er sich später ausschließlich den Problemen der theoretischen Physik, vor allem der Atomistik und der Elektronentheorie und ist allgemein in der modernen naturwissenschaftlichen Literatur als Konstrukteur des Bohrschen Atommodells bekannt geworden. Seine Hauptanregungen empfing er durch die Quantentheorie Plancks und eines seiner Hauptverdienste liegt in der wissenschaftlichen Er- und Begründung der objektiven Grundlagen dieser Theorie, so daß er in der Geschichte der Physik für die Quantentheorie eine ähnliche Rolle spielt wie Heinrich Hertz (s. ds.) für die Maxwellsche Theorie.

Die Tatsache, daß sich unter den Nobelpreisträgern vier Halbjuden befinden, ist auf jeden Fall bemerkenswert. Sie kann verschieden bewertet werden. Man kann aus ihr den Schluß folgern, daß Mischehen besonders günstig auf die geistige Qualität der Nachkommen wirken. Man kann daraus aber auch die schmerzliche Konsequenz ziehen, daß durch die Mischehen dem jüdischen Volk außerordentlich wertvolle Potenzen entzogen werden, die zwar der Welt unverloren bleiben, dem Judentum als solchem aber, das ihrer in diesen Zeiten so dringend wie nur je bedarf, unwiederbringlich entfliehen.

Die Juden bilden ungefähr 1% der Bevölkerung auf Erden. Schaltet man die für wissenschaftliche Tätigkeit nicht in Frage kommenden primitiven Völker aus und beschränkt sich auf die für den Nobelpreis in Konkurrenz tretenden Kulturvölker, so beträgt hier die Verhältniszahl der Juden zur übrigen Bevölkerung etwa 2 bis 3%. Die Juden stellen aber, wenn man von den Halbjuden absieht, fast genau 10% der Nobelpreisträger und, wenn man die Halbjuden einrechnet, sogar mehr als 12%, also rund viermal soviel Preisträger wie die übrige mit ihnen konkurrierende Bevölkerung. Die soziale Schichtung spielt keine Rolle, da die Vorfahren der Nobelpreisträger wie alle anderen Juden in der Mehrzahl vor ein bis zwei Generationen den untersten sozialen Schichten angehörten und es eine mit ihrer wissenschaftlichen Befähigung in Zusammenhang stehende Eigentümlichkeit der Juden ist, sich rasch aus den niederen Schichten zu den höheren emporzuarbeiten. Im Gegenteil, die Zahl der jüdischen Nobelpreisträger würde noch wesentlich höher sein, wenn man nicht in fast allen Ländern den Juden die wissenschaftliche Karriere außerordentlich erschwerte, sie durch den, wenn auch nicht offenen, so doch tatsächlich herrschenden numerus clausus abschreckte und zurückhielte und wenn sie nicht in den Ländern der stärksten jüdischen Begabungen und der dichtesten jüdischen Bevölkerung, in Rußland, Polen, Rumänien, fast vollkommen von der wissenschaftlichen Laufbahn ausgeschlossen wären. In ihrer Gesamtheit überschaut kommen viel weniger Juden in die Lage, ihre wissenschaftliche Begabung in einer akademischen Laufbahn auswirken zu lassen, als es bei den „Einheimischen" der Fall ist, so daß bei einer gleichen Bedingungsbasis der Prozentsatz der erfolgreichen Juden ein noch viel höherer sein würde. Die Tatsache, daß die Juden selbst unter den heutigen ungünstigen Bedingungen ein vielfaches Mehr an Nobelpreisträgern stellen als die Nichtjuden, ist ein Ausdruck der auch auf den Schulen und Universitäten unmittelbar in Erscheinung tretenden größeren wissenschaftlichen Begabung jenes Volkes, das nicht umsonst den Namen „Volk der Bücher" trägt und nicht aus Zufall als einziges unter allen westlichen Völkern ein Buch seinen einzigen großen Nationalschatz nennt. In Einklang hiermit steht die Tatsache, daß man auch bei der Besiedlung Palästinas auf einer sehr frühen Stufe der Kolonisation den Aufbau einer Universität mit Eifer betreibt und hier eine Stätte zu schaffen bemüht ist, die den anderorts gehemmten jüdischen Talenten freie und volle Förderung und Auswirkung zuteil werden lassen will.

Mai 1925.

Wie sich die Ansichten Bismarcks in seinem langen Leben auch sonst gewandelt haben, so auch seine Stellung zum Judentum. In der ersten Periode ist er ganz der märkische Junker, der mit Stolz seine den andern rückschrittlich erscheinenden Ansichten betont. Am 15. Juni 1847 stand im „vereinigten Landtag", dem B. als Abgeordneter angehörte, ein Gesetzentwurf „die Verhältnisse der Juden betreffend" zur Beratung. Der erste Paragraph hieß: „Die Juden, welche in allen Landesteilen unserer Monarchie mit Ausschluß des Großherzogtums Posen ihren Wohnsitz haben, genießen, soweit dieses Gesetz nichts anderes bestimmt neben gleichen Pflichten gleiche bürgerliche Rechte mit unseren christlichen Untertanen usw." Hierzu ergriff B. das Wort und sagte das Folgende: „Ich bin kein Feind der Juden und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staat ein Obrigkeitsamt zu bekleiden." Nach Erörterung der theoretischen Grundlagen ging B. nun darauf ein, auseinanderzusetzen, wie sich praktisch die Dinge gestalten würden und kam nun zu den Konsequenzen, die sich ergeben würden, wenn man die Juden zu den obrigkeitlichen Aemtern zuließe. „Sie verlangen Landräte, Generale, Minister, ja unter Umständen auch Kultusminister zu werden. Ich gestehe ein, daß ich voller Vorurteile stecke. Ich habe sie, wie gesagt, mit der Muttermilch eingesogen, und es ist mir nicht gelungen, sie wegzudisputieren. Denn wenn ich mir als Repräsentant der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bemerken, daß ich mich tief niedergedrückt und beengt fühlen würde, daß mich die Freude und das aufrecht freie Gefühl verlassen würde, mit welchem ich jetzt meine Pflicht gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich teile diese Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht." Daß seine ganze Kenntnis des Judentums damals nur auf der Erscheinung des Dorfjuden beruhte, muß besonders hervorgehoben werden und wird durch die folgende Aeußerung von ihm beleuchtet: „Man hat es weder mit den Makkabäern der Vorzeit, noch mit den Juden der Zukunft zu tun, sondern mit den Juden der Gegenwart, wie sie jetzt sind. Ich gestehe zu, daß in Berlin und überhaupt in größeren Städten die Judenschaft fast durchaus aus achtungswerten Leuten besteht. Ich gebe zu, daß solche auch auf dem Lande nicht bloß zu den Ausnahmen gehören, obgleich ich sagen muß, daß der entgegengesetzte Fall vorkommt." Im Anschluß daran gab er Beispiele von dem angeblichen Wucher der Juden. Die Rede B.s wurde lebhaft bekämpft. Der Abgeordnete von Beckerath wies auf „den engen mittelalterlichen Geist" hin, aus dem heraus sie geboren war.

In der zweiten Periode seines Lebens, als er 1855 Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. war, trat eine Wandlung in seiner Gesinnung dem Judentume gegenüber ein. Persönliche Eindrücke brachten diese hervor. Denn das jüdische Volk trat ihm hier in anderen Vertretern gegenüber. Ganz besonders war es der alte Freiherr Anselm-Mayer von Rothschild, mit dem er in nähere Beziehungen kam. Am 18. Juli 1851 war B. bei ihm eingeladen, und über den Verlauf dieses Besuches entwarf er in einem Briefe an seine Frau die folgende nette Schilderung: „Heute mittag esse ich beim alten Rothschild, dem Baron Amschel, der mich schon vor zehn Tagen hat einladen lassen. Meine Antwort: „Wenn ich noch lebte, würde ich kommen", hat ihn erschüttert, so daß er sie allen Leuten erzählt. „Was soll er nicht leben, was soll er doch sterben der Mann, is er doch jung und stark!" Einliegende Blättchen habe ich im Garten des alten Amschel Rothschild für Dich gepflückt, der mir gefällt, weil er eben ein streng orthodoxer Jude ist, der bei seinen Diners nichts anrührt und nur Gekauschertes ißt. „Johann, nimm mit die epps Brot vor die Rehcher," sagte er zu seinem Diener, als er ging, mir seinen Garten zu zeigen, in dem zahmes Damwild war. „Herr Beraun, die Pflanze koscht mich 2000 Gülden, laß se Ihnen for 1000, oder wolle Se haben geschenkt, so soll er se Ihnen bringe in Ihr Haus, waiß Kott, ich schätze Se aufrichtig, Herr Beraun, Se sind a scheener Mann, e braver Mann."

B.s Aufenthalt in Frankfurt hat ihn ja überhaupt zum Staatsmann gemacht und ihn aus der Enge seiner junkerlichen Auffassung heraustreten lassen. Es ist ihm nunmehr eine antisemitische Betätigung nirgends mehr nachzuweisen. So betont Maximilian Harden mit Recht in der „Zukunft" Jahrg. 1893, Nr. 31: „Nach dieser ersten Rede hat B. sich öffentlich und ausführlich nie wieder über die Judenfrage ausgesprochen. Nirgends, auch in seinen bisher bekannten Briefen nicht, findet man die Spur antisemitischer Regungen und mit Recht konnte neulich Herr Stöcker darüber klagen, daß er vom früheren Kanzler nie ein Wort gegen die Juden gehört habe." In dem Fall Stöcker war B. für ein strenges Vorgehen gegen diesen, konnte aber zunächst seine Auffassung bei Wilhelm I. nicht durchsetzen. In der letzten Periode seines Lebens sprach sich B. energisch gegen das Märchen von seinem Antisemitismus aus: „Ich war immer bestrebt, die Sitten dieses klugen Volkes zu bessern, ohne ihm je etwas zuleide zu tun." Man muß seine Stellung zum Judentum dahin zusammenfassen, daß er nach traditioneller Abneigung später es objektiv würdigte, sich selbst antisemitisch nie betätigte, jedoch dem immer mehr um sich greifenden Antisemitismus nicht den nötigen amtlichen Widerstand entgegensetzte, vielleicht dazu auch mit Rücksicht auf die Krone nicht immer imstande war. Besonders bedeutsam ist auch sein Eintreten für die Juden des Balkans auf dem Berliner Kongreß: Zahlreich jedoch sind B.s Aeußerungen über das Judentum, die wohlmeinend gemeint waren, so etwa die folgende, die im Hauptquartier am 25. 9. 1870 gefallen war, und die wir aus den Tagebuchblättern von Moritz Busch kennen. Es heißt da über die Juden: „Sie haben doch eigentlich keine rechte Heimat, etwas allgemein Europäisches, Kosmopolitisches, sind Nomaden. Ihr Vaterland ist Zion. Sonst gehören sie der ganzen Welt an, hängen durch die ganze Welt zusammen. Nur der kleine Jude hat so etwas wie Heimatgefühl. Auch gibt es unter diesen gute, rechtschaffene Leute. So war da einer bei uns in Pommern, der handelte mit Häuten und ähnlichen Produkten. Das muß einmal nicht gegangen sein, denn er wurde bankerott. Da kam er dann zu

mir und bat mich, ich solle ihn schonen und meine Forderung nicht anmelden, er würde mich schon bezahlen, wenn er könnte, nach und nach. Nach alten Gewohnheiten ging ich darauf ein, und er zahlte wirklich. Noch als Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. bekam ich Abzahlung von ihm, und ich glaube, daß, wenn ich überhaupt etwas, so noch weniger als andere verloren habe. Solche Juden wird es freilich nicht viele mehr geben. Auch haben sie übrigens ihre Tugenden: Respekt vor den Eltern, eheliche Treue und Wohltätigkeit wird ihnen nachgerühmt."

Ueber die jüdisch-christliche Mischehe hat sich B. einmal — wieder nach den Aufzeichnungen von Moritz Busch — halb scherzhaft ausgesprochen: B. sei der Meinung gewesen, „daß die Juden durch Kreuzung unschädlich gemacht werden müßten". Später fährt er dann fort: „Uebrigens ist es umgekehrt besser, wenn man einen christlichen Hengst von deutscher Zucht mit einer jüdischen Stute zusammenbringt. Das Geld muß wieder in Umlauf kommen, und es gibt auch keine üble Rasse. Ich weiß nicht, was ich meinen Söhnen einmal raten werde." Auch eine Aeußerung, die erst 20 Jahre später fiel, will hier genannt sein: „Die Juden bringen in die Mischung der verschiedenen deutschen Stämme ein gewisses Mousseux, das nicht unterschätzt werden sollte." Es verdient auch besonders hervorgehoben zu werden, daß unter B.s Kanzlerschaft den Juden rechtlich die volle Emanzipation zuteil wurde, und daß B. sich niemals, auch als die Wellen des Antisemitismus noch so hoch gingen, darauf einließ, ihre staatsbürgerlichen Rechte irgendwie zu beschneiden.

Zahlreich sind die persönlichen Beziehungen B.s zu Juden. Ueber die zu Rothschild ist schon gesprochen worden. Die interessanteste ist die zu Ferdinand Lassalle, der, obwohl Jude, in manchem B. seelisch nahestand.

Ueber Lassalle sagt Bismarck 1878 bei der Beratung des Sozialistengesetzes: „Was mich als Privatmann außerordentlich anzog, er war einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich je verkehrt habe. Ein Mann, der ehrgeizig im großen Stile war. Den kümmerlichen Epigonen, die sich jetzt mit ihm brüsten, hätte er ein quos ego zugerufen, er würde sie außerstande gesetzt haben, seinen Namen zu mißbrauchen. . . . Lassalle war ein sehr energischer, geistreicher Mensch, mit dem zu sprechen sehr lehrreich war. Unsere Unterredungen haben stundenlang gedauert und ich habe es stets bedauert, wenn sie beendet waren. Von „Verhandlungen" war schon deshalb nicht die Rede, weil ich in unseren Unterredungen wenig zu Worte kam. (Heiterkeit.) Er trug die Kosten der Unterhaltung allein, aber er trug sie in angenehmer und liebenswürdiger Weise. Jeder, der ihn kannte, wird mir in dieser Schilderung recht geben. Ich bedauere, daß seine politische Stellung und die meine mir nicht gestatteten, viel mehr mit ihm zu verkehren, aber ich würde mich gefreut haben, einen Mann von dieser Begabung und geistreichen Natur als Gutsnachbarn zu haben."

Ein großes Stück seines Lebens ging B. auch mit Ludwig Bamberger zusammen, der auf die Finanzgebarung des Reiches und auf die Entwicklung der Reichsbank einen erheblichen Einfluß ausübte. Ihre Wege trennten sich nicht etwa, weil Bambergers Judentum schuld war, sondern wegen dessen Einstellung zum Sozialistengesetz. Bamberger, der B. recht gut kannte, hat stets betont, daß dieser ein Judengegner nicht gewesen ist. Anders geartet waren des Kanzlers Beziehungen zu Eduard Lasker. B. hat ihn als Politiker lebhaft bekämpft, aber nicht als Juden. Folgende Aeußerung B.s über Lasker wird berichtet: „Schimpft mir nicht auf meinen Lasker, er ist eine Seele von einem Menschen, nur von Politik versteht er nichts." Die zahlreichen Beziehungen zu den Judenstämmlingen, wie z. B. zu Eduard von Simson, können hier im einzelnen nicht untersucht werden. Hingewiesen sei jedoch noch auf die Aeußerungen, die er dem Papierindustriellen Moritz Behrend gegenüber tat, als der Antisemitismus die Geister besonders erregte. Behrend fragte den Kanzler ausdrücklich, ob dieser mit der Judenhetze einverstanden sei, worauf B. antwortete: „Nichts kann unrichtiger sein. Ich mißbillige ganz entschieden diesen Kampf gegen die Juden, sei es, daß er auf konfessioneller oder gar auf der Grundlage der Abstammung sich bewege. Mit gleichem Rechte könnte man eines Tages über Deutsche von polnischer oder französischer Abstammung herfallen wollen und sagen, es seien keine Deutschen. Daß Juden mit Vorliebe sich mit Handelsgeschäften befassen, nun, das ist Geschmacksache. Durch ihre frühere Ausschließung von anderen Berufsarten mag das wohl begründet sein, aber sicherlich berechtigt ist es nicht, über ihre größere Wohlhabenheit jene aufreizenden Aeußerungen zu tun, die ich durchaus verwerflich finde, weil sie den Neid und die Mißgunst erregen. Ich werde niemals darauf eingehen, daß den Juden die ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte in irgendeiner Weise verkümmert werden. Die geistige Organisation der Juden im allgemeinen macht sie zur Kritik geneigt und so findet man sie wohl vorzugsweise in der Opposition, aber ich mache keinen Unterschied zwischen christlichen Gegnern meiner Wirtschaftspolitik, die ich nach meiner Ueberzeugung als ersprießlich für das Land verfechte."

Ein Mann, den Bismarck außerordentlich geschätzt und dessen Fähigkeiten er sich in hohem Maße bedient hat, war Bleichröder. Aus den Beziehungen zwischen Bismarck und Bleichröder hat sich ein Netz von Verleumdungen um den Kanzler gesponnen. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, die Juden und ihre Genossen zur herrschenden Klique in Deutschland gemacht zu haben, er aber kommt zu dem Resultat: „Die Juden sind in ihrer Politik gegen mich nie so gemein gewesen als meine christlichen Gegner in der Fortschrittspartei, in der konservativen Partei, der „Reichsglocke".

Literatur: Max L e n z: Geschichte B.s.

Erich M a r c k s: B. eine Biographie, Bd. I; B.s Jugend 1815/48.

Derselbe: Otto von B., ein Lebensbild.

Adolph K o h u t: Allerlei neue Bismarckiana. Leipzig o. J.

Otto J ö h l i n g e r: B. und die Juden. 1921.

September 1925.

Dr. W i l l y C o h n
Lessing-Loge, Breslau.

Vorabdruck aus der im Jüd. Verlag, Berlin, erscheinenden zweibändigen „Jüd. Enzyklopädie", herausg. von Dr. Georg Herlitz u. Dr. Bruno Kirschner.

Sinai.

Die Sinai-Halbinsel bildet ein mit seiner Spitze nach Süden gerichtetes Dreieck von etwa 25 000 Quadratkilometern Ausdehnung zwischen dem Golf von Suez und dem Golf von Akaba. Ihre Südspitze ragt ins Rote Meer hinein, das seinen Namen den roten Porphyrfelsen der Sinaiküste verdankt. Diese steigen aus großer Meerestiefe steil zu alpinen Höhen auf und bilden die Flanken des riesigen Gebirgsstocks, dessen unwirtliche Felsen als der erhabene Schauplatz der Gesetzesverkündigung gelten. Den Mittelpunkt des südöstlichen Gebirgsstocks, des Dschebel Musa, d. h. Mose-Gebirge, bilden zwei Berge, der Katharinen- und der Mosesberg, die in einer Höhe von 2500 m zum Himmel ragen. Die Wände des Mosesberges stürzen steil in die Tiefe und man gelangt nur mühsam durch enge Schluchten hinauf. Das zur Höhe führende Tal wird von den Arabern „Tal des Jethro" genannt, weil hier der Schwiegervater Mose's Jethro seine Herden geweidet haben soll, die Christen nennen es Klostertal, weil es vom Katharinenkloster beherrscht wird, das auf etwa halber Höhe sozusagen als ein friedliches Fort den Aufgang zum heiligen Berge bewacht. Das Katharinenkloster ist ein festungsartiger Bau, in den man früher, da die Eingänge zum Schutz gegen Beduinenüberfälle vermauert waren, nur durch 30 cm hohe Luken gelangen konnte, um sich alsdann in einem kleinen Paradies inmitten der Wildnis zu befinden. Der Ueberlieferung nach von Justinian und seiner Gemahlin Theodora gegründet, wurde es all die Jahrhunderte hindurch von den Mönchen mit größter Liebe gepflegt und ausgebaut, so daß es heute eine Reihe von Gebäuden verschiedener Epochen und Stilarten in feenhaften Gärten gelegen und durch zahlreiche, teils unterirdische Gänge verbunden vereint. Den Mittelpunkt der Kultstätten bildet die Kapelle des brennenden Busches, die dem Platz entsprechen soll, an dem Moses vor dem Flammenbusch gestanden, und die nur mit unbeschuhtem Fuß betreten werden darf. Aus der Bibliothek des Katharinenklosters stammt eine der ältesten Niederschriften der Bibel, der berühmte Codex Sinaiticus. Auch sonst sind auf der Sinaihalbinsel Inschriften aus verschiedenen Epochen aufgefunden worden, darunter die vermutlich ältesten hebräischen Schriftzeugnisse, die wir kennen. Von diesem Kloster führt der Aufstieg zum Gipfel des Sinai über eine Riesentreppe von 3000 Stufen empor. Auf halbem Wege liegt die Kapelle des Elias, in der man die Höhle zeigt, darin der Prophet Elias übernachtet haben soll und vor deren Eingang der Herr nach Sturmwind, Beben und Feuer an ihm in sanftem Säuseln vorüberging. Hier steht auch am Rande eines Brunnens eine Cypresse als der einzige freiwachsende Baum des gesamten Sinaiberges, der im übrigen kahl wie eine gigantisch steinerne Gesetzestafel zur Höhe aufsteigt. Oberhalb der Eliaskapelle kommt man an den zerfallenen Fundamenten eines Palastes vorbei, den sich ein früherer Vizekönig von Aegypten erbauen wollte. Aber eines Tages, als er von der Baustelle zu Tale fuhr, schreckte ihn eine Vision und er ließ das begonnene Gebäude unvollendet stehen. Dreiviertel Stunden Wegs oberhalb des Eliasklosters erreicht man den Gipfel des Berges, der von einer mächtigen Granitplatte von 60 Schritt Umfang gebildet wird. Die Trümmer einer Kapelle und einer Moschee zeugen von den mißglückten Versuchen, die erhabene Einsamkeit dieses Höhepunktes durch Gebäude von Menschenhand zu schänden. Rechts und links fallen die Felsen steil in jähe Tiefe hinab, scharfe Furchen zeigen den Weg, auf dem die Schmelzwasser des Winterschnees von den Höhen in die Täler hinabstürzen. Schaut man aber umher, so „stellt sich ein furchtbar schönes Wüstenpanorama unter dem blauen Gewölbe des reinsten, klaren arabischen Himmels dem Auge dar; keine Ortschaften, keine Dörfer, keine Alphütten, keine Burgschlösser beleben diese Bergregion; kein See, kein Flußspiegel, kein Wasserfall, kein Wald, kein Ackerfeld, keine grünenden Wiesen unterbrechen das Eintönige dieser schweigsamen Szene. Nur Sturm und Donner tönt in der sonst stummen Wüste. Ueberall erblickt man nur weite, öde Wildnis, grau, dunkelbraun, ganz schwarz, nur in der äußersten Ferne im Norden das hellgelbe Sandmeer, von niedern, schwarzen Felskämmen durchzogen, welches den seltsamsten Kontrast mit



SINAI-GEBIRGE. *(Aus einem Palästina-Film des Jüd. National-Fonds.)*

der nächsten wilden, zackigen Gebirgsumgebung bildet." (Abb.)

So ist die Sinaihalbinsel ein großes steinernes, ja man möchte sagen versteinertes Denkmal der welthistorischen Offenbarung, die sich hier vor mehr als 3000 Jahren abgespielt hat. Denn die gesamte Halbinsel wird von nicht mehr als 4000 bis 5000 Menschen bevölkert, von denen nur die Bewohner des Katharinenklosters seßhaft sind. Die übrigen streifen mit ihren wenigen Ziegen und Kamelen als Beduinen nomadisierend durch das öde Gebirge, das außer von vereinzelten Antilopen, Bergziegen und Wildhühnern und dem hier und da im Sande schlafenden Skorpion auch von keinem Tier bewohnt wird. Als die Kinder Israels das Gebirge durchzogen, war es vermutlich wesentlich belebter als heute. Damals waren wahrscheinlich Akazie und Tamariske die Charakterpflanzen der Landschaft. Die Tamariske scheidet im Sommer eine Art weißen Honig aus, einen sehr süß schmeckenden Stoff, der von den Arabern „Man" genannt wird und vermutlich mit dem Manna der Bibel identisch ist. Heute weist das Gebirge nur noch einen größeren Tamariskenwald in einem der Nebentäler des Sinai auf. Aus dem Holz der Akazie aber, die bis in die Zeit der arabischen Herrschaft größere Strecken Landes beschattete, mag vielleicht die Stiftshütte gebaut gewesen sein, denn gerade Akazienholz eignet sich infolge der Vereinigung von Festigkeit und Leichtigkeit zu tragbarem Gerät. Durch systematischen Raub zum Zweck der Kohlengewinnung wurden die Akazienwälder im Laufe der Jahrhunderte bis auf die jetzigen kläglichen Reste vernichtet und erhielt das Land jenen steinern toten Charakter, der es heute als den großen Sarkophag einer welthistorischen Tradition erscheinen läßt.

September 1925.

Der deutsche Hechaluz wurde im Jahre 1923 als Landesverband der Weltorganisation Hechaluz gegründet. Die Aufgabe des Hechaluz (Chaluz = Pionier) ist die Zusammenfassung aller jener jüdischen Menschen, die sich im Hinblick auf eine spätere Uebersiedlung nach Palästina in landwirtschaftlichen und handwerklichen Berufen ausbilden wollen.

Der deutsche Hechaluz umfaßt zurzeit etwa 1000 Mitglieder (837 männlich, 213 weiblich). Hiervon waren 576 Landwirte und der Rest Handwerker, hauptsächlich Schlosser, Tischler, Elektrotechniker, Mechaniker, Zimmerleute und Maurer. Ihrer Ausbildungsdauer nach befanden sich etwa je 300 im ersten und zweiten Jahre ihrer Ausbildung, der Rest im dritten, vierten und fünften Jahre.

Der Ausbildungsplan ist, je nach den Berufen, der Herkunft und dem Alter des Chaluz verschieden. Jüngere Menschen im Alter von 17 bis 19 Jahren sollen nach Möglichkeit eine gründliche Ausbildung erhalten; ihnen wird innerhalb der Berufsberatung, die eine besondere Abteilung des Arbeitsgebietes darstellt, zu bestimmten handwerklichen Berufen geraten, für die sie sich eignen und für die entsprechende Entwicklungsmöglichkeiten vorausgesehen werden können. Es wird dann der größte Wert darauf gelegt, daß die betreffenden eine wirklich gründliche, durchschnittlich dreijährige Lehrlingsausbildung durchmachen, die mit der Gesellenprüfung abschließt. In der Landwirtschaft wird in solchen Fällen nach Vollendung der praktischen Lehrzeit, wobei auf einen geeigneten Wechsel zwischen kleinbäuerlicher Ausbildung und Ausbildung auf größeren Gütern geachtet wird, oftmals die Erlernung eines Spezialfaches mit entsprechendem Besuch geeigneter Fachschulen gepflegt. Anders verhält es sich in den Fällen, wo bereits ältere Menschen, sei es aus idealistischen, sei es aus sozialen Motiven heraus, sich dem Verbande anschließen. Gerade in letzter Zeit macht sich innerhalb der jüdischen Bevölkerung Deutschlands ein starker Drang zu produktiven Berufen fühlbar, nachdem sowohl für ältere wie für jüngere viele der nur in der Inflation aufgeblühten Berufszweige aussichtslos geworden sind, und dem Hechaluz sind infolge der beträchtlichen Zahl derer, die aus der sozialen Not des täglichen Lebens heraus in gesunde, produktive Berufe drängen, große soziale Aufgaben innerhalb der deutschen Judenheit erwachsen. Für solche Fälle erstrebt der Hechaluz eine möglichst baldige und zahlreiche Ueberführung von der Stadt aufs Land und in solche handwerkliche Berufe, die nach kurzer Zeit des Anlernens bereits eine normale Existenzmöglichkeit geben (Bau-, Beton-, Steinbrucharbeiter usw.).

Die Zahl der in der Landwirtschaft arbeitenden Mitglieder des deutschen Hechaluz beläuft sich zurzeit auf etwa 580. Hinsichtlich der Art ihres Arbeitsplatzes lassen sie sich in drei Kategorien gruppieren:

1. Arbeiter bei deutschen Bauern. Es ist gelungen, an den verschiedensten Stellen Deutschlands größere Gruppen junger jüdischer Menschen als Arbeiter bei deutschen Bauern unterzubringen. Das Bestreben der Organisation war, in einzelnen Gegenden Zentren bäuerlicher Arbeit zu schaffen, damit nicht der einzelne innerhalb einer fremden Umgebung durch Vereinsamung und eventuell unter Antisemitismus leidet. Zentren solcher landwirtschaftlicher bäuerlicher Arbeit befinden sich in der Umgebung von Chemnitz, Landau, Hameln, Fulda, Worms, Wiesbaden, Wolfenbüttel und in Pommern sowie an einer Reihe kleinerer Plätze. Die bedeutendsten Zentren sind das in der Pfalz, welches sich auf verschiedene kleinere Dörfer verteilt (etwa 80), und das bei Hameln, wo sich etwa 70 Chaluzim befinden. Allein die große Zahl der hier Arbeitenden beweist, in welchem Maße es gelungen ist, das Vorurteil, daß der Jude zu physischer landwirtschaftlicher Arbeit unfähig sei, zu überwinden. Ja, die Bauern nehmen diese jüdischen Arbeiter, die für sie ein ausgesuchtes, billiges und meist intelligentes Arbeitermaterial darstellen, mit Vorliebe. Und allein durch die Tatsache ihrer Existenz und Arbeitsleistungen haben diese Gruppen, wie mehrfach von christlicher Seite bekundet wurde, in ihren Bezirken mehr zur Zerstreuung antisemitischer Vorurteile getan als alle theoretische Apologetik vermochte. Die Ausbildung in diesen bäuerlichen Zentren erstreckt sich in der Regel auf etwa ein Jahr.

2. Gutszentren. Im Ausbildungsplane des Hechaluz liegt der Wechsel zwischen Ausbildung bei kleineren Bauern und auf größeren, modern geleiteten Gütern. Es war daher das Bestreben, Gruppen landwirtschaftlicher Arbeiter, am liebsten in Form von Akkordgruppen, auf größeren Gütern unterzubringen. Der Vorteil besteht einerseits in der verbesserten Ausbildungsmöglichkeit, insbesondere im Hinblick auf die wichtigen modernen Methoden der Landwirtschaft, andererseits im engeren und intimeren Zusammenleben und Zusammenarbeiten der auf einem Zentralgut Lernenden, wodurch Aufnahme und Ausbildung auch jüngerer und schwächerer Menschen, die man nicht als Einzelarbeiter zu Bauern schicken kann, ermöglicht wird. Solche Gutszentren größeren Ausmaßes bestehen auf dem Rittergut Ludwigshorst bei Deutsch-Krone (Besitzer Herr A. Kempner), auf dem etwa 20 Chaluzim arbeiten, ein ganz moderner und vorzüglich geleiteter Betrieb, wo zurzeit ein Spezialhaus für die Praktikanten gebaut wird, in Schönhagen bei Trebbin (Besitzer Herr R. Mosse), wo insgesamt 13 Jungen und Mädchen arbeiten; in Mechtildshausen bei Biebrich (christlicher Besitzer), wo fünf Gärtner arbeiten, und bei Frankfurt a. M. in einer großen Gärtnerei (Niederwalluf) (Besitzer Goos & Köhnemann), wo 14 Leute beschäftigt sind.

Einen Uebergang zur letzten Form der Ausbildung stellt das jüngst erworbene Gut Georgsthal dar, das einem Mitgliede der Organisation gehört und auf dem insgesamt 28 Leute arbeiten. Der Betrieb ist etwa 600 Morgen groß und liegt in direkter Nachbarschaft von Ludwigshorst bei Deutsch-Krone (Westpreußen). Es soll hier der Versuch gemacht werden, einen Betrieb durchzuführen, dessen Wirtschaftsführung rentabel und dabei doch möglichst auf die Ausbildung der Arbeiter eingestellt ist.

3. Siedlungen. Die Siedlung ist jene Form landwirtschaftlicher Ausbildung, welche am vollständigsten den Bedürfnissen des Chaluz entgegenkommt. Der deutsche Hechaluz arbeitet zurzeit auf

einer Siedlung (Halbe bei Berlin), gegründet vom Blau-Weiß, in der in diesem Jahre zwölf Jungen und vier Mädchen arbeiten. Da landwirtschaftliche Betriebe, die nur nach den Gesichtspunkten einer möglichst günstigen Ausbildung aufgebaut und hauptsächlich von Lernenden geführt werden, nur sehr schwer rentabel gemacht werden können, ist die Möglichkeit, eigene Siedlungen einzurichten, trotz ihrer großen Bedeutung sowohl für die berufliche wie auch die menschliche Erziehung aus finanziellen Gründen zurzeit noch stark beschränkt.

Spezialausbildung. Neben der allgemeinen landwirtschaftlichen Ausbildung wird die Spezialisierung auf bestimmten Sondergebieten der Landwirtschaft gepflegt. Abgesehen von Gärtnerei werden hier insbesondere Gemüse- und Obstgärtnerei in Verbindung mit Konservenfabrikation (Ausbildungsort: Gerwisch bei Magdeburg), Bienenzucht (Ausbildungsort: Erfurt), Milchwirtschaft und Molkereiwesen (Ausbildungsorte: Kiel und Holland), Schafzucht (Ausbildungsort: Halle, Versuchsgut Lettin) und vor allem Geflügelzucht betrieben. Die Geflügelzucht, vornehmlich den weiblichen Zöglingen vorbehalten, hat zwei ausgezeichnete Lehrbetriebe in Schildow in der Mark und Heckertshausen bei Kassel, die zu den besten, von der Landwirtschaftskammer anerkannten Geflügelzuchtanstalten Deutschlands gehören.

Im Handwerk seien nur jene Plätze erwähnt, an denen eine speziell auf die Zwecke des Verbandes eingerichtete Ausbildungsmöglichkeit gegeben ist. An erster Stelle stehen die Tischlereiwerkstätten in Magdeburg. Hier arbeiten in einer eigens vom Hechaluz gepachteten Tischlerei sechs Lehrlinge unter Leitung eines deutschen Meisters. Die Ausbildung erfolgt nach den Vorschriften der Handwerkskammer und endet nach drei Jahren mit der Gesellenprüfung. Es wird sowohl Möbel- wie Bautischlerei gepflegt. Der Betrieb, der seit etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren besteht, arbeitet fast ganz rentabel. Die Lehrlinge wohnen und verpflegen sich in einem eigenen Heim. Die Finanzierung erfolgt durch einen für diese Zwecke gegründeten lokalen Verein.

In Leipzig sind sechs Lehrlinge als Bauhandwerker und fünf als Betonarbeiter in größeren städtischen und privaten Betrieben untergebracht. Sie wohnen und verpflegen sich ebenfalls in einem eigenen Heim, die Finanzierung erfolgt teils aus Löhnen, teils aus lokalen Zuschüssen. In Breslau arbeiten sechs Lehrlinge als Schlosserlehrlinge bei einzelnen Meistern, ebenfalls in einem eigenen Heim untergebracht.

Die Mädchenausbildung erfolgt im großen und ganzen nach den gleichen Gesichtspunkten wie die der Jungen. Nur wird hier bei der Auswahl der Stellen mit noch größerer Sorgfalt vorgegangen und besonderer Wert auch auf Ausbildung in bestimmten Spezialgebieten gelegt. So befindet sich eine Anzahl von Mädchen in Kinder- und Säuglingsheimen, auf Gartenbauschulen sowie auf staatlichen Lehranstalten.

Für die Durchführung seiner Arbeiten steht dem Hechaluz ein ausgedehnter technischer Apparat zur Verfügung, zu dessen Aufgaben in erster Linie eine umfangreiche Stellenvermittlung gehört. Die Zentrale und zwei ihr angeschlossene Sondervermittlungen vermittelten im Laufe von sechs Wochen im Frühjahr 1925 von 409 Meldungen insgesamt 296 Stellen, davon 175 auf dem Lande, 104 für Mädchen und den Rest für Handwerker. Der Stellenvermittlung ist eine Berufsberatungsstelle angegliedert.

Eng verknüpft mit der rein technisch-beruflichen Ausbildung ist die Fürsorge für die Erziehung aller dem Hechaluz angeschlossenen jungen Menschen. Es handelt sich hierbei sowohl um theoretische Fortbildung in beruflicher Hinsicht wie auch um Bildung im allgemeinen, insbesondere in jüdischem Sinne. In Städten dienen hierzu vor allen Dingen Heime, die zurzeit in Berlin, Leipzig, Breslau, Frankfurt am Main und Magdeburg bestehen. Hier werden Kurse und Vorträge veranstaltet, die regelmäßig besucht werden müssen. Ferner bestehen an allen größeren Plätzen Bibliotheken, deren Ausgestaltung besondere Sorgfalt zugewendet wird, und die vor allem auch den auf dem Lande Arbeitenden nutzbar gemacht werden. Diesen werden auch Zeitschriften regelmäßig zugeschickt; Rundschreiben und eine eigene Zeitschrift, die seit August 1924 erscheint, sorgen für Kontakt zwischen der Zentrale und den Gruppen.

All diese vielseitigen Aufgaben und Erfüllungen beweisen, daß der Hechaluz nicht nur eine gesunde Idee verkörpert, sondern auch einem wahrhaft vorhandenen starken Bedürfnis innerhalb des deutschen Judentums entgegenkommt, und daß er berufen ist, nach innen für die Gesundung und Stärkung der jüdischen Gemeinschaft, nach außen für die Hebung des jüdischen Ansehens positiv zu wirken.

September 1925.

Dr. E. F. Ascher, Berlin.

Judenordnung.

Als Judenordnung bezeichnet man das bis zur Verleihung der Gleichberechtigung, also rund bis zum Jahre 1800 geltende Ausnahmegesetz für die Juden, das jus judaicum, das in seinen Grundzügen in allen westeuropäischen Staaten übereinstimmend etwa folgenden Charakter trug.

Grundlegend war, daß die Juden überall als Ausländer, und zwar als lästige und minderwertige, im besten Fall als besserungsbedürftige Ausländer angesehen wurden. Sie waren den städtischen oder ländlichen Behörden gegenüber vollkommen rechtlos, d. h. sie hatten keine Möglichkeit, sich auf irgendwelche Rechte zu stützen, sondern mußten die Landesbestimmungen nolens volens hinnehmen, sie waren lediglich Objekte, nicht Subjekte der Gesetzgebung.

Als Ausländer waren sie eigentlich des Landes zu verweisen, aber man „gestattete" ihnen den Landaufenthalt unter besonderen Bedingungen. Die erste hiervon war Zahlungsfähigkeit. Der Einzeljude oder die einzelne jüdische Gemeinde erhielt Aufenthaltserlaubnis — jeweils auf ein Jahr — gegen Zahlung einer bestimmten Summe, des sogenannten Schutz- oder Toleranzgeldes. Dieses war so hoch bemessen, daß nur notorisch reiche Juden, die dem Staate auch sonst pekuniäre Vorteile brachten, sich mit dem Gefühl der Ansässigkeit im Lande aufhalten konnten, während die Armen ständig in Gefahr schwebten, eines Tages über die Grenze abgeschoben zu werden. Nach der Judenordnung von 1775 für Sachsen beispielsweise mußte jeder Familienvater 70 Taler, jede Ehefrau 30 und jedes Kind 5 Taler Jahrestaxe zahlen. Die Juden Preußens mußten Friedrich d. Gr. 25 000 Taler Schutzgeld abführen. Nach dem „Emanzipationsedikt" von 1790 durften in Wien nur Juden mit einem Grundkapital von 8000 Gulden und einem bestimmten Mindesteinkommen wohnen. Im Jahre 1804 gab es in Wien nur 119 „tolerierte" Familien, die allein für das Wohnrecht jährlich 18 000 Taler zahlten, während alle anderen Juden nur heimlich und unter ständiger Bezahlung von Bestechungsgeldern an die Judenpolizei sich sozusagen von Tag zu Tag in der Hauptstadt aufhielten. Die ungarischen Juden mußten im Jahre 1811 die geradezu ungeheuerliche Summe von 1 600 000 Gulden für einen einjährigen Landesaufenthalt an die Staatskasse entrichten.

Um ein Anwachsen der Juden über die erwünschte Zahl zu verhindern, wurden sie normiert, d. h. es wurde die Höchstgrenze der erlaubten Familien festgesetzt. So durften z. B. in Böhmen bis zu 8600, in Mähren bis zu 5400 Familien wohnen; für Metz betrug die Zahl 480 Familien, für Frankfurt 500 usw. Damit die Familienzahl die festgesetzte Höchstgrenze nicht überschritte, durften Ehen nur mit Genehmigung der Behörden geschlossen werden, und zwar durfte gewöhnlich nur der älteste Sohn heiraten, und dieser nur, wenn ein Familienvater gestorben und eine „Matrikel" vakant geworden war. Die jüdische Jugend wurde hierdurch in die glücklichen erstgeborenen Familienanwärter „Familianten" und die übrigen zur Ehelosigkeit Verdammten eingeteilt. Rabbiner, die eine Ehe ohne Staatserlaubnis schlossen, wurden streng bestraft und z. B. im Elsaß mit Landesverweisung bedroht. In Frankfurt durfte in jedem Monat eine Ehe geschlossen werden. Für die Eheschließung selbst mußte abermals eine besondere Steuer, die „Schleiertaxe", entrichtet werden, die oft eine unerschwingliche Höhe erreichte. In Sachsen wurde sie 1775 auf 40 Taler, in Preußen unter Friedrich d. Gr. bis auf 80 Taler festgesetzt. Hierzu kam noch eine Trauscheinsteuer in Höhe von 14 Talern und die Prozellan-Exportationssteuer, d. h. der heiratende Jude mußte aus der Königlichen Porzellanmanufaktur Porzellan bis zu einer Preishöhe von 300 Talern kaufen, und dieses, das sogenannte „Judenporzellan", natürlich stets mit großem Schaden, ins Ausland verkaufen. In einer Spanne von acht Jahren verloren die Juden Preußens durch diesen „Judenporzellan"-Export 100 000 Taler. Der Hochzeitsfeier selbst mußte ein Polizeikommissar beiwohnen, den die Juden natürlich ebenfalls bezahlen mußten. Starb das Familienoberhaupt, so war die Witwe in Gefahr, mit ihren Kindern vertrieben zu werden, eine Maßnahme, die z. B. in Oesterreich noch im 19. Jahrhundert und im Elsaß, dem alten Ansiedlungsrayon Frankreichs, bei den Großgrundbesitzern, den „Herren" der Juden, gang und gäbe war. Hier verlieh der „Seigneur" den Juden gegen eine alljährliche Abgabe Wohnrecht, aber nur dem Zahler selbst, seinen Kindern nicht. Der Sohn mußte, erwachsen, das Vaterhaus verlassen, wenn es dem Seigneur gefiel. Auf eine diesbezügliche Eingabe der Juden bei dem „Obersten Rat" erhielten sie kurz vor der Revolution folgende Antwort: „Der Jude hat keinen ständigen Wohnsitz; er ist zur ewigen Wanderschaft verurteilt. Dieses Schicksal verfolgt ihn überall und sagt ihm, daß er sich nirgends dauernde Ansässigkeit gestatten darf. Darum ist es empörend (révoltant), wenn ein Angehöriger dieser verurteilten Nation (nation proscrite) einen Seigneur zwingen will, ihn anzuerkennen und ihm das Schutzrecht nur aus dem Grunde zu gewähren, weil der Seigneur die Gnade hatte, den Vater dieses Juden auf seinen Besitzungen zu dulden, und weil dieser Jude da geboren ist. . . . Der Jude ist weder Bürger noch Städter (ni citoyen, ni bourgeois); das Wohnrecht in jedem Einzelfalle kann ihm nur der Seigneur verleihen, der auch befugt ist, ihn, wenn nötig, auszuweisen."

Toleranz- und Heiratssteuer waren aber nur die Grundsteuern für ein ganzes Gebäude anderer Lasten, die der Jude für die Gnade des Landesaufenthalts zu tragen hatte. „Ehrbare Berufe" waren ihm versagt. Er durfte keinen Grund erwerben, keinen Ackerbau treiben, kein Zunftgewerbe ausüben, sondern mußte einen der ihm vom Staat zugewiesenen Berufe ergreifen. Gewöhnlich erlaubte man ihm nur den Handel mit alten Kleidern, das Wechselgeschäft, Branntweinausschank oder dergleichen. Da er infolge der alljährlichen enormen Steuerzahlungen einerseits und der Unsicherheit seiner Rechtslage andererseits sein Geld nicht langfristig investieren konnte, verlegte er sich gewöhnlich aufs Verleihen. So wurde der sogenannte „Wucher" zu einem angeblich „spezifisch jüdischen" Erwerbszweig.

Als Zwangswohnstätte wurde den Juden ein bestimmter Stadtteil, natürlich zumeist der minderwertigste der ganzen Gegend, angewiesen, und zwar nur der eben gerade zum Vegetieren allernotwendigste Raum, so daß Schmutz und Verelendung die unausbleiblichen Folgen der Zusammenpferchung waren. Die Judengasse oder das G h e t t o war durch hohe Türen von der übrigen Stadt abgeschlossen und wurde durch eine besondere Judenpolizei bewacht. Das Ghetto durfte nach den jeweiligen Verfügungen der betreffenden Stadt nur zu bestimmten Zwecken, zu bestimmten Stunden, nur gegen besondere Abgabe verlassen werden und wurde mit Eintritt der Dunkelheit verschlossen. Sonntags blieb es gänzlich geschlossen, damit die Juden das feierliche Bild des Sonntagslebens nicht störten. Außerhalb des Ghettos mußten die Juden besondere Judenabzeichen tragen z. B. in Italien den gelben Fleck, in Preußen den Judenbart. Für Reisen außerhalb der Stadt mußten sie mit besonderen Pässen versehen sein, die sie ebenfalls teuer bezahlten, die sie aber nicht davor schützten, an jeder Stadt- und Landesgrenze der zahllosen Gemeinden und Duodezländchen einen besonderen Zoll, den „J u d e n z o l l" entrichten zu müssen. Im Zollsystem rangierten Vieh- und Judenzoll in gleicher Rubrik. Als Moses Mendelssohn, damals schon ein berühmter Philosoph, nach Dresden reiste, mußte er an der Stadtgrenze den Leibzoll nach der für einen „polnischen Stier" festgesetzten Taxe zahlen. In Wien mußten sich einreisende Juden bis zum Jahre 1848 auf dem Judenamt, das die Aufschrift trug: „Für Juden, Sesselträger und Fiaker" melden und die übliche B o l l e t e n t a x e entrichten. Ebenso gab es in Paris eine „Inspektion für Juden und Vagabunden", bei der sich die Juden melden mußten, und eigens hierfür bestimmte Polizeikommissare veranstalteten allwöchentlich Razzien auf Juden, die sich ohne Erlaubnis in der Stadt aufhielten und alsdann in die Gefängnisse wanderten.

Gelangten die Juden trotz dieser Fesseln irgendwo zu größerem Wohlstand, so wurden sie nach Gutdünken enteignet, deportiert oder durch sonst irgendein Verfahren wieder auf den Nullpunkt des sozialen Daseins herabgedrückt. Konnten sie die drückenden Steuern nicht zahlen, so drohte ihnen schwerste Strafe. Im Tagebuch eines wolhynischen Gutsbesitzers findet man vom Jahre 1774 folgende Aufzeichnung: „Der Pächter Herschko bezahlte mir nicht die aus früheren Terminen bereits fälligen 91 Taler. Ich sah mich daher genötigt, das Geld zwangsweise einzutreiben. Nach dem Vertrage steht mir im Falle der Nichtbezahlung das Recht zu, ihn samt Frau und Kinder für beliebig lange einzusperren, bis er mir die Schuld bezahlt. Ich ließ ihm Fesseln anlegen und ihn in einen Schweinestall sperren, aber seine Frau und seine Bachurim ließ ich in der Herberge zurück; nur den jüngsten Sohn Lejser nahm ich zu mir auf die Meierei und befahl, ihn im Katechismus und in den Gebeten zu unterrichten." Man zwang den Knaben, das Zeichen des Kreuzes zu machen und Schweinefleisch zu essen; und nur die Ankunft von Juden aus Berditschew, die die Schulden des ruinierten Pächters bezahlten, errettete den Vater vom Gefängnis und den Knaben von der gewaltsamen Taufe (Dubnow).

Solche Zwangstaufen waren in aller Welt an der Tagesordnung, vor allem dort, wo der Klerus mächtig war. In Wien und Rom mußten die Juden offiziell von ihren Rabbinern geführt zu den „J u d e n m e s s e n" erscheinen, wo ihnen Bekehrungspredigten gehalten wurden. Kinder wurden in zahllosen Fällen — der letzte ist der berühmte Fall Mortara im Jahre 1869 (s. S. Bl. 20/21 Montefiore) — ihren Eltern geraubt und ins Katechumenhaus gesperrt, wo Missionare sie erzogen. 1787 wurden in Rom die Vorsteher der Gemeinde verhaftet und mit der Folterbank bedroht, weil sie nach einer Denunziation durch einen Täufling zwei Waisen nicht dem Missionshaus überliefern wollten. Die Gemeinde mußte nicht nur die Knaben hergeben, sondern noch eine große Kontributionssumme bezahlen. Ebenso war in Italien wie in vielen anderen Ländern die Mitnahme oder das Verschenken hebräischer Bücher ohne Erlaubnis der geistlichen Obrigkeit untersagt und wurde durch das päpstliche Edikt von 1775 mit sieben Jahren Gefängnis bedroht. Selbst religiöse Zeremonien bei der Bestattung von Verstorbenen und das Aufstellen von Leichensteinen waren den Juden manchen Orts, wie in Rom, untersagt. So verfolgte der Haß der Nationen die Juden bis über das Grab hinaus — ohne daß er vermocht hätte, sie auszurotten, ja auch nur in ihrer Entwicklung zu hemmen. Ihr Ende fanden die Judenordnungen während und nach der französischen Revolution, nicht, wie man gewöhnlich liest, als ein Geschenk der neuen Zeit an das geknechtete Volk, auch nicht als einen Großmutsakt Napoleons, sondern als das Ergebnis eines von seiten der Juden erbittert geführten Kampfes gegen die sich heftig sträubenden Gegner, Klerus und Adel, die sich mit allen Kräften der Gleichberechtigung der Juden widersetzten. Zu einer wirklichen wenigstens staatsrechtlichen Emanzipation kam es in fast allen europäischen Staaten erst im Zeitalter der bürgerlichen Revolutionen um 1848, wo die Herrscher, um ihre Throne zitternd, mit den „Konstitutionen" auch die Emanzipationsakte unterzeichneten.

Lit. D u b n o w: Neueste Geschichte des jüdischen Volkes. Bd. 1.

September 1925.

Bibel: Naturschilderung.

Psalm 104.

Der Psalm 104 bildet in gewissem Sinn ein Gegenstück zu der in Sammelbl. Nr. 30 veröffentlichten Naturschilderung aus Hiob. Im Gegensatz aber zu dem dort kosmisch weitgespannten Weltgemälde trägt das Naturbild dieses psalmistischen Gedichts einen mehr irdisch-idyllischen Charakter. Es ist gegenüber dem riesigen Alfresco-Gemälde mit seinen oft geradezu schauerlich anmutenden dunklen Schattierungen ein Pastell in hellen, oft heiteren Tönen und in freundlichem Rahmen. Beiden gemeinsam aber ist als das typisch Biblische die Projektion der Naturerscheinungen auf den supranaturalistischen Hintergrund des Religiösen. Der biblische Dichter sieht Welt und Weltgeschehen in der ganz bestimmten Beziehung zu Gott als den Schöpfer und väterlichen Erhalter seines Schöpfungswerkes. Seine Weltanschauung ist — das ist für die jüdische Literatur wenn auch nicht unerläßlich, so doch charakteristisch — ausgesprochen optimistisch. Vom ersten „und er sah, daß es gut war", bis zum modernen Zaddik, der selbst im Verbrecher noch eine Inkarnation göttlichen Willens zur Ueberwindung des Bösen erkennt und liebt, sieht er in der Welt das Gute vorherrschend und als wesentlich. Und wie die Welt mit dem Ideal des paradiesischen Unschuldglücks beginnt und nur ein Irrtum, eine Schuld es stört, so strebt die Weltentwicklung dem messianischen Zeitalter als dem natürlichen Idealzustand, der paradiesischen Apotheose des Erdenlebens wieder zu, dem Paradies der bewußten Unschuld des Menschheitsalters gegenüber dem der unbewußten Unschuld der Menschheitsjugend. Und auch die Zwischenepoche, die wir erleben, ist im Grunde voll Harmonie und Güte, voll Schönheit, Weisheit und Gerechtigkeit — die Brunnen quellen hervor und werden zu Bächen, die Bäche tränken Wiesen und Felder, die Bäume laben sich, die Vögel singen im Gezweig. Das Wild stillt seinen Durst, die Sonne geht auf und nieder und wie die Leoparden nachts nicht umsonst zum Ewigen schreien nach Fraß und das Meer von Fischen wimmelt, die sich darin in Freude tummeln, so geht der Mensch hinaus und säet das Brot und trinkt den Wein, der ihn erfreut, und singt den Preis des Herrn, der segnend seine Hände über allem offen hält:

Preise, meine Seele, den Ewigen!	בָּרְכִי נַפְשִׁי אֶת־יְיָ
Ewiger, mein Gott, groß bist du!	יְיָ אֱלֹהַי גָּדַלְתָּ מְאֹד
In Pracht und Majestät hast du dich gekleidet!	הוֹד וְהָדָר לָבָשְׁתָּ:
Der sich in Licht hüllt wie in ein Gewand,	עֹטֶה אוֹר כַּשַּׂלְמָה
Den Himmel ausspannt wie einen Teppich,	נוֹטֶה שָׁמַיִם כַּיְרִיעָה:
Der mit Wassern seine Söller bälkt,	הַמְקָרֶה בַמַּיִם עֲלִיּוֹתָיו
Wolken sich zu Wagen macht,	הַשָּׂם עָבִים רְכוּבוֹ
Auf Windesflügeln einhergeht,	הַמְהַלֵּךְ עַל־כַּנְפֵי־רוּחַ:
Der sich zu Boten Winde nimmt,	עֹשֶׂה מַלְאָכָיו רוּחוֹת
Seine Diener — Flammenblitze,	מְשָׁרְתָיו אֵשׁ לֹהֵט:
Der die Erde gründete auf ihren Festen,	יָסַד־אֶרֶץ עַל מְכוֹנֶיהָ
Daß sie nicht wanke für immer und ewig.	בַּל־תִּמּוֹט עוֹלָם וָעֶד:
Die Urmeertiefe, wie mit einem Kleide hast du sie gedeckt,	תְּהוֹם כַּלְּבוּשׁ כִּסִּיתוֹ
Ueber den Bergen stehen die Wasser,	עַל־הָרִים יַעַמְדוּ־מָיִם:
Vor deinem Dräuen fliehen sie zurück,	מִן־גַּעֲרָתְךָ יְנוּסוּן
Vor der Stimme deines Donners beben sie dahin.	מִן־קוֹל רַעַמְךָ יֵחָפֵזוּן:
Berge steigen sie empor, Täler fallen sie hernieder,	יַעֲלוּ הָרִים יֵרְדוּ בְקָעוֹת
Zum Ort hin, den du ihnen angewiesen.	אֶל־מְקוֹם זֶה יָסַדְתָּ לָהֶם:
Grenzen stecktest du ihnen, daß sie sie nicht überschreiten,	גְּבוּל־שַׂמְתָּ בַּל־יַעֲבֹרוּן
Daß sie nicht zurückkehren, die Erde zu bedecken.	בַּל־יְשׁוּבוּן לְכַסּוֹת הָאָרֶץ:
Der du die Quellen in die Auen sendest,	הַמְשַׁלֵּחַ מַעְיָנִים בַּנְּחָלִים
Zwischen den Bergen sprudeln sie dahin,	בֵּין הָרִים יְהַלֵּכוּן:
Tränken alles Getier des Feldes,	יַשְׁקוּ כָּל־חַיְתוֹ שָׂדָי
Waldesel stillen ihren Durst.	יִשְׁבְּרוּ פְרָאִים צְמָאָם:
Ueber ihnen wohnen die Vögel des Himmels,	עֲלֵיהֶם עוֹף־הַשָּׁמַיִם יִשְׁכּוֹן
Aus dem Laube lassen sie ihre Stimme schallen.	מִבֵּין עֳפָאיִם יִתְּנוּ־קוֹל:
Der die Berge tränkt aus seinen Söllern,	מַשְׁקֶה הָרִים מֵעֲלִיּוֹתָיו
Von der Frucht deiner Taten sättigt sich die Erde.	מִפְּרִי מַעֲשֶׂיךָ תִּשְׂבַּע הָאָרֶץ:
Der hervorsprießen läßt Gras dem Vieh	מַצְמִיחַ חָצִיר לַבְּהֵמָה

Und Kraut dem Dienst des Menschen,	וְעֵשֶׂב לַעֲבֹדַת הָאָדָם
Das Brot hervorzuziehen aus der Erde	לְהוֹצִיא לֶחֶם מִן־הָאָרֶץ:
Und Wein, der des Menschen Herz erfreut	וְיַיִן יְשַׂמַּח לְבַב־אֱנוֹשׁ
Und sein Antlitz glänzen läßt wie von Oel,	לְהַצְהִיל פָּנִים מִשָּׁמֶן
Und Brot, das das Herz des Menschen labt.	וְלֶחֶם לְבַב־אֱנוֹשׁ יִסְעָד:
Es sättigen sich die Bäume des Ewigen,	יִשְׂבְּעוּ עֲצֵי יְיָ
Die Zedern des Libanon, die er gepflanzt hat,	אַרְזֵי לְבָנוֹן אֲשֶׁר נָטָע:
Allwo die Vögel nisten,	אֲשֶׁר־שָׁם צִפֳּרִים יְקַנֵּנוּ
Der Storch, dessen Haus die Zypressen,	חֲסִידָה בְּרוֹשִׁים בֵּיתָהּ:
Die Berge, die hohen, für die Gemsen,	הָרִים הַגְּבֹהִים לַיְּעֵלִים
Die Felsen, ein Schutz für die Kaninchen.	סְלָעִים מַחְסֶה לַשְׁפַנִּים:
Er schuf den Mond für die Gezeiten,	עָשָׂה יָרֵחַ לְמוֹעֲדִים
Die Sonne kennet ihre Ankunft,	שֶׁמֶשׁ יָדַע מְבוֹאוֹ:
Du setzest Finsternis hin und es wird Nacht,	תָּשֶׁת־חֹשֶׁךְ וִיהִי לָיְלָה
In der das Getier des Waldes wimmelt.	בּוֹ־תִרְמֹשׂ כָּל־חַיְתוֹ־יָעַר:
Die jungen Leuen schreien nach Fraß,	הַכְּפִירִים שֹׁאֲגִים לַטָּרֶף
Von Gott verlangen sie ihre Nahrung.	וּלְבַקֵּשׁ מֵאֵל אָכְלָם:
Die Sonne gehet auf und sie verkriechen sich,	תִּזְרַח הַשֶּׁמֶשׁ יֵאָסֵפוּן
In ihren Schlupfwinkeln kauern sie sich nieder.	וְאֶל־מְעוֹנֹתָם יִרְבָּצוּן:
Da schreitet der Mensch hinaus zu seinem Werk	יֵצֵא אָדָם לְפָעֳלוֹ
Und seiner Arbeit bis zum Abend.	וְלַעֲבֹדָתוֹ עֲדֵי־עָרֶב:
Wieviel sind deiner Werke, Ewiger,	מָה־רַבּוּ מַעֲשֶׂיךָ יְיָ
Alles hast du in Weisheit gerichtet,	כֻּלָּם בְּחָכְמָה עָשִׂיתָ
Voll ist die Erde deines Besitztums.	מָלְאָה הָאָרֶץ קִנְיָנֶךָ:
Da ist das Meer, groß und breit nach allen Seiten,	זֶה הַיָּם גָּדוֹל וּרְחַב יָדָיִם
Ein Gewimmel in ihm ohne Zahl,	שָׁם־רֶמֶשׂ וְאֵין מִסְפָּר
Tiere, klein und groß.	חַיּוֹת קְטַנּוֹת עִם־גְּדֹלוֹת:
Da ziehen die Schiffe einher,	שָׁם אֳנִיּוֹת יְהַלֵּכוּן
Der Walfisch, den du geschaffen, daß er sich darin tummle.	לִוְיָתָן זֶה־יָצַרְתָּ לְשַׂחֶק־בּוֹ:
Alle hoffen auf dich,	כֻּלָּם אֵלֶיךָ יְשַׂבֵּרוּן
Daß du ihnen ihre Speise gibst zu ihrer Zeit.	לָתֵת אָכְלָם בְּעִתּוֹ:
Du spendest und sie lesen auf,	תִּתֵּן לָהֶם יִלְקֹטוּן
Du öffnest deine Hand und sie sättigen sich wohl.	תִּפְתַּח יָדְךָ יִשְׂבְּעוּן טוֹב:
Du birgst dein Antlitz und sie erschrecken,	תַּסְתִּיר פָּנֶיךָ יִבָּהֵלוּן
Du entziehest ihnen ihren Odem und sie verenden,	תֹּסֵף רוּחָם יִגְוָעוּן
In ihren Staub kehren sie zurück.	וְאֶל־עֲפָרָם יְשׁוּבוּן:
Du sendest deinem Odem aus und sie werden geschaffen,	תְּשַׁלַּח רוּחֲךָ יִבָּרֵאוּן
Und du erneuest das Antlitz der Erde.	וּתְחַדֵּשׁ פְּנֵי אֲדָמָה:
Des Ewigen Ehre, ewig währe sie!	יְהִי כְבוֹד יְיָ לְעוֹלָם
Es freue sich Gott an seinen Werken.	יִשְׂמַח יְיָ בְּמַעֲשָׂיו:
Singen will ich dem Ewigen bei meinem Leben,	אָשִׁירָה לַייָ בְּחַיָּי
Jubeln meinem Gott solang' ich bin.	אֲזַמְּרָה לֵאלֹהַי בְּעוֹדִי
Preise, meine Seele, den Ewigen,	בָּרְכִי נַפְשִׁי אֶת־יְיָ
Hallelujah!	הַלְלוּיָהּ:

Vom Schluß sind drei Sätze fortgelassen; zwei, die wahrscheinlich von der Hand eines Moralisten später zugesetzt wurden, und einer, der vermutlich aus dem Anfangsteil herausgefallen, grobschlächtig in den Schlußteil eingeschoben wurde.

September 1925.

Chassidismus, eine nach dem hebräischen Wort chassid = fromm benannte Geistesrichtung des Ostjudentums, wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Rabbi Israel Ben Elieser, genannt der Baal-schem, aus Miedzibordze in Podolien begründet (s. Sammelbl. Chassidismus — Baalschem). Der Chassidismus entstand aus einer Reaktion gegen das in Formeln erstarrte und im Pilpulismus, d. h. dem scharfsinnig-„gewürzten“ Talmudstudium gipfelnden Judentums Polens. Er setzt der sacral-metaphysischen Gottesidee des rabbinischen Judentums eine mystisch-pantheistische Auffassung Gottes entgegen, die, ohne von ihr historisch irgendwie abhängig zu sein, gewisse Aehnlichkeiten mit dem zeitgenössischen Pantheismus des Angelus Silesius in Deutschland besitzt. Gott hat die Welt nicht als ein Werk seiner Hände geschaffen, um sich nun, nachdem er sah, daß sie gut war, zu höheren Sphären zurückzuziehen und aus Ueber-Weltenferne als oberster Richter auf sie hinabzuschauen, sondern lebt in ihr, ist mit ihr identisch. Das Weltall ist mit all seinem Inhalt vom niedersten Geschöpf bis zu der in Himmelshöhen in und über allen Sternen ruhenden Schechinah die lebendige Manifestation Gottes, Gott selbst. Die Schöpfung ist nicht vollendet, sondern noch im Gang, sie wirkt in allem Ringen der Kreatur nach Aufstieg, und ihr Ziel ist das messianische Ideal, da Natur und Gott sich vollkommen ineinander gefunden, kein Zwiespalt mehr zwischen der Gottesidee der Schöpfung und der noch „ungeratenen“ Wirklichkeit klafft, das Gesetz erfüllt, die Schechinah aus ihrer „Verbannung“ erlöst und das Weltendasein in der Weltenharmonie seinen befriedigenden Ausklang, den letzten Sinn seines Daseins, das Endziel der Schöpfung findet. Im Sinne Gottes leben, fromm sein, das Gesetz erfüllen, heißt also für den Chassidismus nicht Talmudwissen erwerben, hinter Folianten hocken und Pilpul treiben und das Jota des geschriebenen Wortes halten, sondern Gott in allen Welterscheinungen erkennen, ihn in allem Lebenden lieben und allen Weltgeschöpfen mit empor helfen zu jener Vervollkommnung, die das Ziel des Weltplans, das Eigenstreben der weltall-erfüllenden Gottheit ist.

Dieser wunderbare Grundgedanke des Chassidismus, der ihn in eine Linie mit dem Pantheismus Spinozas, der Gottnatur Goethes und der mystisch-dichterischen Weltauffassung Jakob Böhmes stellt, und ihn in Parallele zu den höchstentwickelten Religionsbestrebungen des Ostens setzt, erhob das religiöse Leben im Kreise der ersten Chassidim zu einer Höhe der Reinheit und Lebendigkeit, daß man diese Epoche ohne Zweifel als eine der schönsten Blütezeiten der jüdischen Religionsgeschichte bezeichnen kann. Im Kreise der frühen chassidischen Lehrer wurde die höchste Stufe religiösen Lebens erreicht: Religion ward nicht geglaubt und nicht geübt, sondern gelebt. Religion wurde Leben und Leben Religion. Als etwas Göttliches, dessen Göttlichkeit sie weihen, aber auch in den Staub ziehen konnten, war ihnen das ganze Leben geheiligt. Nicht nur an Festtagen, nicht in bestimmten Gebetstunden, nicht zu besonderem Dienst, sondern immer und in allem ist der Leib des Menschen als eine, und zwar eine der höchsten Erscheinungsformen Gottes ihnen heilig und sogar das Mahl ein Dienst an Gott und in Gott. Der Tisch war ihnen Altar, das Mahl ein Opfer, und jedes Wort, das dabei gesprochen wurde, ein Gottesdienst. Statt zum Gottesdienst zu gehen, strebten sie danach, das ganze Leben zu einem Gottesdienst zu gestalten. Ein wahrhaft Frommer ist in seinem Schlaf, der ihn zu neuem Gottesdienst, zu neuen Weltverbesserungstaten stärkt, Gott näher und Gott ergebener als ein gedankenloser Gebetesager, der seine Gebete spricht und dabei an seine Geschäfte denkt, und sie nur hersagt, um eine festgesetzte Vorschrift einzuhalten. Das Gebet ist nach chassidischer Auffassung die Brücke, auf der der Beter aus der Welt der niederen Menschlichkeit sich in die höheren Sphären der Göttlichkeit erhebt. Es ist die Leiter für den Aufstieg zur Gottheit und das Mittel zur Mensch-Gott-vereinigenden höchsten Empfindungsstufe, der Ekstase. Diese Erhebung ist für ihn kein Gleichnis, sondern ein reales Erlebnis. Seine Seele verläßt tatsächlich nach dem Maß der Selbstentäußerung, nach der Kraft der Entkörperlichung und der Gottesannäherung den Leib, ihre irdische Schale, und vereint sich in den mystischen Sphären der Schechinah mit der Gottheit. In dieser Entkleidung vom Irdischen und Vermählung mit dem Himmlischen liegt der Sinn des Gebetes. Daher betet der Chassid nicht nach den Zeiten der Vorschrift, sondern wenn ihn die Hingabe ergreift, wenn er losgelöst von irdischen Gedanken und Empfindungen auf den sanften Flügeln geweihter Stimmung oder auf den rauschenden Schwingen der Begeisterung dem Boden und der Wirklichkeit umher zu entschweben vermag. Der Baal-schem pflegte auf die unwirtlichen Höhen der Karpathen hinaufzupilgern oder sich tief in Waldeseinsamkeit zu verstecken, um dort im Rauschen des Windes, unter den Blitzen der Gewitter oder im Heulen des Sturmes zu beten. Die chassidischen Schüler in der „Klaus“ stimmten Rundgesänge an, die leise, ganz leise summend begonnen wurden und ganz allmählich unter immer stärkerer Betonung der Melodie sich bis zur Ekstase verstärkten, so daß die Seelen sozusagen an den immer höher steigenden Melodien zu den Himmelssphären emporkletterten, und schließlich schrien sie ekstatisch tanzend wie die Derwische des Ostens in Verzückung, in des Wortes wahrster Bedeutung „sinnlos“, d. h. aller irdischen Empfindungen bar, ihre Psalmen zu Gott empor. Als ein über den Rand des Lebens Sich-hinausbeugen aufgefaßt, wurde das Gebet als eine wahrhaftige Gefahr für das Leben betrachtet. Sich in Stimmung zu versetzen, verschmähte man selbst den Wein nicht, so wie überhaupt Gottesfreudigkeit, Gott- und Lebensbejahung, „Schöpfungserfüllung“, Simchah, eine der Grundforderungen des Chassidismus ist.

Die Selbstheiligung des Lebens von Schlaf und Mahl bis zur Ekstase des Gebets ist aber für den Chassidismus sozusagen nur die Innenseite der Lebensforderung und des Gottesdienstes. Alles ist ja eine Daseinsform Gottes, die nach Vollkommenheit, nach Göttlichkeit, nach Erlösung strebt, in allem lebt, wie der Chassidismus sich ausdrückt, der göttliche Funke. Allen Geschöpfen zu dieser Erlösung zu helfen und durch die All-Erlösung aller auch die Schechinah aus ihrer Verbannung zu befreien, ist

die andere, sozusagen die Außenseite der chassidischen Weltforderung. Kein Geschöpf ist so niedrig, daß es nicht zu Gott emporklimmen kann, keines so entartet, daß in ihm nicht noch, wenn auch im Verborgensten, der göttliche Funke schlummert, der nur geweckt zu werden braucht, geweckt werden muß. Das Böse ist nicht im Wesen schlecht und unverbesserlich, sondern nur abwegig, irregeführt und muß von den Besseren zur Herbeiführung der allgemeinen Weltvollkommenheit auf den Pfad seiner wahren Bestimmung geleitet werden. Diese Aufgabe steht noch höher als die Selbstvollendung; eine gute Tat ist wichtiger als das heißeste Gebet, und der chassidische Zaddik läßt seine ganze Gemeinde eine halbe Stunde lang am Kolnidre über die festgesetzte Zeit hinaus warten, weil er ein Kind in den Schlaf wiegen mußte, daß er auf dem Wege zur „Schule" in einem leeren Hause — leer, weil seine Eltern zum Beten gegangen — wimmern hörte. Der niedrige Mensch ist dem Zaddik wichtiger als der hohe, und so gesellt er sich mit Vorliebe den Mühseligen und Beladenen und denen, die arm an Geist sind, zu. Als der Baal-schem mit hohen Ehren in dem Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit Brody empfangen wird und man von ihm talmudische Brillantstücke vor den Koryphäen der rabbinischen Gelehrsamkeit erwartet, mischt er sich zu aller Erstaunen unter die niedersten des versammelten Volkes und spricht zu ihnen über einfachste Dinge.

Wie alle wahrhaft lebendige Religion, die sich nicht mit einem Nachleben der Vergangenheit begnügt, sondern einem, wenn auch noch so idealen, so doch realen Ziel der Zukunft zustrebt, will der Chassidismus nicht gelehrt, sondern gelebt sein, und konzentriert sich von Anbeginn an auf die Persönlichkeit. Seine Repräsentanten sind keine großen Gelehrten, sondern große Menschen, seine Früchte keine dicken Bücher, sondern hohe Taten. Schon sein Gründer, der Baal-schem, schreibt nicht und lehrt nicht, sondern wirkt durch das Beispiel seiner überragenden Persönlichkeit und seines vorbildlichen Lebenswandels. Er ist Meister wie Buddha, Kungfutse, Zoroaster, Jesus und um ihn bildet sich, das Signum aller großen Persönlichkeiten bis zu Napoleon und Bismarck, schon zu seinen Lebzeiten ein ganzer Kranz von Legenden. Wie um die alten asiatischen Religionsstifter scharen sich um ihn „Jünger", die nicht von ihm lernen, sondern mit ihm leben und sich nicht an seiner Gelehrsamkeit, sondern an seinem Wesen hochranken. So bildet sich das, wie für die Frühform des Buddhismus, des Konfuzianismus und des Urchristentums, so auch für den Chassidismus charakteristische Gemeinschaftsleben von Meister und Jüngern, hier Zaddik und Chassidim genannt, heraus. Der junge Chassid verläßt unter dem Fluch des Vaters das Elternhaus, unter den Verwünschungen seiner Lehrer den Cheder, um hinzupilgern zum erwählten Zaddik und in seiner Jüngerschaft zu leben. Mit grenzenloser Verehrung hängen die Jünger an dem Meister, in dem sie die mit magischen Kräften ausgestattete Persönlichkeit, erst den Baal-schem, dann seinen Schüler, den „Großen Maggid", dann die Nachfolger des Großen Maggids verehren. In allem erscheint er ihnen vorbildlich, jedes seiner Worte hat für sie eine Bedeutung, deren Tiefe sich, wenn auch nicht heute, so doch künftig offenbaren wird, jede seiner Handlungen ist ihnen ein Symbol, die Tafelstunde um ihn eine Feier, und das Leben der ganzen Woche strebt wie Lichtstrahlen, die sich zu einem Bündel vereinigen, dem Sabbath zu und innerhalb des Sabbaths wieder jener Stunde, da der Zaddik vor der Thora durch Erklärung des Wochenabschnitts die Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Dies- und Jenseits, zwischen Gott und Mensch schlägt und den Jüngern in der Weisheit der Thora den Sinn des Daseins offenbart. Von Zeit zu Zeit geht der Zaddik mit seinen Jüngern auf Wanderschaft und predigt in der volkstümlichen Form des Gesprächs, der Parabel, der Legende, vor dem Volk als „Maggid", „Wanderprediger". Das Volk aber strömt, durch die Erzählungen der Jünger über die Wunderkraft des Meisters aufgewühlt, ihm zu und erwartet von ihm Wunderhilfe. Wer eine Sorge auf dem Herzen, wem ein Kind zu Hause krank, dem die Aerzte nicht helfen können, wem eine Sünde auf dem Gewissen lastet, geht damit zum Zaddik, dessen Weltklugheit für jeden Bedrängten einen Rat und dessen Menschenliebe für jedes leidende Herz den passenden Trost weiß. Durch die suggestive Macht ihrer Persönlichkeit besonders ausgezeichnete Zaddikim wurden das Ziel für Hunderte und Tausende solcher Pilger und ihre Klaus zu wahren Wallfahrtsorten. Hier beginnt mit dem Höhepunkt des Chassidismus sein Zerfall. Aus dem Meister, der im Kreise seiner Jünger ein beschauliches Dasein führt und nur durch den unmittelbaren Anlaß des Erlebnisses auf die Außenwelt wirkt, wird der „Wunderrabbi", dessen Ruf sich in der Ferne verbreitet, dessen Persönlichkeitsleistungen zu Wundertaten übertrieben und zugleich erniedrigt werden, und der das Ziel einer solchen Fülle von Bittstellern aller Art wird, daß der Fremdenstrom das Idyll überschwemmt und damit dem chassidischen Dasein seinen Sinn raubt. Das Haus des Rabbi wird umlagert von einer ungeduldigen Menge, die sich durch Geschenke und Bezahlung seine Wunderleistungen zu erkaufen sucht. Drinnen aber sind der Friede und die Heiligkeit des Gott und Menschen hingegebenen Priesterdaseins zerstört. Statt der heiligen Stunde, auf die der Rabbi bisher wie auf eine Himmelsgabe wartete, hat er nun eine Sprechzeit und statt der Deutung eines dunklen Wortes, statt der Aufrichtung eines gebeugten Herzens, verlangt man nun von ihm Rezepte für Besessene und Wundermittel gegen Fallsucht. Aus der Stätte der heiligen Lebensführung wird ein „Betrieb", und wie durch den Fluch der Popularität idyllische Fleckchen Erde zu Fremdenplätzen mit Hotels und Drahtseilbahnen geworden sind, so wird der Sitz des Rabbi zu einem Reiseziel, dessen erhöhter Verkehr den Stadtvätern ein willkommenes Mittel zur Füllung ihrer Säckel bildet. Gegen den Andrang der Bittsteller organisieren die Schüler eine Art Leibwache, die den Fremdenstrom kontrolliert, an Stelle des persönlichen Kontakts zwischen Bittsteller und Helfer die Vermittlung übernimmt und schließlich, da sich der Rabbi des Zustroms gar nicht mehr erwehren kann, nur noch die prominenten zahlungskräftigen Bittsteller persönlich vorläßt, während die anderen sich mit der Vorlage von Zetteln begnügen

Ein Gespräch.

Rabbi Schneür Salman, der große Raw von Ladi, sprach einen Schüler, der eben bei ihm eintrat, so an: „Mosche, was ist das, ‚Gott'?"

Der Schüler schwieg. Der Raw fragte zum zweiten, zum dritten Male. Der Schüler schwieg.

„Warum schweigst du?"

„Weil ich es nicht weiß."

„Weiß ich's denn?" sprach der Raw. „Aber ich m u ß sagen, denn so ist es, daß ich es sagen muß. Er ist deutlich da, und außer ihm ist nichts deutlich da, und d a s ist er."

Ich.

Ein Schüler des großen Maggids hatte etliche Jahre dessen Unterweisung empfangen und gedachte heimzukehren. Unterwegs besann er sich, er wolle in Karlin Rabbi Ahron aufsuchen, der vordem im Lehrhaus des Maggids sein Gefährte gewesen war. Es ging auf Mitternacht, als er die Stadt betrat, aber sein Verlangen nach dem Anblick des Freundes war so groß, daß er sich sogleich zu dessen Haus wandte und an das erleuchtete Fenster klopfte. „Wer ruft?" hörte er die vertraute Stimme fragen und antwortete, da er gewiß war, daß auch die seine erkannt würde, nichts als: „Ich!" Aber das Fenster blieb verschlossen und von innen kam kein Laut mehr, ob er auch wieder und wieder pochte. Endlich schrie er bestürzt: „Ahron, warum öffnest du mir nicht?" Da entgegnete ihm die Stimme des Freundes, aber so ernst und groß, daß sie ihn fast fremd bedünkte: „Wer ist es, der sich vermißt, sich Ich zu nennen, wie es Gott allein zusteht!" Als der Schüler dies vernahm, sprach er in seinem Herzen: „Meine Lehrzeit ist noch nicht um" und kehrte unverweilt nach Mesritsch zurück.

Der Vortrag.

Rabbi Jecheskiel war noch jung zum Raw der Stadt Senjawa erwählt worden. Die ganze Gemeinde erwartete, daß er am ersten Sabbat nach seiner Ankunft, wie es Brauch war, predigen würde, aber er versagte sich ihrem Wunsch. Beim dritten Sabbatmahl baten ihn die angesehensten Männer der Stadt, die um seinen Tisch saßen, er möge ihnen die Thora auslegen. Da ließ er sich eine Bibel geben, schlug den Abschnitt der Woche auf, und verlas ihn vom Anfang bis zum Ende. Darauf sagte er: „Dies ist die Thora Gottes, sie ist heilig, und es steht mir nicht zu, über sie zu reden." Er küßte das Buch und ließ es an seinen Platz zurücklegen.

Das Wagnis des Gebets.

Einer bat Rabbi Schelomo von Karlin, er möge ihn am kommenden Tag besuchen. „Wie kannst du", sagte der Zaddik, „von mir ein Versprechen begehren? Heute muß ich zu Abend beten und ‚Höre Israel' sprechen, da begibt sich meine Seele an den Rand des Lebens; dann kommt das Dunkel des Schlafs; und in der Frühe das große Morgengebet, das ist ein Schreiten durch alle Welten, und endlich das Aufs-Angesicht-fallen, da neigt sich die Seele über den Rand des Lebens. Vielleicht werde ich auch diesmal noch nicht sterben; aber wie soll ich dir versprechen, etwas nach dem Gebet zu tun?"

Das Zeugnis.

Rabbi Rafael von Berschad war um seiner Wahrhaftigkeit willen weithin bekannt. Einst sollte seine Aussage entscheiden über das Leben eines Juden, den man eines Verbrechens bezichtete. Rabbi Rafael wußte, daß der Mann schuldig war. In der Nacht vor der Gerichtsverhandlung ging er nicht zur Ruhe, sondern rang im Gebet, bis der Morgen dämmerte. Dann legte er sich auf den Boden, schloß die Augen und war im Nu verschieden.

Die Sorge.

Ein Chassid klagte dem Kozker seine Armut und Bedrängnis. „Sorge nicht", beschied ihn der Rabbi. „Bete mit deinem ganzen Herzen zu Gott, und der Herr des Erbarmens wird sich deiner erbarmen." „Ich weiß aber nicht," redete jener weiter, „wie ich beten soll." Mit aufwallendem Mitleiden sah ihn der Kozker an: „Da hast du freilich", sprach er, „eine große Sorge."

Durch dessen Wort . . .

Ein Chassid des Kobryners war bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt. Eines Morgens überkam ihn eine Sorge, er wußte sich keinen Rat, endlich ließ er alles liegen, ging in die Stadt, und, ohne ins eigene Haus zu blicken, geradeswegs zum Zaddik. Dem hatte man eben ein Graupengericht zum Frühstück gereicht, und er sprach darüber den Segen: „. . . durch dessen Wort alles geworden ist." Den eintretenden Chassid hatte er nicht angesehen und ihm nicht die Hand geboten. Der stand beiseite und wartete, bis er seine Sache vorbringen könnte. Endlich sagte der Rabbi zu ihm: „Salman, ich habe gemeint, du glichest deinem Vater; aber jetzt sehe ich, du gleichst ihm nicht. Einmal war dein Vater mit einem ganzen Packen Sorgen zu mir gekommen. Als er eintrat, sprach ich wie heute gerade den Segen: ‚. . . durch dessen Wort alles geworden ist.' Als ich ihn gesprochen hatte, merkte ich, daß dein Vater schon wieder fort wollte. ‚Awrähmel,' sagte ich, ‚hast du kein Anliegen?' ‚Nein', erwiderte er mir und nahm Abschied. Verstehst du? Wenn ein Jude vernimmt, daß alles durch Gottes Wort geworden ist, was hat er da noch zu fragen? Ist ihm doch eine Antwort auf alle seine Fragen und Sorgen gegeben!" Und Rabbi Mosche bot dem Chassid die Hand zum Gruß. Der schwieg eine Weile, nahm Abschied, und ging getrost zu seiner Arbeit zurück.

Was macht es aus?

Ehe Rabbi Mardechai von Neshiz seine Berufung erkannte, betrieb er einen kleinen Handel. Nach jeder Reise, die er unternahm, um seine Waren zu verkaufen, pflegte er ein wenig Geld zurückzulegen, um sich für das Hüttenfest eine Ethrogfrucht zu erstehen. Als er mehrere Rubel beisammen hatte, fuhr er in die Kreisstadt und dachte unterwegs unablässig daran, ob es ihm wohl vergönnt sein würde, unter den dort feilgebotenen Paradiesäpfeln den schönsten zu erwerben. Da sah er mitten auf der

Straße einen Wasserverkäufer stehen, der um sein gefallenes Pferd jammerte. Er stieg ab und gab dem Mann all sein Geld, daß er sich ein anderes kaufe. „Was macht es aus?“ sagte er lachend zu sich, als er sich auf den Heimweg wandte, „alle werden den Segen über den Ethrog sprechen und ich spreche meinen Segen über diesem Pferd.“ Zu Hause aber fand er einen herrlichen Paradiesapfel vor, den ihm Freunde indessen gespendet hatten.

Führer und Geschlecht.

Rabbi Naftali von Ropschitz sprach einmal über die Erzählung des Midrasch, Gott habe Mose alle kommenden Geschlechter gezeigt, Geschlecht um Geschlecht mit seinen Predigern, Geschlecht um Geschlecht mit seinen Richtern. „Warum wohl“, fragte ein Schüler, „wird erst das Geschlecht und dann der Führer genannt? Kommt nicht diesem der Vorzug zu?“ „Ihr wißt,“ sagte der Rabbi, „daß Moses Antlitz dem Strahlenglanz der Sonne glich, Josuas dem Monde, und so blaßte das Antlitz des Führers immer mehr. Hätte Gott unversehens Mose den Schulbehelfer Naftali“ — so liebte er sich zu nennen — „als Rabbi gezeigt: ‚Das soll ein Rabbi sein!‘ hätte er gerufen und wäre vor Schreck in Ohnmacht gefallen. Darum ließ ihn Gott erst jedes Geschlecht sehen und dann den Führer, der diesem Geschlecht zustand.“

Tag um Tag.

Der Rabbi von Berditschew prüfte an jedem Abend die Werke dieses Tages und tat Buße um jeden Mangel, den er fand, und sprach: „Levi Jizchak wird es nicht mehr tun.“ Dann redete er zu sich: „Levi Jizchak, das hast du auch gestern gesagt!“ Und wieder: „Gestern hat Levi Jizchak nicht die Wahrheit gesprochen, aber heute spricht er die Wahrheit.“

Bescheidung.

Der Zanser Rabbi pflegte zu erzählen:

„In meiner Jugend, als mich die Gottesliebe entzündete, meinte ich, ich würde die ganze Welt zu Gott bekehren. Aber bald verstand ich, es würde genug sein, wenn ich die Leute meiner Stadt bekehrte, und ich mühte mich lang, doch wollte es mir nicht gelingen. Da merkte ich, daß ich mir immer noch zu viel vorgenommen hatte, und ich wandte mich meinen Hausgenossen zu. Es ist mir nicht gelungen, sie zu bekehren. Endlich ging es mir auf: mich selbst will ich zurechtschaffen, daß ich Gott in Wahrheit diene. Aber auch diese Bekehrung habe ich nicht zustande gebracht.“

Der Harrende.

Ohne Unterlaß erwartete Rabbi Mosche Teitelbaum das Kommen des Messias. Wenn er von der Gasse her ein Getümmel hörte, fragte er mit zitternder Stimme: „Ist der Bote erschienen?“ Ehe er schlafen ging, legte er nah am Bett die Sabbatkleider zurecht und lehnte den Wanderstab daran. Ein Wächter war bestellt, der beim ersten Zeichen, das er sähe oder vernähme, den Rabbi wecken sollte.

Man bot ihm einst ein schönes an das Bethaus grenzendes Wohnhaus zum Kauf. „Was soll ich damit?“ rief er. „Bald kommt Messias, und ich werde nach Jerusalem ziehen.“

Die großen Zaddikim seines Zeitalters sagten von ihm, ein Funke der Seele Jeremias sei in ihm wiedergeboren. Er selbst pflegte, wenn einer über die Größe seiner Trauer am Jahrestag der Zerstörung staunte, zu sprechen: „Was wundert euch? Ich bin der Mann, der das Elend sah. Aber Gott wird mich auch das Bauen sehen lassen.“

Bis ins hohe Alter wandelte ihn der Gedanke nicht an, daß er sterben könnte, ehe der Messias kam. Im letzten Jahre — er war 82 — sagte er mal um mal: „Hätte ich in meiner Jugend gewußt, daß ich so alt würde, ehe Messias kommt, ich wäre vor Kummer nicht am Leben geblieben.“ Vor dem Tode sprach er: „Ich sinne über meine heiligen Lehrer, deren Seele im obersten Paradies ist. Warum schweigen sie, warum erschüttern sie nicht alle Welten, um Messias herabzubringen?“ Und nach einer Weile: „Gewiß hat man sie im Reich der Wonne mit Wonnen überströmt, und sie haben die Erde vergessen, und es ist ihnen, als sei Messias schon gekommen.“ Und wieder nach einer Weile: „Wenn man es mit mir so machen will — ich werde mein Volk nicht verstoßen.“

Mit Genehmigung des Verfassers aus Martin Buber: „Das verborgene Licht“, Frankfurt, Rütten und Loening. 1924. (Sammlung chassidischer Anekdoten.)

müssen; aus den ursprünglich persönlichen Dankbarkeitsgaben werden Geschenke, aus der klösterlich einfachen Klaus wird eine Schatzkammer, deren sich immer höher anhäufende Reichtümer die Umgebung des Rabbi zu einem luxuriösen Aufwand verführen, der in einem eben solchen grellen Gegensatz zu der Grundidee des Chassidismus steht wie der Reichtum der katholischen Klöster zu den puritanischen Maximen, die einst ihre Gründung veranlaßt. Während der Rabbi drinnen Wunder spricht, fahren die entarteten Söhne in vierspännigen Karossen oder sitzen die durch das Luxusleben verfetteten Frauen und Töchter auf der Promenade von Karlsbad. Wenn der alte Wunderrabbi gestorben, übernimmt der Sohn das einträgliche Geschäft, andere Brüder eröffnen anderwärts mit dem zugkräftigen Namen des berühmten Vaters Filialen, und so entwickelt sich das System der Wunderrabbi-Dynastien, das die Niedergangsepoche des Chassidismus charakterisiert und deren in Westeuropa bekannteste Dynastie die des Wunderrabbi von Sadagora ist.

Die Parallele zwischen der Entwicklung des Chassidismus von Israel Baal-schem bis zu dem in einem Palaste thronenden Wunderrabbi von Sadagora und der Entwicklung des Christentums von Christus und seinen Jüngern bis zum Papst ist so augenfällig, daß man sie nur zu erwähnen braucht, ohne sie im einzelnen ausmalen zu müssen. Es ist der typische Kampf zwischen Idee und Wirklichkeit — mit dem tragischen Sieg der letzten über die erste; es ist der Triumph der Masse über die Persönlichkeit, die Kapitulation des Geistes vor der Materie.

Aber der Chassidismus ist mehr als eine Episode. Er hat seinen Sinn nicht nur wie alles Vergangene dadurch erfüllt, daß er war, daß er in Tausenden von Seelen den göttlichen Funken zu hellem Erglühen brachte und in Zehntausenden das Glück tiefsten Gotterlebens entzündete, er ist nicht nur wichtig als ein Beweis für die lebendigen Kräfte des Judentums, in dem eben auch auf allen Irrwegen, hinter allen Verfinsterungen noch verborgen der chassidische Funke glimmt, der nur entfacht zu werden braucht, der Chassidismus ist mehr: er ist ein neuzeitlicher jüdischer Versuch, das Menschenleben zu heiligen und den Menschen zu vergöttlichen und ihn so zu jener Vollkommenheit hinzuführen, die als das messianische Ideal der Propheten das Ziel der gesamten Menschheitsentwicklung im Sinne der jüdischen Weltanschauung darstellt. Er ist ein Versuch und ein Schritt zur „Erfüllung der Thora", und soweit überhaupt Einzelmenschen und Einzelideen im Rahmen ihrer Epoche die Menschheit diesem Ziele nahe zu bringen vermögen, hat es der Chassidismus getan und damit seinen Sinn erfüllt. Was lebendig war in ihm, es hat gewirkt, es wirkt noch heute in uns, es wirkt in diesem Augenblick in uns, indem wir dieses lesen, und es wird weiter wirken mit der chassidischen Kraft und dem chassidischen Ziel: die Schechinah aus ihrer Verbannung zu erlösen.

Lit.: S. A. Horodetzki: „Religiöse Strömungen im Judentum." Verlag Ernst Bircher, Bern und Leipzig, 1920, 260 S. (Das für den Außenstehenden empfehlenswerteste größere Werk über den Chassidismus.)

Martin Buber: Mein Weg zum Chassidismus (kurzer Aufsatz in Broschürenform). — „Das verborgene Licht", 1924. (Chassidische Anekdotensammlung, sehr geeignet als erste Einführung.) — „Die Legenden des Baal-schem", 13. bis 17. Tausend, 1922. — „Die Geschichten des Rabbi Nachman", 14. bis 19. Tausend. — „Der große Maggid und seine Nachfolge", 7. bis 11. Tausend, 1922.

September 1925.

Wie in Europa haben sich auch in Amerika die Juden aus begreiflichen wirtschaftlichen und psychischen Momenten fast ausschließlich in den Großstädten angesiedelt. Wer in ein Land mit einer ihm, wenn auch nicht feindlichen, so doch in jedem Fall passiv resistenten Bevölkerung kommt, in dem er überdies noch vereinzelt einer ungeheuren Majorität gegenübersteht, siedelt sich naturgemäß in den Großstädten an, wo er sich nicht einem festgefügten Sozialorganismus gegenüber sieht wie in den kleinbürgerlichen oder feudal-ländlichen Siedlungen, sondern weniger Vorurteilen ausgesetzt ist und leichter wirtschaftlich und gesellschaftlich Fuß zu fassen vermag. Wie die aus dem Osten nach Deutschland einströmenden Juden sich in größter Zahl in den Ankunftsstationen Posen, Breslau, Leipzig, Berlin niederließen, so haben sich in Amerika die Einwanderer aus ganz natürlichen Voraussetzungen in der Mehrzahl in den großen Hafenplätzen der Ostküste New York, Boston, Philadelphia, Baltimore, Washington angesiedelt. Je größer die Zahl der in diesen Städten heimisch gewordenen Juden war, um so größer war naturgemäß die Anziehungskraft dieser Plätze auf die in Sitte, Sprache und Religion von der übrigen amerikanischen Bevölkerung himmelweit geschiedenen jüdischen Zuwanderer aus den Elendsquartieren des östlichen Europas. Weitaus an erster Stelle unter allen amerikanischen Städten steht der große erste Ankunftshafen New York. New York ist überhaupt die größte jüdische Siedlung der Welt, rund viermal größer als die nächst größte Judengemeinde Warschau. Die jüdische Bevölkerung New Yorks betrug

im Jahre	1790:	385
„ „	1812:	400
„ „	1850:	50 000
„ „	1900:	400 000
„ „	1910:	860 000
„ „	1923:	1 330 000
„ „	1925:	1 500 000

Rechnet man die Vorstädte New Yorks: Newark, Jersey City usw. hinzu, so überschreitet die Zahl der hier beisammen wohnenden Juden 1¾ Millionen. Die nächst größeren Judengemeinden der Vereinigten Staaten mit einer Zahl von mehr als 10 000 Juden sind:

	Juden	Gesamtbewohner	%
New York	1 500 000	6 000 000	25
Chicago	225 000	2 500 000	10
Philadelphia	200 000	1 800 000	12
Cleveland	100 000	800 000	13
Boston	75 000	750 000	10
St. Louis	60 000	900 000	8
Baltimore	60 000	600 000	10
Pittsburg	60 000	600 000	10
Newark	55 000	400 000	12
Detroit	50 000	850 000	6
San Francisco	30 000	500 000	6
Cincinnati	25 000	400 000	6
Milwaukee	20 000	450 000	5
Rochester	20 000	300 000	7
Buffalo	20 000	500 000	4
Los Angeles	18 000	600 000	3
Minneapolis	15 000	400 000	4
Paterson	15 000	150 000	10
Chelsea	13 000	50 000	28
Bridgeport	12 000	150 000	8
Jersey City	12 000	300 000	4
Kansas City	12 000	300 000	4
Syracuse	12 000	200 000	6
Denver	11 000	250 000	4
Bayonne	10 000	75 000	13
Washington	10 000	450 000	2
Atlanta	10 000	200 000	5
Indianopolis	10 000	300 000	3
Worcester	10 000	200 000	5
St. Paul	10 000	250 000	3
Omaha	10 000	200 000	5

Im Verhältnis zur nichtjüdischen Bevölkerung stehen aber die großen Judengemeinden durchaus nicht an der Spitze. Nur in New York erreicht die Zahl der Juden ungefähr ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Die prozentual von Juden am dichtesten besiedelte Stadt der Vereinigten Staaten ist Woodbine mit 2000 Einwohnern, die fast ausschließlich aus Juden bestehen. Es folgen dann die drei Städte Carmel (750 Einwohner, 450 Juden = 60 %), Rosenhayn (600 Einwohner, 300 Juden = 50 %), Chelsea (46 000 Einwohner, 13 000 Juden = 28 %), denen sich dann New York anschließt.

Die Gesamtzahl der in den Vereinigten Staaten wohnenden Juden betrug:

1818:	3 000	1905:	1 500 000
1824:	6 000	1910:	2 000 000
1840:	16 000	1914:	3 000 000
1850:	50 000	1918:	3 300 000
1880:	250 000	1920:	3 600 000
1900:	1 000 000	1924:	3 650 000

Unvergleichlich geringer als in den Vereinigten Staaten ist die Zahl der Juden in Kanada, obwohl der Prozentsatz der Juden in Kanada immer noch doppelt so hoch ist wie in Deutschland und namentlich seit dem Jahre 1900 nicht nur absolut, sondern auch relativ zur übrigen Bevölkerung außerordentlich zugenommen hat. Die Zahl der Juden in Kanada betrug in den Jahren (in abgerundeten Zahlen):

	Gesamtzahl	Juden	auf 10 000 Einwohner
1870:	3 600 000	1 000	3 Juden
1880:	4 000 000	2 500	5 „
1890:	4 750 000	6 000	13 „
1900:	5 400 000	16 000	30 „
1905:		30 000	
1910:	7 000 000	70 000	100 „
1920:	8 750 000	125 000	144 „

Von den Juden Kanadas wohnen 73 % in den drei Hauptstädten Montreal (40 000), Toronto (38 000) und Winnipeg (14 000). Im übrigen aber sind die Juden im Gegensatz zu manchen anderen amerikanischen Staaten gerade in Kanada tatsächlich über das ganze Land verteilt. Unter mehr als 100 Städten mit über 5000 Einwohnern gibt es nur drei Städte, in denen keine Juden wohnen.

In Mexiko zählte man im Jahre 1921 unter knapp 15 Millionen Einwohnern knapp 10 000 Juden, d. h. 0,06 % Juden. Seitdem die Vereinigten Staaten die Einwanderung gesperrt haben, sollen sich etliche tausend Juden in Mexiko angesiedelt haben, doch lassen sich hierüber keine genauen Angaben machen. Ueberhaupt sei abschließend darauf aufmerksam gemacht, daß alle statistischen Angaben über die Juden in Amerika nur einen bedingten oder zum mindesten nur kurzfristigen Wert besitzen, da fortwährend starke Bevölkerungsverschiebungen stattfinden. Zurzeit ist eine Abwanderung der Juden von der Ostküste nach dem aufstrebenden Westen zu beobachten, wo beispielsweise eine Stadt wie Los Angeles ihre Einwohnerzahl in wenigen Jahren fast verdoppelt hat und eine Millionenstadt geworden ist.

Lit. I. Kreppel, Juden und Judentum von heute. Amalthea-Verlag.

November 1925.

Hilfsverein der Deutschen Juden.

Bei der Gründung des Hilfsvereins der Deutschen Juden (20. Mai 1901) war man von dem Gedanken ausgegangen, daß zur Lösung großer Aufgaben bleibender Art zugunsten der verfolgten Juden im Osten eine Organisation in Deutschland ins Leben gerufen werden müßte, ähnlich der Alliance Israelite Universelle in Frankreich und der Anglo-Jewish Association in England.

In seiner nahezu fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit hat sich der Hilfsverein dementsprechend der Förderung des sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Wohls der Juden außerhalb Deutschlands gewidmet und seine Fürsorge des weiteren auf die Emigranten aus Osteuropa erstreckt, die über Deutschland ihren Weg nahmen.

Vor dem Kriege erstreckte sich die Tätigkeit des Vereins in erster Reihe auf Hilfeleistung bei Pogromen in Rußland insbesondere im Jahre 1906. Von den rund 125 000 Juden, die damals Rußland verlassen haben, wurde ein großer Teil durch die Komitees des Hilfsvereins auf ihrer Reise nach außereuropäischen Gebieten beraten, vor Ausbeutung beschützt, in Krankheitsfällen behandelt, rituell verpflegt und bis in die Hafenplätze und auf die Schiffe, die sie einer neuen Heimat zuführten, unter zuverlässiger Fürsorge gebracht. 120 Pogromwaisen wurden damals gemeinsam mit der Großloge für Deutschland seitens des Hilfsvereins zu sorgfältiger Erziehung außerhalb der Grenzen des Zarenreiches untergebracht.

Um die Auswanderung aus dem Osten, die bei den immer wiederkehrenden Verfolgungen der Juden zum Teil sich fluchtartig vollzog, in geordnete Bahnen zu lenken, wurde im Jahre 1904 auf Anregung des Hilfsvereins von den großen Institutionen des In- und Auslandes das Zentralbüro für jüdische Auswanderungsangelegenheiten begründet und dem Hilfsverein angegliedert. Bis zum Jahre 1913 sind 199 771 Personen unter Fürsorge des Hilfsvereins in überseeische Länder hinübergeführt worden.

Von großer Bedeutung war sodann die Tätigkeit des Hilfsvereins auf dem Gebiete des jüdischen Schulwerkes in den Balkanländern und im Orient. Er begründete, unterhielt und subventionierte bis zum Ausbruch des Krieges über 50 Bildungsanstalten aller Art, von Kindergärten anfangend und aufsteigend bis zu einem Lehrerseminar und einer Handelsschule, mit insgesamt 7000 Schülern in der europäischen Türkei, Palästina, Bulgarien, Rumänien und Griechenland.

Das Jüdische Institut für technische Erziehung in Palästina (Technikum) zu Haifa wurde auf Anregung von Paul Nathan unter finanzieller Mitwirkung — namentlich von amerikanischer und russischer Seite — vom Hilfsverein der Deutschen Juden begründet, stand aber unter Verwaltung eines selbständigen Kuratoriums. Infolge der Zwistigkeiten über die Unterrichtssprache, die die finanzielle Sicherung des Jüdischen Instituts für technische Erziehung in Palästina unmöglich machten, mußte das Institut liquidiert werden. Den Beschluß hierzu faßte das Kuratorium bereits im Juli 1914. Der Krieg machte die Ausführung dieses Beschlusses zur unabweisbaren Notwendigkeit. Der Hilfsverein der Deutschen Juden erwarb alsdann das Technikum.

Im Frühjahr 1918 wurde das gesamte Schulwerk des Hilfsvereins in Palästina durch die englische Okkupationsmacht der Verfügung des Hilfsvereins entzogen. Die Entwicklung der Verhältnisse hat alsdann dazu geführt, daß der Hilfsverein das Schulwerk in der europäischen Türkei, in den Balkanländern und in Palästina nicht wieder aufgenommen hat.

Mit Kriegsbeginn hat der Hilfsverein die Organisation des Kriegshilfswerks im deutschen Okkupationsgebiet in die Hand genommen. Er übernahm ferner Ueberweisungen von Geldern von Personen aus dem Ausland an Angehörige in den besetzten Gebieten in größtem Umfange. Große Organisationen des Auslandes, insbesondere der Vereinigten Staaten, bedienten sich unter Hergabe bedeutender Mittel des Hilfsvereins der Deutschen Juden, um in den besetzten Gebieten des Ostens Elend, Hunger, Krankheit zu bekämpfen. Der Hilfsverein errichtete Wärmehallen, Volksküchen, Unterkunftsräume für Kranke usw. Sieben Millionen Goldmark gab der Hilfsverein selbst für die jüdischen Opfer des Krieges aus; 70 Millionen Goldmark kamen im Auftrage von ausländischen Privatpersonen und Organisationen durch seine Büros zur Verausgabung. Auch in Palästina hat der Hilfsverein während des Krieges eine entsprechende Tätigkeit ausgeübt.

Nach den fürchterlichen Pogromen in der Ukraine in den Jahren 1918 und 1919 wirkte der Hilfsverein bei dem Hilfswerk — soweit seine Mittel es gestatteten — mit. 25 Pogromwaisen wurden vom Hilfsverein übernommen und sind in Anstalten in Berlin, Frankfurt a. M., Ahlem b. Hannover und Beelitz untergebracht. Bis zu ihrer Berufsausbildung und Selbständigmachung bleiben die Pogromwaisen unter seiner Obhut und Fürsorge.

Die Auswandererfürsorge, die infolge der Einwanderungsbeschränkungen, der Paßschwierigkeiten usw. viel komplizierter geworden ist, beschäftigt den Hilfsverein nach dem Kriege wieder in intensivster Weise. Er hat seine Organisationen zum Schutze der Auswanderer wieder ausgebaut, entsprechend den neuen territorialen Verhältnissen. Vertrauensleute des Hilfsvereins in Auswanderungsangelegenheiten fungieren in Memel (Litauen), Eydtkuhnen, Königsberg (Pr.), Lyck (Ostpr.), Breslau, Ratibor, Stentsch, Oderberg (Tschechoslowakei), Osnabrück, Bentheim (holländische Grenze). In Hamburg und Bremen bestehen seit Jahrzehnten besondere Komitees des Hilfsvereins zum Schutze der Auswanderer, ferner ist am Schlesischen Bahnhof in Berlin ein Fürsorgedienst für Aus- und Rückwanderer vom Hilfsverein eingerichtet worden. Die gesamte Fürsorge wird vom Zentralbüro des Hilfsvereins für jüdische Auswanderungsangelegenheiten geleitet und überwacht.

Durch Herausgabe eines „Correspondenzblattes für jüdische Auswanderungsangelegenheiten", das an Behörden, Konsulate, Zeitungen und private Interessenten im In- und Auslande versandt wird, wird Informationsarbeit in großem Maßstabe geleistet. Wichtige Vermittlungsdienste übernimmt der Hilfsverein durch Uebersendung von Geld und Dokumenten (Einreiseerlaubnissen, Schiffskarten usw.), die aus Südamerika und Kanada kommen, nach Rußland, sowie durch Briefvermittlung zwischen

Polen und Litauen, zwischen denen der Postverkehr gesperrt ist.

Wo ein Eingreifen zugunsten notleidender osteuropäischer Glaubensgenossen notwendig ist, stellt sich der Hilfsverein soweit möglich zur Verfügung. Für die osteuropäischen Studenten in Deutschland, die sich gegenwärtig in schwerster wirtschaftlicher Notlage befinden, und die sich zum großen Teile gezwungen sehen würden, der akademischen Laufbahn zu entsagen, wenn sich ihnen keine Hilfe bietet, hat der Hilfsverein der Deutschen Juden erhebliche Mittel in letzter Zeit bereits beschafft. Er ist bemüht, weitere Gelder zur Rettung dieser jungen Leute aufzubringen, deren Mission als Kulturträger in Osteuropa von hoher ideeller Bedeutung ist.

Die Direktiven für die Tätigkeit des Hilfsvereins werden vom Geschäftsführenden Ausschuß gegeben, dem ein Zentralkomitee zur Seite steht. An der Spitze des Geschäftsführenden Ausschusses stehen seit der Begründung des Hilfsvereins Dr. James Simon, Vorsitzender des Vereins und Dr. Paul Nathan, stellvertretender Vorsitzender. Dr. Nathan versah auch jahrelang die Tätigkeit des Geschäftsführers im Ehrenamt.

Das Büro des Hilfsvereins wurde jahrelang von Dr. Bernhard Kahn geleitet. Augenblicklich versieht diese Tätigkeit Dr. Mark Wischnitzer.

Publikationen des Hilfsvereins.

Jahresberichte.

Correspondenzblatt für jüdische Auswanderungsangelegenheiten (nach dem Kriege fünf Lieferungen).

Hebräisches und deutsches Liederbuch für Schulen im Orient.

Englisch-jiddisches und spanisch jiddisches Wörterbüchlein für Emigranten.

Hilfsverein der Deutschen Juden.

November 1925.

Ephraim Moses Lilien.

Ephraim Moses Lilien ist am 23. Mai 1874 zu Drohobycz in Galizien als Sohn eines armen Drechslers geboren. Nachdem er zwei Realklassen in der Schule besucht hatte, gab man ihn, da der Vater keine Mittel besaß, ihn weiter lernen zu lassen, wegen seiner zeichnerischen Begabung zu einem Schildermaler in die Lehre. Da sich hier sein bedeutendes Talent offenbarte, ermöglichten ihm hilfsbereite Verwandte nach Krakau zu gehen und die Kunstschule zu besuchen, die er aber aus Mangel an Mitteln bald wieder verlassen mußte, um enttäuscht in die Vaterstadt zurückzukehren und sein altes Brotgewerbe, die Schildermalerei, aufzunehmen. Hier errang der Zwanzigjährige bei einem Wettbewerb den Preis für ein Ehrenbürgerdiplom, und zieht nun stolz mit dem Honorar in der Tasche und der Hoffnung auf eine hohe künstlerische Laufbahn im Herzen, in die Welt hinaus nach Wien. Aber wieder treibt die Not ihn zurück nach Drohobycz, bis er endlich 23-jährig zum dritten Mal und nun mit größerem Glück die Fahrt in die westliche Welt unternimmt. Er geht nach München. Hier erlebt er zwar eine Zeit bitterster Not, aber er ringt sich durch und betritt die Bühne der Welt: er zeichnet, ganz im Banne des damals herrschenden „Jugendstils", Vignetten, Titel, Initialen für sozialistische Zeitungen und Zeitschriften, illustriert ein Buch aus dem Vorwärts-Verlag, und in der Münchener Jugend erschienen seine ersten für ihn charakteristischen Blätter neben den Arbeiten der bekannten Illustrationen. 1899 siedelt Lilien, um bessere Entwicklungsmöglichkeiten auszunützen, nach Berlin über, wo er — die Kunst geht nach Brot — sich in den ersten Jahren ebenfalls kümmerlich durch Tagesaufträge durchschlägt, sich aber zugleich auch als Künstler durchsetzt. Er wird Mitarbeiter angesehener Zeitschriften, Mitbegründer der deutschen Plakatausstellung und tritt im Kreise der Berliner „Bohème" zu den damaligen Tagesgrößen der Reichshauptstadt in freundschaftliche Beziehung. Am bedeutsamsten für Lilien wurde von diesen neugeknüpften Bekanntschaften jene mit Börries Freiherr von Münchhausen. Münchhausen, der preußische Referendar aus norddeutschem Adelsgeschlecht, las Lilien seine Gedichte vor, unter diesen Balladen über biblische Stoffe — und da horchte die Seele des galizischen Juden auf. Wie ein Ruf des Schicksals klopfte diese norddeutsche Stimme an die Pforte seines jüdischen Herzens, und der Künstler erfaßte seine Mission: jüdische Kunst. Und er, der bisher nur für Tag und Zufall, sozusagen mit Hirn und Auge geschaffen, schöpfte jetzt aus der Tiefe erlebten Gefühls, aus dem Grunde des in ihm rollenden Bluts jene magischen Kräfte, die allein uns die Kraft zum wahren Kunstwerk leihen. Lilien illustrierte eine Auswahl biblischer Gedichte Münchhausens, und im Jahre 1900 erschien als das erste moderne Kunstbuch, das sich mit bewußt jüdischem Inhalt an die allgemeine Oeffentlichkeit wandte, als das erste Kunstwerk der jüdischen Renaissance, das Buch Juda in einer für jede Zeit durchaus vorbildlichen Ausstattung (Abb. 1).

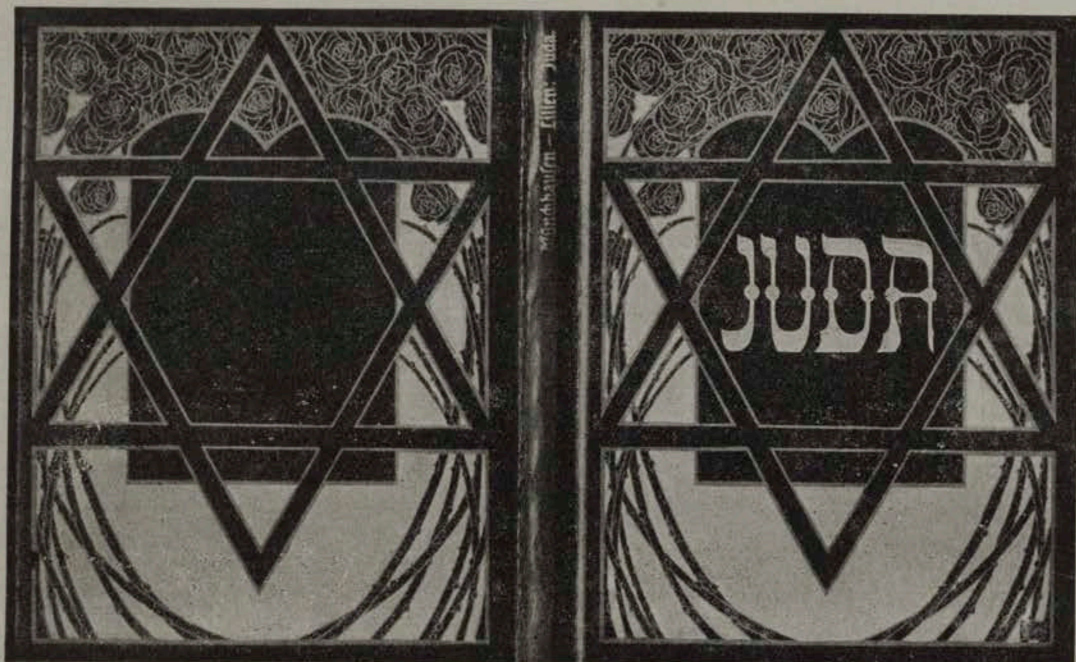
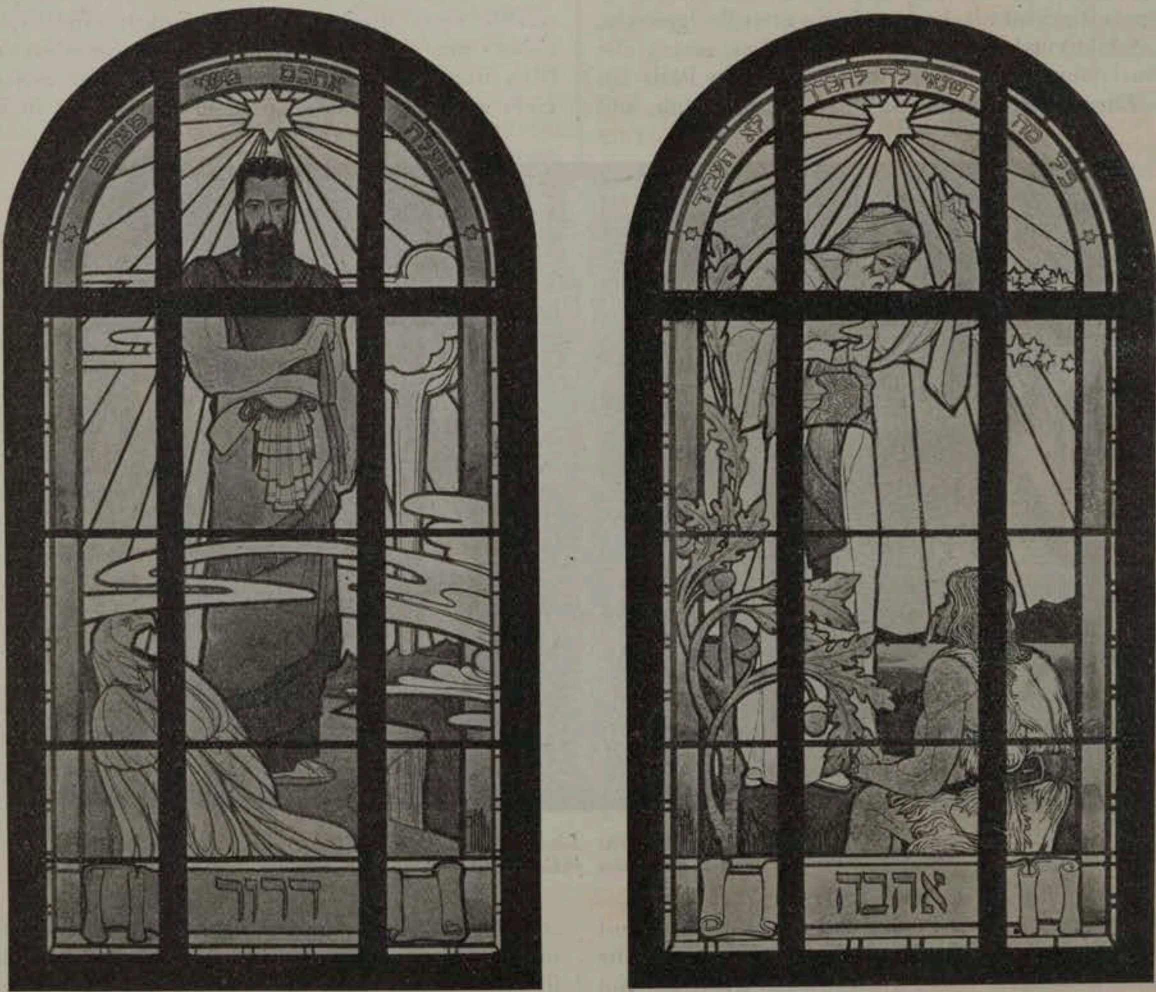


Abb. 1. Umschlag zu Börries v. Münchhausens Liedern „Juda" von Lilien — die Ersterscheinung der modernen jüdischen Kunst.

Die Begegnung mit dem nordischen Adelssproß leitete den dem Judentum weit entführten „Bohemien" des Berliner Literatentums auf die Bahn seiner eigentlichen Wesensart: zurück ins Judentum. Lilien trat in den Kreis der damals noch ganz jungen zionistischen Bewegung, sein Atelier wurde die Zentrale der zionistischen „Organisation" Deutschlands und hier wurde mit großen Plänen und kleinsten Mitteln unter seiner Aegide der „Jüdische Verlag" gegründet. Der jüdische Almanach, das erste Sammelwerk moderner, bewußt-jüdischer Künstler und Schriftsteller erscheint, eine Monographienreihe „Jüdische Künstler" wird begonnen, beide aber finden,

da die Zeit noch nicht reif ist, kein Publikum und folglich auch keine Fortsetzung über die ersten Anfänge hinaus. Seine bescheidenen Lebensansprüche muß Lilien auch fernerhin durch Erledigung von Tagesaufträgen befriedigen; er entwirft Plakate, Leisten, Umschläge für das Berliner Tageblatt, die Gute Stunde, die Gartenlaube, für Romane wie den einst berühmten Götz Krafft, zu wirklich künstlerischer Höhe aber erhebt sich sein Schaffen eigentlich nur dort, wo er nicht nur seine Hand, sondern daten auf den Schlachtfeldern der Mandschurei für Rußland fielen und zu gleicher Zeit die zurückgebliebenen Familien aus Rußland ausgewiesen wurden, weil ihnen nun der Ernährer fehlte und sie damit nach dem Judengesetz das Wohnrecht in den Städten verloren, da trat Lilien mit dem wundervollen Blatt vor die Welt: „Väter und Söhne" (Abb. 3). Eine ebensolche Welt jüdischer Schmerzen, die im Sohn des galizischen Ghettos tief verwandte Saiten zum klingen bringt, waren die „Lieder des Ghetto"



Mose *Rabbi Hillel und der Heide*

Abb. 2. Glasfenster der Bne Brith-Loge in Hamburg von Lilien.

auch seine Seele in den Dienst der Aufgabe zu stellen vermag, in den jüdischen Motiven, die denn auch die einzigen über den Tag hinaus bleibenden Leistungen Liliens sind, den Einbanddecken für das „Goldene Buch" des Nationalfonds, für Ost und West, dem wundervollen Widmungsblatt für den V. Zionistenkongreß (s. Sbl. Nr. 53) und den Glasfenstern für die Hamburger Bne Briß Logen, auf deren einem er der Gestalt Moses Wuchs und Antlitz von Herzl gibt (Abb. 2).

Nur noch einmal betritt Lilien den Schauplatz des Tages vor der nichtjüdischen Welt — in jüdischer Sache. Als in jener grausamen Zerrissenheit des Schicksals, die das Los des modernen Juden ist, im russisch-japanischen Krieg die jüdischen Sol- des New Yorker Arbeiterdichters Morris Rosenfeld, die Lilien mit der ganzen Einfühlungskraft des wahrhaft stamm- und wesensverwandten Bruders illustrierte.

Unterdes war die zionistische Bewegung erstarkt, das Problem „Gibt es eine jüdische Kunst?" war, indes die Theoretiker noch diskutierten, durch die Tatsache jüdischer Künstler und das Werk Liliens selber praktisch gelöst, und Lilien veranlaßte 1905 in Berlin die Gründung des „Bezalel", Gesellschaft für Einführung von Kunst, Gewerbe und Hausindustrie in Palästina, aus der die heutige, unterdes — wenn auch weniger durch ihre Qualität als durch ihre Existenz — zu Weltruf gelangte Kunstschule Bezalel hervorgegangen ist. 1906 reiste Lilien, der

geheiratet hatte und nach Braunschweig übergesiedelt war, wo er Angehöriger der Leopold Zunz-Loge wurde, zur Gründung der Jerusalemer Kunstschule Bezalel nach Palästina und wirkte 8 Monate an dem neueröffneten Institut als Lehrer. Diese Reise wurde zu einem Wendepunkt in der Geschichte seines Lebens, denn Palästina wurde nun für ihn das Zentrum zweitens die Bibel zu illustrieren. Mit dem ersten Vorsatz betritt Lilien ein ihm ganz neues Feld, aber seine Bemühungen auf diesem Gebiete ragen auch nur selten über das Niveau begabter Durchschnittsleistungen hinaus. Der zweite Plan jedoch, die Bibelillustration, war ein gigantisches Unternehmen, das zu seinem Gelingen die Künstlerkraft eines Rembrandt vor-

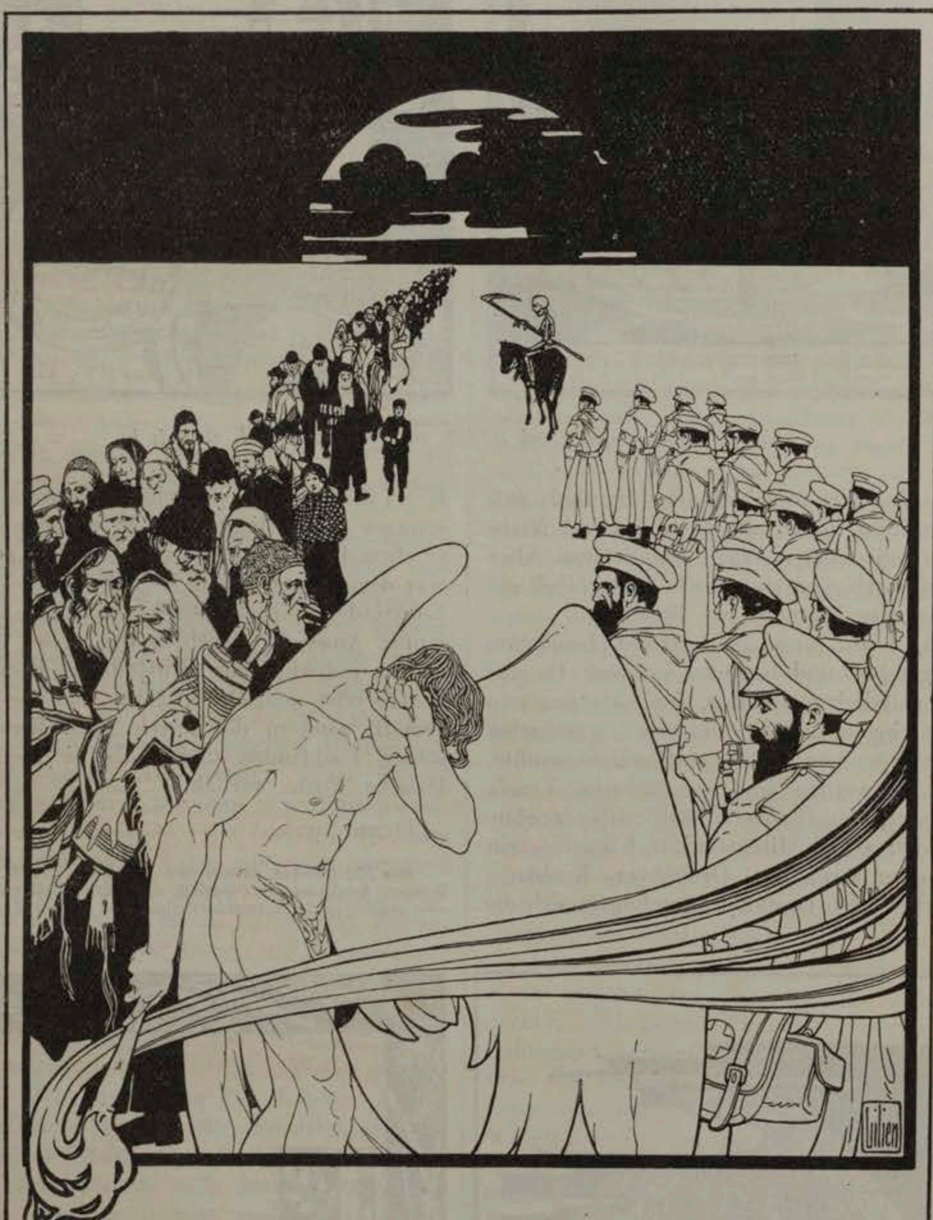


Abb. 3. „Wohin geht Ihr, Kinder?" „Gen Osten, das heilige Rußland schickt uns." „Und Ihr, Väter?" „Gen Westen, das heilige Rußland verjagt uns."

seines Daseins, das Land, das er ständig wieder aufsuchte, und wo er, äußerlich und innerlich, sich den Fesseln des Buchschmucks entwindend, aus einem Illustrator von Geschichten und Gedichten, zum Darsteller des lebendigen Lebens, des Lebens seines Landes, seines Volkes und seiner Volksgeschichte wurde, und so reiften als Früchte dieser Palästinareise in ihm die zwei letzten großen, beide unvollendet gebliebenen Künstlerideen: erstens in einem Sammelwerk Land und Leben Palästinas zu schildern und aussetzte, wenn es überhaupt zu realisieren wäre. Aber als einzelner die Bibel zu illustrieren, wie es der Plan Liliens war, ist ein von vornherein unmögliches Unterfangen. An der inneren konstruktiven Undurchführbarkeit der Idee ist Liliens Kraft gescheitert, die Mehrzahl der Entwürfe ist der Größe des Stoffes nicht gerecht geworden, vielerlei ist im Handwerksmäßigen stecken geblieben, und zuweilen hat man sogar das peinliche Gefühl, daß der erhabene Text durch profane Verzierung eingeengt ist,



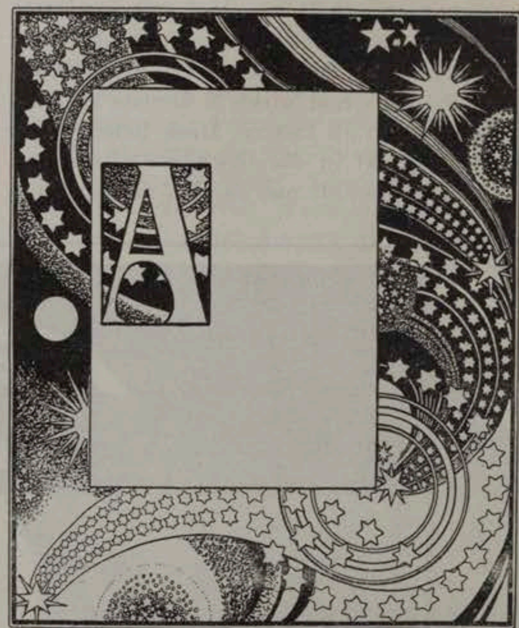


Abb. 4. Ganzseitenbild und Initiale aus der Lilienbibel, Genesis I.

und so ist es eine Art schicksalhaftes Symbol, daß der Künstler mitten in der durch Krieg und Nachkrieg vielfach gehemmten Arbeit im frühen Alter von 51 Jahren starb und die große Lilienbibel ein Torso blieb — ein Turmbau zu Babel.

Lilien muß, wenn man ihn gerecht beurteilen will, bedingt gesehen und bewertet werden. Er war ein Sohn des galizischen Ghettos, der hart um sein Künstlerdasein ringen mußte, und der — jüdisches Schicksal — erst seinem Milieu entwachsen mußte, um Künstler zu werden und — jüdische Tragik — als er es war, empfinden mußte, daß er ohne den Wurzelboden seines Milieus nicht Künstler sein konnte. In dem Kreisflug Drohobycz—Krakau—München—Berlin—Neu-Drohobycz erschöpfte sich die Kraft dieses ersten jüdischen Künstlers, dessen Größe weniger daran liegt, daß er ein Künstler, als daß er eben dieser erste jüdische Künstler gewesen. Lilien war der erste moderne Mensch, der seinem jüdischen Empfinden bewußt durch die Mittel der modernen Kunst Ausdruck gegeben, der erste, der nicht wie andere jüdische oder nichtjüdische Künstler biblische Stoffe oder jüdische Themen malte etwa wie Rembrandt, sondern der durch seine Kunstwerke jüdischem Empfinden und jüdischer Sehnsucht künstlerische Form verlieh.

Januar 1925.

Die Abbildungen entstammen dem Werk „E. M. Lilien" von Lothar Brieger, Benjamin Harz-Verlag, das durch Text und 226 Abbildungen eine erschöpfende Gesamtdarstellung von Liliens Werken gibt.

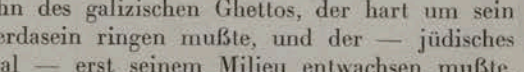
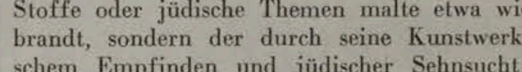



Abb. 5. Ganzseitenbild und Initiale aus dem „Lied der Lieder".

Chassidismus: Baal-schem.

Der Begründer des Chassidismus ist Rabbi Israel ben Elieser, genannt Baal-schem-tow, d. h. der Herr des guten Namens, geboren um 1698, gestorben 1760. Sein Beiname Baalschem, unter dem er in der Literatur fast ausschließlich bekannt ist und der in der Vulgärsprache des Ostens in der Kürzung Bescht gebraucht wird, entstammt der Gedankenwelt der Kabbalah. In der Mystik, namentlich der des Orients, wird dem gesprochenen Wort und vor allem dem Namen eine magische Kraft zugeschrieben. Segenssprüche und Flüche haben reale Macht, und nur aus dieser Anschauung lassen sich z. B. biblische Szenen wie die der Segenserteilung Isaaks an Jakob oder die Bileamszene begreifen. Eine ganz besondere Kraft wohnt dem Namen Gottes inne, dessen Aussprache und Niederschrift daher streng verpönt ist. Den verschiedenen Gottesnamen werden entsprechende Zauberkräfte beigemessen. Die höchsten Bezeichnungen, von denen ganz besondere Kräfte ausgehen, sind der großen Masse gar nicht bekannt. Israel ben Elieser aber soll im Besitz der Kenntnisse und vor allem auch im Besitz des Verständnisses und der Anwendungsmöglichkeit dieses höchsten Namens gewesen sein und wird daher als der „Meister des guten Namens“ Baal-schem-tow bezeichnet.

Der Vater des Baalschem wohnte in der damals unter türkischer Herrschaft stehenden Moldau und scheint, wenn man den chassidischen Berichten Glauben schenken darf, durch tatarische Räuber gefangen genommen und viele Jahre hindurch als Sklave verschleppt gewesen zu sein. Seine Frau war nach dem Raub ihres Mannes in ihr Elternhaus nach Okup an der russisch-galizischen Grenze geflüchtet. Nach langer Abwesenheit kehrt Elieser zurück und seine Frau gebar ihm den Sohn Israel, nach dessen Geburt sie starb. Als Israel fünf Jahre alt war, starb auch sein Vater und der verwaiste Knabe wurde einige Jahre später zum Lehrer von Horodenka gebracht, dem er als „Behelfer“ dienen sollte. Als Behelfer hatte Israel die Kinder auf dem Wege von und zur Schule zu geleiten. Schon hier, am zehnjährigen Knaben, offenbarte sich seine außerordentliche Macht über die Menschen. Die Kinder, die sonst scheu und still ihres Weges gingen, pflegten unter der Anführung des Knaben Lieder zu singen und einen sonst unter der Ghettojugend ungewöhnlichen Frohsinn an den Tag zu legen. Israel selbst aber erfreute sich keiner besonderen Wertschätzung, denn er pflegte weder am Gottesdienst noch an den Lernstunden in jenem Maße teilzunehmen, wie man es von einem Behelfer erwartete. Schon sehr früh scheint sich in ihm ein instinktiver Widerwille gegen den Gottesdienst in der Gebetstube und gegen das Talmudstudium hinter verstaubten Folianten geregt zu haben. Es wird erzählt, daß er in den Stunden, da die anderen lernten und beteten, in den Ecken saß und schlief, in der Dämmerung aber und des Nachts davonschlich und — wie die Chassidim von ihm berichten — draußen auf dem Felde am murmelnden Bach oder im Wald unter den rauschenden Bäumen seine Gebete verrichtete oder in Träumen versunken den Gottgeheimnissen der Natur nachsann.

Offenbar war der Baalschem ein unsteter Charakter, ein Gottsucher, den es von Ort zu Ort trieb, eine Apostelnatur, die von Gemeinschaft zu Gemeinschaft wanderte, ein Kämpfer, der sich an immer größeren Aufgaben versuchte. Denn sein ferneres Leben setzt sich äußerlich betrachtet wie ein Shakespearesches Drama aus einer Summe von kleinen Szenen mit ständigem Wechsel des Bühnenbildes und der Oertlichkeit zusammen. Er gab den Behelferposten in Horodenka auf und kehrte in die Heimat seiner Mutter Okup zurück, wo er Gebetshauswächter wurde, heiratete dort und wanderte, als nach kurzer Ehe seine Frau starb, nach Brody aus, vermutlich von der dortigen berühmten Kabbalistenschule angezogen. Hier unterrichtete er Kinder, hörte Vorträge in der Kabbalistenschule und fand Achtung in den Augen eines Rabbi Hirsch, der ihm seine geschiedene Tochter als Frau versprach. Kurze Zeit darauf starb plötzlich der Rabbi Hirsch und unter seinen Papieren fand sein Sohn, ein angesehener Rabbiner, eine Urkunde, die seine Schwester mit einem ihm und ihr ganz Unbekannten namens Rabbi Israel ben Elieser verlobte. Sie waren beide außerordentlich bestürzt, beschlossen aber, wie es für die Anschauungen der damaligen Juden ganz selbstverständlich war, sich bedingungslos dem Willen ihres Vaters zu unterwerfen und abzuwarten, ob sich eines Tages der unbekannte Bräutigam einfinden würde. Der Baalschem liebte es, inkognito unter der Maske größter Einfachheit und Einfalt aufzutreten, und so erschien er eines Tages vor seinem Schwager, dem Rabbi Gerson, als dieser gerade einen wichtigen Rechtsfall behandelte, in der Maske eines armen Wanderers. Als dieser ihm ein Almosen hinhielt, zog Israel die Verlobungsurkunde aus seinem Mantel und hielt sie dem zu Tode erschrockenen Rabbi Gerson unter die Augen. Nolens volens gab er ihm die Schwester zur Frau und versuchte nun, da Israel seine Rolle als ungebildeter und einfacher Mann weiterspielte, ihn im Talmudstudium zu unterrichten. Als seine Bemühungen erfolglos blieben, suchte er wenigstens die Schande, einen ungebildeten Schwager zu haben, zu verdecken und bewog ihn, sich in einem einsamen Gebirgsort namens Zabie anzusiedeln. Hier schlugen sich die Eheleute kümmerlich durch. Sie gruben Lehm aus den Bergen, und die Frau fuhr mit dem Wägelchen in die Stadt, während Israel als ein einsamer Waldheiliger in dem wildromantischen, von Flüssen durchrauschten und von Stürmen durchfegten Karpathengebirge sich droben auf den unwirtlichen Höhen umhertrieb und hier in seiner Weise Zwiesprach hielt mit Gott und Natur, die ihm eins waren. Hier in den Bergen, deren wilde Natur seinem Wesen adäquat war, reifte Israel zum Mann heran und gleichzeitig zum Schöpfer der chassidischen Weltanschauung mit ihren mystisch-pantheistischen Grundideen von der Allbelebtheit der Natur und der Allgegenwart Gottes, dem „Gottesfunken“ in jeglichem Geschöpf, dem Drang nach Erlösung in allen und der Aufgabe zu erlösen in den Besten und vor allem in ihm. Hier verbrachte er jene für die Geschichte aller großen Führer stereotype Vorbereitungszeit „in der Wüste“, wie sie uns sonst aus dem Leben Moses, Buddhas,

Christus, Mohammeds bekannt ist. Hier beginnt sich auch genau wie in der Lebensgeschichte jener der Kranz der Legenden um sein Haupt zu winden, er soll durch die Macht seines den Sturm überbrausenden Gebetes selbst die räuberischen Huzulenscharen der Karpathen bezwungen und die Schafe der karpathischen Berghirten — ähnlich dem zu den Fischen predigenden heiligen Antonius — magisch angelockt haben, daß sie den mit erhobenen Armen zum Himmel singenden Mann wie eine gläubige Gemeinde umringten.

Nach sieben Hungerjahren, in denen sich Israel, wie die Legende berichtet, mit Ausnahme des Sabbaths ausschließlich von Brot und den dürftigsten Feldfrüchten ernährt haben soll, kehrte er in die Stadt seines Schwagers zurück, der ihm eine Anstellung als Kutscher verschaffte. Als er sich auch hierfür als untauglich erwies, pachtete er ihm ein Wirtshaus in einem kleinen Dorf, dessen Bewirtschaftung fast ausschließlich in den Händen seiner Frau lag, während er selber, von der Unruhe seines Innern getrieben, den größten Teil der Woche in den Wäldern umherschweifte. Bald mußten sie auch das Gasthaus aufgeben und zogen nach Tluste, wo Israel als Lehrer kümmerlich lebte, das Schächten erlernte und nunmehr als Schächter in ein Dorf bei Jaslowitz übersiedelte. Hier vollbrachte er die einzige bürgerliche Leistung seines Lebens, eine Leistung, die allerdings bis auf den heutigen Tag fortwirkt, er führte nämlich die beiderseitige Schärfung des Schächtmessers ein, die noch heute im Osten üblich ist. Bald gab er auch diesen Posten auf und zog, nachdem er vorübergehend wieder Gastwirt gewesen war, nach Brody, wechselte von hier aus abermals mehrfach seinen Wohnsitz und begann dann, etwa 36 Jahre alt, in Kolomea endlich sich öffentlich als Apostel seiner Weltanschauung zu offenbaren und seinen eigentlichen Beruf, nämlich den eines Predigers und Menschenbildners, aufzunehmen. Als solcher übte er eine zauberhafte Wirkung auf die Menschen aus. Er verstand es, in die Seele all derer, die zu ihm kamen, um einen Rat zu erbitten, zu schauen, ihre Nöte zu erkennen und jedem den Rat zu geben, der seinem Wesen und seiner Lage angemessen war, und die ungeheure Macht seines Gottglaubens und Selbstvertrauens strahlte, wie es das Wesen und zugleich Verdienst der großen Gläubigkeit ist, als eine an das Wunder grenzende Macht der Suggestion auf die anderen Menschen über. Er verstand es in des Wortes wahrstem Sinn volkstümlich zu sein, und wandte den Armen und Aermsten sich am stärksten zu. Die tiefst Gesunkenen suchte er zu höchst zu heben, und so gewann er bald den Ruf eines großen Wohl- und Wundertäters, dem nicht nur die Juden, sondern auch die Polen und Russen und nicht nur die Armen, sondern auch die Edelleute von allen Seiten zuströmten. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er in Miedziborz, einem kleinen Städtchen in Wolhynien, das durch ihn zur Weltberühmtheit gelangt ist. Zwar unternahm er von hier ständig Wanderfahrten durch das Land, um auf den Märkten unter dem Volk zu predigen und in den Gemeinden mit den Rabbinern in Gedankenaustausch zu treten und für seine Idee zu werben, im übrigen aber trat der bis dahin unstete Mann nur noch eine große Reise an, nämlich nach Palästina. Nach vielen Abenteuern, mit denen damals selbstverständlicherweise die Pilgerfahrt eines armen Juden im Orient verknüpft war, kam er nach Konstantinopel, wo er das Grab des großen Rabbi Naphtali, der auf der Reise nach Palästina hier gestorben war, besuchte. Hier mahnte ihn eine Stimme zur Umkehr, „da die Zeit der Erlösung noch nicht gekommen sei", und er kehrte heim. Er wurde von türkischen Seeräubern gefangen und nach mancherlei Gefahren an der Donaumündung ans Land gesetzt. Heimgekehrt wirkte er in der immer größer werdenden chassidischen Gemeinde zu Miedziborz, bis er im Jahre 1760, ungefähr 60 Jahre alt, starb. (Ueber die Lehre Baalschems siehe Sbl. Chassidismus, Charakteristik.)

November 1925.



Die mit Tränen säen . . .

Den Juden früherer Zeiten waren die Psalmen von einer Vertrautheit, die nicht nur alle tatsächlichen Beziehungen eines westlichen Menschen zu einem Stück Schrifttum überbietet, sondern selbst alles Vorstellungsvermögen hiervon weit übertrifft. Nicht nur, daß die ehedem viel reichere tägliche Gebetsordnung mit einer ganzen Reihe von Psalmen durchsetzt war und daß zu jedem der zahlreich und gewissenhaft gehaltenen Feier- und Gedenktage jedesmal wieder besondere Psalmen gelesen und gesungen wurden — das „Tehillim-Sagen" war eine Sitte, die das Leben des Juden wie ein roter Faden durchzog und für die es im Leben des modernen Menschen nur noch den einen profanen Vergleich gibt: sich eine Zigarre anzünden. Wenn der Jude der alten Zeit auf der Landstraße dahinging, summte er Tehillim vor sich her; wenn er vor einem Stadttor warten mußte, um sich verzollen zu lassen, so kürzte er sich die Zeit, die die anderen als „unnütz" empfanden, durch das Hersagen von Tehillim; tobte ein Gewitter, so versammelte sich die Familie um den Tisch des Hauses und man las Tehillim; war ein Kind krank, so saßen Vater, Onkel und Brüder am Fußende des Bettes und sagten Tehillim; lag eine Frau in Wehen, so versammelten sich die Angehörigen im Nachbarzimmer und sagten Tehillim; unternahm ein Familienangehöriger eine Reise oder kehrte der Vater nicht zur festgesetzten Zeit von der Landstraße heim, so sagte man Tehillim, die ihn als gute Wünsche durch alle Fährnisse begleiten sollten. Wer in den Auswanderungsjahren nach Amerika fuhr, konnte im Zwischendeck die Pajes umlockten Ghettotypen sehen, wie sie aus ihren elenden Käfigen heraus zu dem Stückchen Himmel, das über ihnen blaute, emporschauten und Tehillim sagten: „Aus der Tiefe schreie ich zu dir auf" — und für sie war es keine poetische Floskel, die man vierstimmig mit Orgelbegleitung hinter goldenen Chorgittern zu bunten Kuppelfenstern emporsingt — für sie war es Leben, bitteres Leben, das Leben des jüdischen Volkes.

Von den 150 Psalmen hört der moderne Jude, sofern überhaupt, am häufigsten und vor allem am ehesten noch im Geist der alten Lebendigkeit den Psalm 126, der als „Schir hama'alaus" bei festlichen Gelegenheiten gesungen wird. Aber die wenigsten ahnen, daß in ihm eine wahre Perle aus der Lyrik der Weltliteratur verborgen ist, da er zumeist ohne Kenntnis und folglich auch ohne Verständnis seines Textes nach Melodien gesungen wird, die auf die wahre Stimmung und den Stimmungswechsel in den einzelnen Strophen keine Rücksicht nehmen und gewöhnlich nicht mit dem Text, sondern mit der Ueberschrift „Stufenlied" (Schir hama'alaus) anfangen, ein Vorgehen, als begänne man das Lied: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" mit der Ueberschrift: „Ein Volkslied", statt mit dem Worte Fuchs. Es bedarf keiner ausführlichen Begründung, daß durch einen solchen Vortrag naturgemäß die wahre Schönheit des Gedichtes nicht würdig zum Ausdruck gebracht werden kann.

Ueber den Dichter, die Entstehungszeit und das Milieu des Psalms wissen wir, wie über fast alle Psalme, nichts bestimmtes. Als wahrscheinlich können wir annehmen, daß er das lyrische Gedicht eines jener ersten Rückwanderer nach Palästina ist, die nach der Eroberung Babylons durch Cyrus aus der babylonischen Gefangenschaft in die verwüstete und unterdes von Fremdvölkern aller Art besetzte Heimat zurückkehrten und hier unter den härtesten Bedingungen das zugrundegerichtete Land wieder aufzubauen suchten. Das Lied eines Chaluz aus den Jahren nach 537 v. Chr. Der Dichter schildert in der



mit Jauchzen werden sie ernten.

ersten Strophe die Freude, die sie beim Auszug aus Babylon empfanden und das Staunen der in Kanaan eingedrungenen Völker, als sie die längst verloren geglaubten Juden wie durch ein Wunder aus der fernen Fremde wiederkommen sahen. In der zweiten Strophe bittet er, daß Gott auch die große Masse der noch in Babylon Zurückgebliebenen nachführen möge, damit das Land sich fülle wie die ausgetrockneten Bäche nach der Sommerdürre. Dann werden auch die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen sie jetzt zu kämpfen haben, weichen und sie, die heute unter Tränen ihre Saat ausstreuen, werden dann in der neuerblühten Heimat unter Jubel und Jauchzen ihre Garben einholen.

Psalm 126.

שִׁיר הַמַּעֲלוֹת
בְּשׁוּב יְהוָֹה אֶת־שִׁיבַת צִיּוֹן הָיִינוּ כְּחֹלְמִים:
אָז יִמָּלֵא שְׂחוֹק פִּינוּ וּלְשׁוֹנֵנוּ רִנָּה
אָז יֹאמְרוּ בַגּוֹיִם הִגְדִּיל יְהוָֹה לַעֲשׂוֹת עִם־אֵלֶּה:
הִגְדִּיל יְהוָֹה לַעֲשׂוֹת עִמָּנוּ הָיִינוּ שְׂמֵחִים:

שׁוּבָה יְהוָֹה אֶת־שְׁבוּתֵנוּ כַּאֲפִיקִים בַּנֶּגֶב:
הַזֹּרְעִים בְּדִמְעָה בְּרִנָּה יִקְצֹרוּ:
הָלוֹךְ יֵלֵךְ וּבָכֹה נֹשֵׂא מֶשֶׁךְ־הַזָּרַע
בֹּא־יָבֹא בְרִנָּה נֹשֵׂא אֲלֻמֹּתָיו:

Stufenlied.

Als Gott zurückgeführt die Weggeführten Zions, waren wir wie Träumende,
Voll war unser Mund des Lachens, unsere Zunge des Jubels.
Da sprachen die Völker: Großes hat Gott an ihnen getan.
Großes hat Gott an uns getan, wir waren voll Freude.

Führe, o Gott, unsere Weggeführten zurück wie die Quellen im Süden.
Die mit Tränen säen, mit Jauchzen werden sie ernten.
Der dahin gehet und weint, die Last des Samens tragend,
Jauchzend kehrt er heim, seine Garben im Arm.

Dezember 1925.

Abbildungen aus „E. M. Lilien" von Lothar Brieger, Benj. Harz-Verlag, Berlin.

Berthold Auerbach.

Berthold Auerbach wurde zu Nordstetten im Hohenzollernschen Lande am 28. Februar 1812 geboren. Seine Eltern waren einfache Landleute, die sich unter den Bauern allgemeiner Verehrung erfreuten. Wie Goethe, so konnte auch Auerbach von sich bekennen, daß er seine „Lust zum Fabulieren" seiner Mutter verdankte. Von dieser frommen und verständigen Frau hat er seinen Hang zum Philosophieren, seine Freude an der ländlichen Natur und an den unverbildeten und doch so gemütvollen Menschen seiner Heimat geerbt. Noch mehr: sein Elternhaus war durchweht von echt jüdischem Geiste; pietätvoll wurden die altehrwürdigen Bräuche geübt, die zahlreichen Kinder frühzeitig in der Thora und im Talmud unterwiesen. Daß Berthold — der begabteste von ihnen — einst Rabbiner werden und durch diese Berufswahl den Lieblingswunsch der Mutter erfüllen sollte, galt als eine Selbstverständlichkeit. Demgemäß empfing er neben dem Volksschul- und privaten Religionsunterricht lateinische Stunden, die ihm der mit dem jüdischen Lehrer befreundete katholische Ortspfarrer kostenlos erteilte.



Nach der Bar-Mizwahfeier bezog Auerbach die Jeschiwah in Hechingen, wo ihn Rabbiner Nathan Reichenberger in den Talmud einführte, ein Studium, das er nach zweiundeinhalb Jahren in Karlsruhe unter Leitung des dortigen Rabbiners Elias Willstätter fortsetzte. Gleichzeitig hospitierte er in den unteren Klassen des Gymnasiums und nahm außerdem Privatstunden, um die Reifeprüfung ablegen zu können.

In seinen Karlsruher Aufenthalt fällt seine Bekanntschaft mit seinem um zwei Jahre älteren Vetter Jakob Auerbach, mit dem er zweiundfünfzig Jahre lang in brüderlich herzlichem, persönlichem und schriftlichem Verkehr gestanden hat. Alle Briefe Bertholds an ihn hat Jakob Auerbach gesammelt und nach des Dichters Tode in zwei starken Bänden herausgegeben. Sie stellen einen wertvollen Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte seines Zeitalters dar.

Im Sommer bezog Auerbach die Universität Tübingen zwecks Studiums der jüdischen Theologie. Gleichzeitig schloß er sich der Burschenschaft „Germania" an, welcher er auch dann seine Treue bewahrte, als der Staat sie wegen ihrer demokratischen Tendenzen zu verfolgen begann. Ein rechtzeitiges Ausscheiden aus der Verbindung hätte dem jungen Theologen mancherlei Ungelegenheiten erspart; er aber lehnte ein solches mit der Begründung ab: „Auf unserer Konfession ruht der Vorwurf der Zaghaftigkeit. Ich fürchtete deshalb aus falscher Scham den Spott. Es hätte gleich geheißen: Da seht, die Juden!"

Unter Verzicht auf ein ihm verliehenes Staatsstipendium übersiedelte Auerbach auf die Universität München. Hier ereilte ihn das Schicksal: mitten aus seinen theologischen und philosophischen Studien heraus ward er verhaftet und bei der Rückkehr nach Tübingen von der Universität relegiert. Eine ihm zudiktierte achtwöchige Festungshaft auf dem Hohenasperg traf ihn weniger hart als die behördlicherseits angeordnete Ausschließung von der Rabbinatsprüfung. War es ihm nicht vergönnt, von der Kanzel herab Wahrheit und Liebe zu verkünden, so stellte er fortan seine Feder in den Dienst der Aufklärung über Wert und Wesen der Gemeinschaft Israels. Gehässige Angriffe wehrte er in seiner Schrift „Das Judentum und die neueste Literatur" ab; Charakterfestigkeit, die eine ehrenvolle Stellung nicht um den Preis des Glaubenswechsels erkaufen will, empfiehlt er in seinem zweibändigen Roman „Spinoza" zur Nacheiferung; den Kampf zwischen starrem Festhalten am Althergebrachten und freudigem Zugreifen zu dem lockenden Neuen spiegelt sein „Dichter und Kaufmann. Ein Lebensbild aus der Zeit Moses Mendelssohns" wider.

Diese tastenden Versuche verblassen gegenüber der Dichtungsgattung, die später seine ureigenste Domäne werden sollte, den „Schwarzwälder Dorfgeschichten", die trotz ihrer Lehrhaftigkeit und des stellenweise theatralischen Aufputzes ihrer Gestalten nicht nur bei ihrem Erscheinen einen beispiellosen Erfolg zeitigten, sondern auch heute noch ihre dankbare Leserwelt finden. Gustav Freytag nannte die „Dorfgeschichten" ein „literarisches Ereignis, ja eine wahre Erlösung von der öden Salonliteratur, die französischen Vorbildern nacheiferte": Jakob Grimm begrüßte ihren Verfasser als „einen der großen deutschen Dichter".

Ein weiterer Band Dorfgeschichten, der u. a. seine berühmte Novelle „Die Frau Professorin" enthält, zeigt ihn weit sicherer in der Technik künstlerischen Gestaltens, markiger und knapper in seiner Darstellung. Diese Fortschritte sind in seinen Meisternovellen „Joseph im Schnee", „Barfüssele" und vor allem in dem erschütternden Charaktergemälde „Diethelm von Buchenberg" (allesamt bei Reclam in Neubearbeitungen erschienen) unverkennbar.

Seine Romane „Neues Leben", „Auf der Höhe" und „Das Landhaus am Rhein" haben trotz ihres Umfanges nicht im entferntesten die Beliebtheit der Dorfnovellen gewonnen. Obwohl Auerbach in den siebziger Jahren bereits eine Abnahme seiner dichterischen Kräfte spürte, kehrte er doch noch einmal — freilich ohne nennenswerten Erfolg — zur Dorfnovelle zurück. Dazu lähmte ihm das Wiedererwachen der judenfeindlichen Bewegung in Deutschland, unter der er — der Vorkämpfer für Toleranz und Humanität — besonders schwer litt, jede seelische Kraft. Verbittert und gekränkt durch die gehässigen Anfeindungen, denen er seine Glaubensgenossen ausgesetzt sah, schied er gern aus diesem Leben, als er am 8. Februar 1882, kurz vor seinem

70. Geburtstage, zu Cannes in Südfrankreich die Augen zum ewigen Schlummer schloß. Seiner letztwilligen Verfügung entsprechend, wurde er auf dem jüdischen Friedhofe seines Heimatsdorfes Nordstetten beigesetzt.

Obwohl ihn sein Lebensweg mit den Hochgeborenen dieser Erde zusammenführte — er war eine Zeitlang Vorleser bei König Wilhelm I. und ein gerngesehener Gast im Hause des Kronprinzen Friedrich Wilhelm — hat Auerbach doch zeitlebens den Kämpfen um die Beseitigung aller bürgerlichen Trennungsschranken zwischen Juden und Christen willig seine glänzende Feder und seine feurige Beredsamkeit geliehen. Wenn Juden um ihres Glaubens willen litten, war er der erste, der das Gewissen der deutschen Judenheit wachrüttelte. Als die Talmudschulen infolge ihrer unzeitgemäßen Lehrmethoden verödeten, verursachte ihm das Fehlen des rabbinischen Nachwuchses schwere Sorgen. Die Besten in Israel, Abraham Geiger voran, waren seine persönlichen Freunde; und als er sich auf der Höhe seines Ruhmes, aber bereits im Gefühl nahenden Feierabends, nach einem Tuskulum umsieht, um hier seine Tage friedlich zu beschließen, will er dies Heim nur im Schoße einer jüdischen Gemeinde wählen. Sein Wunsch ging freilich nicht in Erfüllung: die Reichshauptstadt, wo er seit Jahren wohnte, hielt ihn so fest in ihrem Bann, daß er sie gegen ein Dorf oder Landstädtchen nicht zu vertauschen vermochte.

Dieser kerndeutsche Dichter mit dem weichen und reichen jüdischen Gemüt hat sich einen unvergänglichen Namen gemacht. Seinen Ruhm als Schöpfer der neuen deutschen Bauernnovelle, vor allem aber sein lebenslanges Eintreten für Deutschlands Einheit und Größe, können selbst judengegnerische Literarhistoriker (Bartels!) nicht bestreiten. Peter Rosegger ist durchaus im Recht, wenn er im Hinblick auf Auerbach behauptet: „Ein Mann, der je einmal seinem Volke etwas bedeutet hat, ist und bleibt ein Baustein in dem Gebäude dieses Volkes!".

Nachdruck aus dem Ordensblatt „Bne Briss".

November 1925. Professor Eugen Wolbe, (Montefiore-Loge, Berlin).

Jesus Christus. Name des Mannes, an dessen Leben und Tod die Stiftung und Ausgestaltung der „Christentum“ benannten Religion anknüpft. Jesus ist die präzisierte Form des Namens Jeschua, der die aramäische Färbung des biblischen Namens Jehoschua, Jischua ist; Christus = griechisch: chrestos, wörtliche Uebersetzung des hebräischen moschiach = der Gesalbte. Das Leben Jesu, wie es sich in der Auffassung des frommen Christen darstellt, ist geschildert in den 4 Evangelienbüchern. Seit langem schon ist bekannt, daß alle 4 Evangelien, selbst zeitlich in ihrer Abfassung nicht zusammenfallend, nicht eine historisch beglaubigte Schilderung des Lebens Jesu sind, sondern daß sie Erbauungsgeschichten sind, die, an Namen anknüpfend, deren Träger als vertraute Begleiter Jesu auf seinem Lebenswege gelten, das Bild wiedergeben, das in dem Bewußtsein der Gläubigen von ihm lebte, nämlich das Bild eines Menschen übernatürlicher Herkunft und Geburt, der auf die Erde gesandt sei, um den Menschen Heil zu bringen, unter den Juden als Jude aufwuchs, ihre Lehre aufnimmt, in Widerspruch zu ihr tritt, weil er eine andere, angeblich bessere Art Frömmigkeit lehren will, darum und weil er sich kühn als den Sohn Gottes bezeichnet, in Konflikt mit der jüdischen Priesterschaft geraten sei, durch ihr angebliches Zutun von der römischen Obrigkeit gekreuzigt wurde und nach der Kreuzigung wiederauferstanden und gen Himmel gefahren ist. Diese Schilderung, so weiß man jetzt, ist nicht historisch, sondern die Schilderung von Menschen, die in dem Glauben an einen Erlösergott lebten und bereits in unbewußtem Gegensatz zum Judentum standen. Was aber ist an Jesus historisch und wirklich? Ist er überhaupt eine historische Persönlichkeit? Der Zweifel daran stammt nicht bloß aus dem an und für sich legendarischen Charakter des Berichtes der Evangelien, die untereinander noch häufig in Widerspruch stehen. Er stammt wesentlich aus der Tatsache, daß die zeitgenössischen jüdischen und römischen Quellen nichts über das Auftreten, die Lehre und den Tod Jesu zu berichten wissen, während doch anzunehmen wäre, daß eine solche Persönlichkeit und ein solches Ereignis wie seine Kreuzigung nicht unbeachtet über die Weltbühne hätte gehen können. Die einzige Stelle in einem jüdischen Schriftsteller, die von Jesus handelt, Josephus Altertümer XVIII, einem Schriftsteller also, der auch kein unmittelbarer Zeitgenosse war, sondern zwischen 70 und 100 schrieb, ist erweislich mittelalterliche Einschiebung. So gibt es denn eine ganz radikale Auffassung, die glatt und klar die Geschichtlichkeit Jesu leugnet und ihn als mythische Persönlichkeit auffaßt. In der Hauptsache geht der Gedankengang dieser Richtung in der folgenden Bahn: Die hellenistische Welt in dem Jahrhundert vor und nach der üblichen Zeitrechnung ist angefüllt von einer ganzen Reihe sogenannter Mysterienkulte; im Mittelpunkt dieser vom Geheimnis umhüllten religiösen Zusammenkünfte und Bünde steht der Glaube an einen Erlösergott, der in seinem Sterben und Wiedererstehen Sinnbild des Sieges über den Tod wird.

Einer dieser Mysterienkulte mag der Glaube an einen Jesus, d. i. „Helfer“, „Retter“ genannten Erlösergott gewesen sein. Hellenistische Menschen, die in den Mysterien solcher Art vereinigt waren, kamen in Berührung mit Juden, die ihre messianischen Weissagungen in sich trugen, die Weissagungen von einem in Bethlehem zur Geburt kommenden Davidssproß, der die Menschheit und Israel erlösen wird und der zu seiner Sendung durch vielerlei Leiden hindurchschreiten muß. So vermengten sich die beiden Vorstellungen, und allmählich gewann der Mythos von dem Erlösergott das feste Bild einer göttlichen Persönlichkeit, deren einzelne Züge durch die nach solcher Richtung gedeuteten Bibelstellen bestimmt wurden. Diese Erklärung, für die in der Hauptsache maßgebend sind Drews „Die Christusmythe“ — dieser an astrale Vorstellungen anknüpfend — und Samuel Lublinski in den Werken „Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur“ und „Das werdende Dogma vom Leben Jesu“ und die in jüngster Zeit Georg Brandes neu aufgenommen hat, hat mancherlei Bestechendes an sich, aber vieles spricht auch dagegen; es ist psychologisch nicht gut zu erklären, daß eine Bewegung von so starker Macht wie das Christentum entstanden sei und sich ausgebreitet habe, ohne daß eine wirkliche historische Persönlichkeit, und sei es auch nur unbewußt, den Anstoß gegeben habe; dazu tritt die Tatsache, daß all die Mysterienkulte mit dem sterbenden und auferstehenden Gott mehr an das Naturhafte anklingen, das Vergehen und Neuwerden der Natur symbolisierend, während der Jesus der christlichen Erzählung nichts mit Naturhaftem zu tun hat und nur sittliche Persönlichkeit ist. So mag man sich denn mit gutem Grund dem Glauben an die Geschichtlichkeit Jesus zuneigen. Dessen Leben und Denken wird sich, soweit man das nachträglich überhaupt konstatieren kann, folgendermaßen darstellen lassen:

In Nazareth, im nordpalästinensischen Galiläa, ist er geboren — daß ihn die Evangelien in Bethlehem geboren sein lassen, geht darauf zurück, daß die Weissagung alter Zeit vom kommenden Messias an Bethlehem anknüpfen —, wächst auf in jüdischer Frömmigkeit und in jüdischer Lehre. Jüdische Frömmigkeit aber war damals erfüllt von einem stark eschatologischen Zuge, von dem Glauben an ein nach dem Ablauf der irdischen Zeitalter herankommendes himmlisches Zeitalter, dessen Eintritt als ganz nahe bevorstehend gedacht wurde; und je chaotischer der gegenwärtige Weltzustand war, je stärker von Unsittlichkeit, wilden Lastern, Herrschafts- und Unterdrückungswillen das Zeitalter beherrscht war, um so sicherer erschien das Kommen des reinen himmlischen Zeitalters in seiner Notwendigkeit als unmittelbar vor der Tür stehend. Um auf dieses Zeitalter des Gottesreiches würdig vorbereitet zu sein, erging von vielen Seiten der Ruf zur Umkehr, zur Abkehr von allem Weltlichen. Es gab einen ganzen Kreis von Leuten, die in dieser Abkehr von allem Weltlichen lebten und von der Welt, ihren Freuden und Lockungen mönchisch sich absondernd ein Leben in Reinheit zu führen versuchten, die sogenannten Essäer. Aus diesem Kreise war die Persönlichkeit Jochanans hervorgegangen, dessen Bußpredigt viele folgten, die der essäischen Lebensweise sich einfügten mit dem symbolischen Akt des Tauchbades (Taufe). Von

Jochanans Predigt und Wirken wurde auch Jesus ergriffen, und er wurde sein Schüler, den Lehrer durch die Kraft des Wortes und den Zauber der liebenswürdigen Persönlichkeit überragend. Neben den Juden aber, die dergestalt nur auf das Geistige, Seelische gerichtet waren, standen andere, deren ganzes Sinnen auf die nationale Befreiung vom Römerjoch gerichtet war, deren Traum vom Messias vor allem dahin ging, daß der Messias, der gesalbte König kommen möge, der Israel frei mache von der Qual der Römerherrschaft.

Von dem Gedanken an das bevorstehende Gottesreich auf Erden war Jesus erfüllt, und die Menschen zur Vorbereitung darauf zur seelischen Reinheit zu führen, war sein Wollen. Er blieb dabei nicht in der Bahn der essäischen Frömmigkeit, sondern er blieb in der Welt und in der Gemeinschaft der arbeitenden und für den Tag sorgenden Menschen, blieb in der Freude an der Welt und am Leben; aber in ihnen wollte er die Menschen fromm machen, und so nahm er mit Nachdruck alles auf, was im Judentum, in seiner prophetischen und in seiner rabbinischen Ausprägung, je über wahrhafte Frömmigkeit, über Liebe zu Gott, demütiges Sichfügen in Gottes Willen, über die Nächstenliebe als Erfüllung der Thora gesagt worden war. Und so ganz in der Bahn des Judentums sich bewegend wandte er sich an die Juden in der Selbstverständlichkeit des Glaubens an ihre besondere Verpflichtung zur Frömmigkeit, an ihre Berufung durch Gott, und mit dem Willen, das Judentum in seiner überlieferten Form, auch der zeremoniellen, zu wahren und zu festigen. Von diesem Willen legt beredtes Zeugnis ab das in der Bergpredigt aufbewahrte Wort: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch, wahrlich eher werden Himmel und Erde vergehen als daß vergehe der kleinste Buchstabe vom Gesetz."

Es sammelte sich eine ständig wachsende Zahl von Anhängern um ihn, unter ihnen ein Kreis von dauernd in seiner Gemeinschaft lebenden Jüngern. Mit ihnen zog er lehrend und predigend in Galiläa umher. In diese seine Frömmigkeit aber mischte sich aus den essäischen Gedankenkreisen herrührend eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber der politischen und vaterländischen Sorge der meisten Juden seiner Zeit, und sein Denken und Lehren fing an, immer stärker nach der Richtung zu gehen, daß nicht das Freiwerden von dem politischen Druck als Vorbedingung eines freien Lebens die Hauptsache sei, sondern daß die einzige Sorge des Menschen die Reinheit der Seele sei, das Freiwerden von Sünde, das der Versuchung Fernbleiben. Damit kam allerdings ein den jüdischen Bewußtseinsinhalten zwar noch nicht weitgehend, aber doch in seiner Uebertreibung und Ausschließlichkeit fremdes Element in sein Lehren, das ihn schließlich fortreißen konnte und fortriß. Es wird nie genau mehr festzustellen sein, ob der Uebergang von dem Bewußtsein, ein Führer zu sein, zu dem Bewußtsein, der Messias zu sein, sich selbständig in ihm vollzog, oder ob die Anhänger aus der Selbstverständlichkeit des damals verbreiteten Glaubens an die unmittelbar zu erwartende Ankunft des Messias ihm den Gedanken seiner Messianität einflößten, bis daß er sich zu ihr bekannte; wie immer es sich vollzogen haben mag, als er den Gedanken seiner Messianität aufnahm, gab er ihm nicht den überlieferten Inhalt des Politischen, sondern bog ihn um in der Richtung auf Heraushebung der Seelen aus dem Verknüpftsein mit dem Irdischen. Darin hätte nichts für den Juden Anstößiges zu liegen brauchen, wohl aber mochte es etwas den Frommen Anstößiges sein, wenn jemand sich ohne weiteres als der Messias erklärte, während es doch überlieferter Glaube war, daß der Messias eine in wunderbarer Weise von Gott herniedergesandte Persönlichkeit sein müsse, die stürmisch die Welt in einen anderen Zustand überführen würde, nicht ein Mensch, der unter Menschen wandelt. Hier mochten Keime eines Konflikts liegen, eines Konflikts, der sofort stark in die Erscheinung treten mußte, wenn dieser sich als Messias bezeichnete, von sich noch dazu als Gottes Sohn redete, nicht bloß in dem üblichen und jedem frommen Juden vertrauten Sinne der Gotteskindschaft jedes Menschen, sondern in einem ganz ausschließlichen, nur für ihn geltenden Sinne.

Wer unter Juden wirken wollte, mußte an dem Mittelpunkt des jüdischen Lebens sein, mußte dort sich gezeigt und durchgesetzt haben. So zog er denn nach Jerusalem hinauf. Aber indem er das tat, erregte er den Argwohn der Römer, die nicht gewillt und auch nicht imstande waren, einen Unterschied zu machen zwischen der politischen Idee eines Messias und der Art, wie Jesus seine Messianität erfaßte. Sie standen, wie Herren dem Kolonialvolke gegenüber, den Juden und den in ihrer Mitte nach Ausdruck ringenden Gedanken und religiösen Strömungen mit kühler Ueberlegenheit, Verachtung und Verständnislosigkeit gegenüber; sie sahen den Zulauf zu einem als Messias gepriesenen Menschen, witterten darin die Möglichkeit und den Ausgangspunkt zu einer Empörung, griffen rasch und brutal zu und schlugen ihn ans Kreuz. Ob tatsächlich Konflikte zwischen ihm und den offiziellen Vertretern des Judentums, dem Synhedrion, entstanden, ist heute nicht mehr festzustellen, sicher ist, daß der Bericht der Evangelien über den Prozeß Jesu ein aus später schon judenfeindlicher Zeit stammender tendenziöser ist, die Juden hatten um jene Zeit keine peinliche Gerichtsbarkeit mehr, und Kreuzigung ist römische Hinrichtungsart.

Mehr läßt sich über den geschichtlichen Jesu mit Genauigkeit weder sagen noch erschließen.

Festzustellen ist, daß Jesus selbst sich nur als an Juden gesandt empfand und daß er seine Sendung als eine Befestigung und Vertiefung jüdischer Lehre auffaßte.

In der modernen rassentheoretischen Auseinandersetzung spielt die Frage eine Rolle, ob Jesus blutmäßig Jude gewesen sei. Irgendein wissenschaftlicher Wert oder eine Beweiskraft wohnt der Theorie von Jesu Ariertum nicht inne.

(Literatur: Schweizer Geschichte des Leben Jesu, Fasching. Tübingen 1913.)

Rabbiner Dr. Max Dienemann, Offenbach.
(Hermann Cohen-Loge, Offenbach.)

November 1925.

Wie die Gesamtgeschichte Südamerikas, so ist auch die der südamerikanischen Juden in zwei großen historischen Phasen zu betrachten. Die erste Epoche umfaßt die Zeit der spanisch-portugiesischen Herrschaft. Dieser folgt ein großer Zwischenraum des Zerfalls, der Rassenmischung und der wirtschaftlich-kulturellen Stagnation, der bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinausreicht. Dann beginnt — und zwar erst vor wenigen Jahrzehnten — die zweite Epoche, die des neuen Südamerika, des Landes der Zukunft, dem man einen ähnlichen glanzvollen Aufstieg und eine gleiche weltpolitische Zukunft wie den Vereinigten Staaten Nordamerikas prophezeit.

Die Entdeckung Amerikas erfolgte bekanntlich in demselben Jahr, in dem die Austreibung der Juden aus Spanien begann. Diese Vertreibung der spanischen Juden darf man sich aber nicht als einen einmaligen Gewaltsakt wie etwa die Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich vorstellen, sondern spielte sich ab im Gefolge einer viele Jahrzehnte lang betriebenen judenfeindlichen Politik, die in wechselnder Stärke und Ausdehnung nach und nach die ganze Judenheit Spaniens betraf. Als Folge dieser Politik ist es zu erklären, daß in den Jahrzehnten nach 1492 immer wieder von neuem Gruppen jüdischer Emigranten aus Spanien und Portugal zu den „freien" Gestaden des neu entdeckten Kontinents auswanderten, in der Hoffnung, hier eine neue, von Verfolgungen freie Heimat zu erhalten; und so kommt es, daß man in fast sämtlichen ehemals spanisch-portugiesischen Kolonialländern Zentral- und Südamerikas Reste alter spanischer Judengemeinden findet. Auf Kuba liegt Luis de Torres, der bekannte jüdische Begleiter von Kolumbus, begraben. Auf Jamaika, auf Barbados und Trinidad, in Peru, Bolivien, Chile — überall findet man in den alten spanischen Kulturzentren die teils noch lebenden, teils aber nur noch durch ihre Grabsteine bezeugten Reste ehemaliger jüdischer Gemeinden. So gibt es heute auf den Inseln Trinidad, Barbados und den Bahamas keine jüdischen Familien mehr, wohl aber noch jüdische Friedhöfe.

Die Frühgeschichte der Juden Südamerikas ist eine in ihren Einzelheiten noch wenig bekannte, aber jedenfalls sehr traurige Chronik fast ununterbrochener Verfolgungen und Aechtungen durch die spanischen Machthaber und der in ihren Diensten eifernden Mönchsorden. Welche Rolle das jüdische Element bei ungestörter Entwicklung in Südamerika hätte spielen können und sicherlich auch heute spielen würde, beweisen die wenigen Beispiele jener alten Judenniederlassungen, die infolge der Eigenart ihres politischen Schicksals der allgemeinen Judenverfolgung durch die Spanier entgingen. Die Insel Jamaika z. B. wurde schon 1655 von den Engländern erobert und diese gewährten den Juden hier alle Freiheiten. Infolgedessen finden wir hier unter einer Gesamtbevölkerung von zirka 850 000 Bewohnern noch heute 2500 Juden, die sich zum größten Teil in leitenden Positionen befinden und deren aktiver Mitarbeit es zu verdanken ist, daß Jamaika im Gegensatz zu der Mehrzahl der Schwesterinseln volkswirtschaftlich auf einer bemerkenswerten Höhe steht. Die kleine Insel wies 1916 eine Ausfuhr von $26^1/_2$ Millionen Dollar auf. Ein Beispiel ähnlicher Art bietet Curacao, das nach der Vertreibung der Juden aus Brasilien durch die Portugiesen im Jahre 1650 die von dort flüchtenden Juden aufnahm. Im Jahre 1750 gab es hier eine jüdische Gemeinde von mehr als 2000 Mitgliedern. Obgleich die Zahl der Juden besonders seit den letzten Jahrzehnten ständig zurückgeht (1890 zählte man noch über 1000, 1917 nur noch 600), so befinden sich trotzdem noch heute 90 % aller Geschäfte in jüdischen Händen, die jüdische Gemeinde unterhält eine eigene Schule und im Staatsrat sitzen unter 13 Mitgliedern 5 Juden. Aehnliche Verhältnisse finden sich in der durch ihren Kaffee-Export bekannten niederländischen Provinz Surinam.

Vollkommen zu trennen von dieser althistorischen jüdischen Bevölkerung spanischen Ursprungs ist die im 19. Jahrhundert parallel zur Einwanderung nach den Vereinigten Staaten gehende Besiedlung Südamerikas mit jüdischen Zuwanderern vornehmlich aus dem Osten Europas. Die Mehrzahl der heute in Südamerika lebenden Juden sind solche Neuzuwanderer. Genaue Angaben über die Zahl der Juden in Südamerika zu machen ist fast unmöglich, da in den südamerikanischen Statistiken die Konfession der Einwanderer nicht angeführt wird. Alle folgenden Zahlen beruhen folglich auf Schätzungen. Die meisten Juden leben in A r g e n t i n i e n, und zwar etwa 170 000 Juden bei einer Gesamtbevölkerung von 10 Millionen. Die knappe Hälfte hiervon wohnt in der Hauptstadt Buenos Aires (70—80 000), 30 000 leben in den von Baron Rothschild begründeten landwirtschaftlichen Kolonien. 20 000 hiervon sind auch tatsächlich Landwirte. In C h i l e gibt es wegen des starken Einflusses des spanischen Geistes und der früheren vielfachen Judenverfolgungen bei einer Gesamtbevölkerung von $3^1/_2$ Millionen nur 10 000 Juden, von denen 3000 in Santiago angesiedelt sind.

In B r a s i l i e n bildeten die Juden in der Zeit der portugiesischen Frühbesiedlung ein bemerkenswertes Element, zumal zahlreiche Juden aus dem Mutterland hierher verbannt wurden. Als aber die Judenverfolgungen sich auch auf das Kolonialland erstreckten, wanderten die Juden zum größten Teil aus oder ließen sich taufen. Ein Teil der Juden und der zwangsgetauften Marannen wurde sogar von den Behörden zu ihrer Aburteilung nach Spanien und Portugal zurückgeschickt. Als die Holländer die Spanier aus Brasilien vertrieben, hoben sie alle religiösen Beschränkungen auf, die Juden mehrten sich und gelangten zu großem Wohlstand. Als aber die holländische Herrschaft wieder gestürzt wurde, fiel die jüdische Bevölkerung dem Haß der neuen Sieger anheim und wurde vollkommen ausgerottet. Bis um das Jahr 1900 gab es sozusagen gar keine Juden in Brasilien. 1904 gründete die Jewish Colonisation Association (Ica) nach dem Vorbild der Rothschildschen Kolonien in Argentinien die Kolonie Philippson in der Provinz Rio grande de Sul und erwarb außerdem ein großes Urwaldgebiet. Zahlreiche russische Juden ließen sich als Ansiedler anwerben, hielten aber nicht in den Kolonien aus, sondern verließen sie und fristeten als Hausierer ihr Leben. Damit war jener typische Weg be-

schritten, den die Juden in fast allen Ländern der Welt, in die sie als Expropriierte der menschlichen Gesellschaft gelangen, zu betreten pflegen, und nun spielt sich, was außerordentlich interessant ist, hier in Brasilien deutlich, wie an einem Schulbeispiel, die typische Entwicklung des jüdischen Aufstiegs ab. Aus den Hausierern werden kleine Händler, die zuerst bescheidene und dann größere Geschäfte eröffnen und nun ihrerseits ihre hausierenden Brüder und Verwandte, die sie teils beabsichtigt, teils ungewollt ins Land nachziehen, mit Ware versorgen. Kundenkreis und Absatz vergrößern sich und aus dem Detaillisten wird ein Grossist, die Hausierer rücken in die Position der Detaillisten nach, neue Zuwanderer in die freigewordenen Stellen der Hausierer, und so baut sich die wirtschaftliche Pyramide der jüdischen Einwanderer vom Hausierer bis zum Kapitalisten auf. Denn die ersten machen naturgemäß nicht beim Grossisten halt, sondern entwickeln sich weiter und werden Fabrikanten und Finanziers. Heute gibt es in Brasilien eine ganze Reihe von Kleider-, Möbel- und Holzwarenfabrikanten, die die Händler des Landes mit Ware versorgen und innerhalb ihrer brasilianischen Gemeinde zu einflußreichen Stellen aufgerückt sind. In neuester Zeit haben sich neben zahlreichen Kleinkaufleuten und Handwerkern auch die ersten jüdischen Akademiker in den aufstrebenden Provinzen Brasiliens niedergelassen. Die jüdischen Gemeinden, von denen die größten je 3000 bis 4000 Mitglieder umfassen, sind gut organisiert, besitzen Synagogen, Bibliotheken, Darlehnskassen und Vereine. Im ganzen schätzt man die heute in Brasilien wohnenden Juden auf ungefähr 20 000. Doch weichen die Schätzungen sowohl nach oben wie nach unten bis zu 10 000 abwärts und zu 30 000 aufwärts voneinander ab. Auch die landwirtschaftlichen Kolonien haben mittlerweile eine seßhafte Bevölkerung von mehreren hundert Familien erhalten.

Somit ist Brasilien, sowohl beim Rückblick auf die frühere Geschichte als auch im Hinblick auf die heutige Entwicklung ein, man kann sagen durch Elend und Elendsüberwindung klassisches Beispiel für die Schicksale, die unbeugsame Lebenskraft und die hervorragenden wirtschaftlichen und kulturellen Fähigkeiten der Juden.

Gesamtübersicht über die Juden Südamerikas.

	Gesamtbevölkerung	Juden
Argentinien	10 000 000	170 000
Brasilien	30 500 000	20 000
Chile	4 000 000	10 000
Paraguay	1 400 000	7 000
Columbien	6 000 000	5 000
Uruguay	1 500 000	5 000
Venezuela	2 500 000	3 000
Jamaika	850 000	2 500
Peru	7 000 000	2 000
Panama	400 000	1 000
Salvador	1 500 000	1 000
Ecuador	2 500 000 (600 000 Weiße)	500
Guatemala	2 000 000	500

Dezember 1925.

Reichsbund jüdischer Frontsoldaten.

Unmittelbar nach dem Waffenstillstand im Jahre 1918 setzten Bestrebungen ein, die dahin zielten, die jüdischen Frontsoldaten in einen Verband zusammenzufassen, um den von den Antisemiten erhobenen Vorwurf, daß die Juden nur in geringer Zahl während des Weltkrieges an der Front gedient hätten, zu entkräften und auch sonst gegen den Antisemitismus und seine vielfachen Hinweise **auf das militärische Gebiet** aufzutreten. Es wurden zunächst in den Großstädten Frankfurt a. M., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Breslau u. a. Organisationen ins Leben gerufen, und im Februar 1919 konnte in Berlin der Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten gegründet werden. Anfangs waren Schwierigkeiten zu überwinden, die von den verschiedensten jüdischen Parteien und Behörden dem Bunde gemacht wurden. Aber indem er sich zu dem Prinzip striktester Neutralität bekannte, gelang es ihm, sich durchzusetzen und sich in kurzer Zeit über ganz Deutschland auszubreiten. Der R. J. F. umfaßt heute 16 Landesverbände mit 500 Orts- und Untergruppen und ungefähr 40 000 Mitglieder. Er steht unter dem Vorsitz seines Gründers, Dr. Leo Löwenstein, der im Kriege Hauptmann gewesen ist. Abgesehen von zahlreichen Einzelleistungen im Kampf gegen Antisemiten und antisemitische Argumente bewies der R. J. F. der jüdischen Allgemeinheit Deutschlands in großem Stil seine Daseinsberechtigung und seinen bedeutenden Wert im Herbst 1923, als in Berlin und anderen Orten Pogrome vorbereitet wurden und als Vorspiel pogromartige Unruhen ausbrachen. Der R. J. F. organisierte im Rahmen gesetzlicher Befugnisse eine Abwehr, die den Gegner bewies, daß die Juden eventuelle Angriffe nicht als wehrlose Opfer über sich ergehen lassen würden, und lenkten dadurch eine große Gefahr vom Judentum ab, was allgemein uneingeschränkte Anerkennung erfuhr und das Ansehen des R. J. F. endgültig festigte. Nunmehr konnte der R. J. F., gestützt auf das Vertrauen und die Anerkennung der jüdischen Bevölkerung aller Richtungen und Parteien seine Tätigkeit weiter ausdehnen. Im Jahre 1924 trat er zweimal in den Wahlkampf ein durch Plakate und Flugblätter, die in Millionen von Exemplaren verbreitet wurden und sich gegen die antisemitischen Behauptungen richteten.

Der R. J. F., zusammengesetzt aus Juden, die im Kriege die Vorzüge und die Notwendigkeit der Selbstzucht mehr vielleicht als andere kennen gelernt hatten, war sich darüber klar, daß eine wirksame Abwehr des Antisemitismus nicht durch Argumente und Druckschriften allein möglich sei, sondern daß hierzu auch die tatsächliche Selbstzucht unter den Juden notwendig ist, und trat nun für Disziplin und Erziehung zur Disziplin sowohl in seinen eigenen Reihen als auch in den übrigen Kreisen der jüdischen Bevölkerung ein. In diesem Sinne wandte er sein Interesse vor allem auch den Bestrebungen zur Förderung der Leibeszucht unter der jüdischen Jugend zu und bemühte sich in der Ueberzeugung, daß große Ziele nur durch große und straff zusammengefaßte Organisationen zu erreichen sind, die bestehenden jüdischen Sportvereinigungen zusammenzufassen. Dem R. J. F. ist es gelungen, sowohl in Berlin wie im übrigen Deutschland Turn- und Sportvereine aller Richtungen zu größeren Verbänden zu vereinigen.

Ebenso gelang es dem R. J. F., eine Segelfliegerabteilung ins Leben zu rufen, die bei den deutschen Wettbewerben namhafte Erfolge zu verzeichnen hatte. Im Jahre 1925 dehnte der R. J. F. sein Betätigungsfeld abermals weiter aus. Er erblickt in der Tatsache, daß sich auch in jüdischen Kreisen ein Hang zur Berufsumschichtung und zur Rückkehr zur Scholle bemerkbar macht, und daß zahlreiche junge Juden den landwirtschaftlichen Berufen zuneigen, ein weiteres Zeichen und einen neuen Weg zur Ertüchtigung der Juden und zur Entkräftigung der antisemitischen Argumente und sucht darum diese Berufsumschichtung zu unterstützen. Es wurde vorübergehend ein Lehrgut gepachtet. Die Ausführung größerer Pläne in dieser Richtung, möglicherweise in Verbindung mit anderen jüdischen Organisationen, steht bevor.

Seit dem Jahre 1922 besitzt der R. J. F. eine eigene Zeitschrift „Der Schild", die unter der Redaktion eines Fachmannes als illustrierte Wochenschrift erscheint und durch ihre Publikationen nicht nur die Interessen des R. J. F. vertritt, sondern auch durch belehrende Aufsätze das jüdische Wissen zu verbreiten und zu vertiefen sucht. Ferner hat der R. J. F. im eigenen Verlag das Buch von Felix A. Theilhaber „Jüdische Flieger im Weltkrieg" erweitert und reich illustriert herausgegeben und durch eine systematisch betriebene Verbreitung desselben auch in nichtjüdischen, vor allem auch in militärischen Kreisen (Auflage 10 000) wesentlich zur Entkräftigung antisemitischer Beschuldigungen und zur Hebung des jüdischen Ansehens beigetragen. In diesem Buch wird nachgewiesen, daß die Juden sich an dieser besonderen Mut verlangenden Waffengattung nicht nur in einer die Norm überschreitenden Prozentzahl beteiligt, sondern auch eine ganze Reihe hervorragender Einzelleistungen aufzuweisen haben. Durch eine von Max Liebermann hergestellte Radierung „Den Müttern der Zwölftausend" sucht der R. J. F. das Andenken der gefallenen jüdischen Kameraden zu ehren, wie er sich auch bemüht, allerwärts Gedenktafeln und Grabdenkmäler zur bleibenden Erinnerung an die jüdischen Opfer im Weltkrieg auf den Friedhöfen zu errichten.

Auch im Auslande haben sich Angehörige des einstigen deutschen Heeres zu Verbänden zusammengeschlossen, so in New York. Die Bildung weiterer Ortsgruppen in amerikanischen Städten ist geplant.

Durch seine auf dem Boden strikter Neutralität aufgebaute und daher alle Kreise der jüdischen Bevölkerung erfassende jüdische Organisation und sein vielseitiges tatkräftiges Eingreifen hat sich der R. J. F. zu einem der angesehensten und nützlichsten Verbände des deutschen Judentums entwickelt.

Dezember 1925.

Reichsbund jüdischer Frontsoldaten.

Chassidismus: Der große Maggid.

Der Nachfolger des Baalschem war Rabbi Dow Beer von Mesericz, genannt der große Maggid, d. h. der große Erzähler, im Sinne von Wanderprediger, der, 10 Jahre jünger als der Baalschem, 1710 in Lukacz (Wolhynien) als Sohn eines armen Lehrers geboren war. Nachdem er die Talmudschule zu Lemberg absolviert hatte, zog er als ein Anhänger der Lurjanischen Kabbala als Wanderprediger durch die Ortschaften Wolhyniens und Podoliens. Der Grundsatz der Lurjanischen Kabbala war im strikten Gegensatz zum Chassidismus die Ueberzeugung von der Verderbtheit des Fleisches und die hieraus entspringende Forderung nach Kasteiung und „Ausrottung des Bösen mit der Wurzel". Teils um mit ihm zu debattieren, teils um den berühmten Wunderdoktor wegen seines quälenden Leidens als Arzt aufzusuchen, pilgerte R. Beer zum Baalschem. Wie fast alle gelehrten Gegner war auch er aufs tiefste enttäuscht. Statt eines „Weisen" fand er einen einfachen Mann, der an Stelle der erwarteten Talmuddisputation sich mit dem Ankömmling über alltägliche Dinge unterhielt. Heimlich brach R. Beer bei Nacht auf, um abzureisen, aber der „alles wissende" Baalschem ließ ihn von der Straße zurückrufen, schloß sich mit ihm ein und legte ihm eine Stelle aus einer kabbalistischen Schrift mit der Bitte vor, sie ihm zu erklären. Nichts schien R. Beer einfacher als das, aber als er geendet, sagte der Baalschem lakonisch: „Ihr versteht nichts!" Gekränkt fuhr R. Beer auf, aber der Baalschem beschwichtigte ihn und begann seinerseits den Text zu interpretieren und soll nun hierbei seinen Gast derart entzückt haben, daß er gerührt bei ihm blieb und sein Freund, Schüler und späterer Nachfolger wurde. Diese Anekdote entspricht, wenn sie auch vielleicht erfunden ist, jedenfalls dem überlieferten Charakter des Baalschem, der es liebte, sich einfach zu geben und nur selten die Tiefe und das Feuer seiner Seele offenbarte.

Nach dem Tode des Baalschem zerstreuten sich seine Schüler und kehrten in ihre Heimat zurück. Auch R. Beer blieb nicht in der Stadt des Baalschem, sondern wählte das geographisch günstiger, nämlich der Hochburg des damaligen Judentums, Litauen, nahe gelegene Mesericz. „Nach dem Tode des Bescht zog die Schechinah mit ihrem Bettelsack von Medziborg aus und wählte sich Mesericz zum Sitz." Von den Schülern des Baalschem schlossen sich nur zwei ihm an: Nachum von Czernobyl und R. Mendel von Witebsk. Aber genau wie beim Baalschem verfehlte auch hier die geradezu dämonische Macht der starken Persönlichkeit ihren Einfluß nicht und von allen Seiten strömten Schüler herbei, die ihr Lebensglück darin sahen, in der Nähe und im Zauberkreis des Meisters zu leben, und hier in Mesericz erlebte der Chassidismus seine zweite und vielleicht noch glanzvollere Blüteepoche als unter der Aegide des verstorbenen Begründers. In der Tat muß, wie man aus zahlreichen zeitgenössischen Berichten erkennt, von der Person des R. Beer eine geradezu suggestive Macht auf die Mitwelt und vor allem auf seinen näheren Schülerkreis ausgegangen sein. Die Jugend verließ die Häuser der Eltern und scharte sich um den Meister. Die Worte des Predigers hatten für sie die Kraft des Gesetzes. In jedem seiner Aussprüche fanden sie geheime Anspielungen auf erhabene und verborgene Dinge. Seine Lehre bedeutete für sie eine wahre Offenbarung. Alles, was sie vor ihrer Begegnung mit dem Meister wußten und lernten, verlor nun jede Bedeutung. R. Israel von Kosnitz sagte: „Bevor ich zum großen Rabbi und Prediger von Mesericz fuhr, studierte ich 800 kabbalistische Bücher, und als ich nach alledem zum heiligen Prediger kam, sah ich ein, daß ich eigentlich noch nichts gelernt hatte". Der berühmte Chassid R. Ben Jizchak schrieb in sein Heft „jedes Wort aus den Alltagsgesprächen des Predigers und gab sich die Mühe, den tieferen Sinn eines jeden Wortes zu erfassen". Und R. Schneur-Salman von Lady sagte: „Wenn unser Rebbe über die Thora sprach, so redete die Schechinah aus seinem Munde und der Geist Gottes in ihm, er aber war von dieser Welt völlig abgelöst." Aber nicht allein in seinen Worten, sondern auch in jeder seiner Körperbewegungen fanden die Schüler des Predigers geheime Andeutungen. Die allergewöhnlichsten Verrichtungen hatten für sie die Bedeutung erhabener, symbolischer Handlungen. Einer der „Heiligen" jener Zeit, R. Löw Sores, pflegte zu sagen, er fahre zum Prediger, „um zu sehen, wie jener seine Stiefel anzieht". Selbst die Luft des jeweiligen Aufenthaltsortes des Predigers war von Heiligkeit und erhabenen Gedanken erfüllt. R. Löw Jizchok von Berdiczew erzählt: „Einmal, während des Abendgebetes des Neujahrsfestes, sah ich über seinem Kopf ein strahlendes Licht, gleich bunten Regenbogen. Da erschrak ich und ich erbebte am ganzen Leib. Einige Männer, die jedoch den Grund meines Schreckens nicht ahnten, hielten mich an, daß ich nicht falle. Da aber mein Lehrer meinen Zustand sah, wandte er sein Gesicht zur Wand und stützte einige Zeit den Kopf. Als er wieder zurückschaute, sah ich nichts mehr über seinem Kopf." (Horodetzki.)

Ein lebendiges Bild vom Leben zu Mesericz und vom großen Maggid gibt Salomon Maimon in seinen Lebenserinnerungen: „Ich kam also am Sabbat zu diesem feierlichen Mahle und fand da eine große Anzahl ehrwürdiger Männer, die hier von verschiedenen Gegenden zusammengekommen waren. Endlich erschien auch der große Mann in seiner Ehrfurcht einflößenden Gestalt, in weißem Atlas gekleidet. Sogar seine Schuhe und Tabakdose waren weiß (die weiße Farbe ist bei den Kabbalisten die Farbe der Gnade). Er gab einem jeden der Neuangekommenen sein Schalom, das heißt, er begrüßte ihn. Man setzte sich zu Tisch und während der Mahlzeit herrschte eine feierliche Stille. Nachdem man abgespeist hatte, stimmte der hohe Obere eine feierliche, den Geist erhebende Melodie an, hielt einige Zeit die Hand vor die Stirn und fing darauf an, zu rufen: C. aus H.! M. aus R.! S. M. aus R.! usw., all die Neuangekommenen bei ihren Namen, und den Namen ihrer Wohnorte, worüber wir nicht wenig erstaunten. Jeder von uns sollte irgend einen Vers aus der heiligen Schrift hersagen. Es sagte jeder seinen Vers. Darauf fing der hohe Obere an, eine Predigt zu halten, der die besagten Verse zum Text dienen mußten, so daß, obschon es aus ganz verschiedenen Büchern der heiligen Schrift hergenommene und

unzusammenhängende Verse waren, er sie dennoch mit einer solchen Kunst verband, als wenn sie ein einziges Ganzes gewesen wären, und was noch sonderbarer war: jeder der Neuangekommenen glaubte an dem Teil der Predigt, der auf seinem Verse beruhte, etwas zu finden, das sich besonders auf seine individuellen Herzensangelegenheiten beziehe. Wir gerieten also darüber, wie natürlich, in die größte Verwunderung."

Während R. Beer seines körperlichen Leidens wegen selber keine Reisen unternahm, schickte er von Mesericz Sendboten nach allen Himmelsrichtungen aus, die, wie es von den berühmten chassidischen Aposteln R. Asriel und R. Israel von Poltzk bekannt ist, von Gemeinde zu Gemeinde pilgerten, nach Menschen, die „ein Herz aus Fleisch in der Brust trugen", forschten, sie überredeten, einmal nach Mesericz zu kommen und den Meister persönlich zu sehen, oder die nach der damaligen Art in den Bethäusern vorbeteten und durch die Inbrunst ihres Vortrages und die Wärme ihres Gesanges ihre Zuhörer in den Bann ihrer Person und der von ihnen verfochteten Sache zogen. Salomon Maimon berichtet über einen dieser Missionare: „Es war ein junger Mann von etwa 22 Jahren, von sehr schwacher Leibeskonstitution, hager und blaß von Gesicht. Er reiste in Polen als Missionar herum. Dieser hatte in seinem Aussehen so etwas fürchterliches, Gehorsam gebietendes, daß er dadurch die Menschen ganz despotisch beherrschte. Wo er hinkam, fragte er gleich nach der Einrichtung der Gemeinde, verwarf das, was ihm mißfiel und machte neue Einrichtungen, die aufs pünktlichste befolgt wurden. Die Aeltesten der Gemeinde, mehrenteils alte, ehrwürdige Männer, die ihn an Gelehrsamkeit weit übertrafen, zitterten vor seinem Angesicht. Ein großer Gelehrter, der an die Unfehlbarkeit dieser hohen Obern nicht hatte glauben wollen, wurde durch einen drohenden Blick, den jener auf ihn warf, so sehr von Schrecken ergriffen, daß er darauf in ein heftiges Fieber verfiel, woran er auch gestorben ist."

Naturgemäß wuchs mit dem Einfluß und Ansehen des Chassidismus und mit der Zahl seiner Anhänger auch die Gegnerschaft. Das rabbinische Judentum sah sich bedrückt und rüstete sich zum Kampf. Eine radikale Nebengruppe des Chassidismus, die Chassidim von Kolisk, verfielen aus Reaktion gegen die Weltanschauung des Talmudismus in das entgegengesetzte Extrem und bekundeten ihre „Gottesfreudigkeit" durch Narreteien, die sie zur Verhöhnung der allgemein geachteten Gebote öffentlich auf den Straßen trieben, wodurch sie in den Kreisen der ernsten Chassidim, vor allem aber naturgemäß in den Kreisen der nicht chassidischen Bourgeoisie, der Mithnagdim, Unwillen erregten. Das Haupt der antichassidischen Bewegung war der Führer des damaligen offiziellen Judentums, Rabbi Elia, der Gaon von Wilna, der „Kirchenfürst in Israel". Nach einer erfolglosen Disputation zwischen den Abgesandten der Chassidim und den Häuptern der Mithnagdim brach der offizielle Religionskrieg aus: 1772 sprach der Gaon von Wilna den ersten Bannfluch über die Chassidim aus, durch den diese nicht nur theoretisch zu den furchtbarsten Höllenstrafen verdammt, sondern auch praktisch aus der jüdischen Gemeinschaft ausgeschlossen und als vogelfrei erklärt wurden. Unfriede und Haß loderten in den Gemeinden und Familien auf, man überfiel die Chassidim, warf sie aus den Gebetstuben heraus, plünderte die Wohnungen hervorragender chassidischer Führer und überschüttete sich gegenseitig mit Pamphleten und Schmähreden. Der schwer leidende R. Beer fühlte sich nicht mehr stark genug den Kampf aufzunehmen; er siedelte nach Anapoli über und starb hier an den Folgen der maßlosen Aufregungen noch im selben Jahre des Bannfluchs 1772.

Januar 1926.

Bibel. Psalm 137.



E. M. Lilien

An den Wassern Babels, dort saßen wir und weinten . . .

Psalm 137 ist das klassische Klagelied der babylonischen Gefangenschaft. Die babylonischen Zwingherren, gewöhnt, zahlreiche Völker als Gefangene in ihrer Mitte zu halten, pflegten sich offenbar an den Volkstänzen und -gesängen derselben zu ergötzen und verlangten auch von den Juden den Vortrag jüdischer Gesänge. Die Antwort auf einen solchen Antrag ist dieser Psalm 137. Er ist eines der tiefsten und rührendsten Zeugnisse der Vaterlandsliebe, das wir aus der gesamten Weltliteratur kennen. In der letzten Strophe gedenkt der Sänger des Verrats und der Schadenfreude der Edomiter über den Fall Jerusalems, und das Wort des Dichters erreicht hier, von Schmerz und Haß diktiert, eine Kraft des Ausdrucks, daß man die Szene lebendig erstehen sieht und die Rufe der Edomiter, die die siegreichen Babylonier offenbar anfeuerten, die eroberte Stadt bis zum letzten Stein zu zerstören, geradezu noch zu hören meint. Offenbar steigt im Dichter, in Erinnerung an diese Stunde, das schmerzensvollste aller Bilder auf: die Niedermetzelung der Kinder, die man nach damaligem Brauch bei der Zerstörung einer Stadt ebenso wie die gebrechlichen Greise zu töten pflegte, da man sie nicht wie die Männer und Weiber als Sklaven davonschleppen konnte, und die Ausrottung der vielleicht einst als Rächer erstehenden Jugend ein natürliches Ziel der damaligen Kriegspolitik bildete. Die Niedermetzelung der Kinder war, wie uns aus dem Altertum tausendfach bezeugt wird, ein allgemein geübter Kriegsbrauch, der ebenso zu den Selbstverständlichkeiten gehörte, wie etwa heutzutage die Beschießung friedlicher Wohnstätten bei Artillerieangriffen auf militärisch wichtige Städte. Aus der Erinnerung an dieses für einen Vater und noch dazu einen antik-orientalischen Vater schmerzvollste Erlebnis steigt in ihm, als ein für den Menschen der damaligen Zeit ganz selbstverständliches Gefühl, die Hoffnung auf, daß auch für Babylon einmal der Tag kommen möge, da ihm gleiches widerfährt, und für das Bild des fallenden Babylon findet der Dichter naturgemäß keinen plastischeren Ausdruck als eben das Spiegelbild dieser Szene, da die rächenden Eroberer dereinst Babylons Kinder, wie es mit den Säuglingen Jerusalems geschehen, von den Zinnen der Festung in die Felsengründe herabschleudern.

Der Psalm ist in einem verhältnismäßig sehr leicht verständlichen Hebräisch geschrieben und eignet sich an Hand der Uebersetzung, die unter Verzicht auf deutschsprachliche Wirkungen wörtlich gehalten ist, sehr gut als ein kleines Probe- und Probierstück, um wenigstens das Kolorit eines hebräischen Gedichtes kennen zu lernen. Vielerlei Feinheiten bleiben auch hier unübersetzbar, z. B. im letzten Satz die beiden klangmalerisch aufeinander eingestellten Worte, die im Deutschen mit „packt und zerhackt“ wiedergegeben sind, während sie wörtlich lauten müßten: davonschleppt und zerschmettert oder wie der mit „deine Kindlein“ übersetzte Ausdruck Olalajich, den man wörtlich mit dem sprachlich genau übereinstimmenden deutschen Wort die „Lallenden“ übersetzen müßte.

Psalm 137.

עַל־נַהֲרוֹת בָּבֶל שָׁם יָשַׁבְנוּ גַּם־בָּכִינוּ בְּזָכְרֵנוּ אֶת־צִיּוֹן׃
עַל־עֲרָבִים בְּתוֹכָהּ תָּלִינוּ כִּנֹּרוֹתֵינוּ׃
כִּי שָׁם שְׁאֵלוּנוּ שׁוֹבֵינוּ דִּבְרֵי־שִׁיר וְתוֹלָלֵינוּ שִׂמְחָה
שִׁירוּ לָנוּ מִשִּׁיר צִיּוֹן׃

אֵיךְ נָשִׁיר אֶת־שִׁיר־יְהוָֹה עַל אַדְמַת נֵכָר׃
אִם־אֶשְׁכָּחֵךְ יְרוּשָׁלָ͏ִם תִּשְׁכַּח יְמִינִי׃
תִּדְבַּק לְשׁוֹנִי לְחִכִּי אִם־לֹא אֶזְכְּרֵכִי
אִם־לֹא אַעֲלֶה אֶת־יְרוּשָׁלַ͏ִם עַל רֹאשׁ שִׂמְחָתִי׃

זְכֹר יְהוָֹה לִבְנֵי אֱדוֹם אֵת יוֹם יְרוּשָׁלָ͏ִם
הָאֹמְרִים עָרוּ עָרוּ עַד הַיְסוֹד בָּהּ׃
בַּת־בָּבֶל הַשְּׁדוּדָה אַשְׁרֵי שֶׁיְשַׁלֶּם־לָךְ אֶת־גְּמוּלֵךְ שֶׁגָּמַלְתְּ לָנוּ׃
אַשְׁרֵי שֶׁיֹּאחֵז וְנִפֵּץ אֶת־עֹלָלַיִךְ אֶל־הַסָּלַע׃

An den Wassern Babels, dort saßen wir und weinten, wenn wir Zions gedachten.
An die Weiden daselbst hängten wir unsere Harfen.
Denn dort verlangten von uns unsere Zwingherren Liedesworte
Und unsere Verächter von uns Ergötzung.
Singt uns vom Liede Zions!

Ach! Wie sollen wir singen den Sang Gottes auf fremder Erde!
Wenn ich dein vergäße Jeruschalajim, dorren soll mir meine Rechte!
Am Gaumen soll die Zunge kleben, wenn ich deiner nicht gedächte,
Wenn ich nicht Jeruschalajim höbe über den Gipfel meiner Freude.

Gedenke Herr den Söhnen Edoms den Tag Jeruschalajims,
Da sie riefen: nieder! Nieder mit ihr! Bis auf den Grund hinein!
Tochter Babel, Räuberin! Heil dem, der dir heimzahlt die Vergeltung für das,
was du uns vergolten!
Heil dem, der da packt und zerhackt dein Kindlein an den Felsen!

Januar 1926.

Wie alle Völker sind die Juden (s. Sammelbl. Nr. 10) weder ursprünglich eine Rasse für sich, noch aus einer Spezialrasse als ein „reinrassiges" Volk hervorgegangen, sondern sind das historische Produkt zahlreicher Rassen- und Völkermischungen, die sich über einen Zeitraum von über dreitausend Jahren von der frühen Patriarchenzeit (2250 v. Chr.) bis in das Mittelalter hinein erstrecken.

Im Gegensatz zu den Anschauungen der sogenannten ersten bibelkritischen Epoche in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die die historisch-geographischen Angaben der Bibel, namentlich der Genesis, als legendär ansahen, haben sich im Lichte der neueren Forschungen die diesbezüglichen Darstellungen der Bibel als im großen und ganzen äußerst zuverlässig erwiesen, und man kann in einer Vereinigung der biblischen Berichte und der archäologischen Befunde ungefähr folgendes Bild von der Rassenentstehung des jüdischen Volkes entwerfen, wobei als selbstverständlich vorauszuschicken ist, daß auch dieser Abriß nur in seinen großen Umrißlinien als zutreffend bezeichnet werden kann, während alle Einzelheiten als durchaus hypothetisch angesprochen werden müssen.

Den Kristallisationskern des späteren jüdischen Volkes bildet jene Patriarchenfamilie, die als die „Nachkommen Terachs" nach Genesis XI. 31 aus Südbabylonien (Ur in Kasdim = Chaldäa) etwa um das Jahr 2220 über Nordbabylonien (Harran in Paddam-Aram) nach Kanaan wanderten*). Die Veranlassung zu dieser Wanderung scheinen die durch zahlreiche Urkunden historisch bezeugten religiösen Revolutionen jener Zeit gebildet zu haben. Als Babylonier gehörten diese sogenannten „Terachiden", die Stammväter Abrahams, vermutlich rassenbiologisch einer Völkergruppe an, die aus einer Mischung von Arabern und Iraniern hervorgegangen war.

Diese babylonischen Terachiden trafen, wie es die biblische Geschichte Abrahams ausführlich schildert, in Kanaan auf eine Bevölkerung, deren Oberschicht die Hethiter bildeten. Diese Hethiter waren vermutlich als Herren des Landes einer Unterschicht einheimischer Bevölkerung überlagert, die man gewöhnlich als die alten Kanaaniter bezeichnet und die in der Bibel unter mannigfachen Namen z. B. Horiter, Refaim usw. angeführt werden. Die Rassenzugehörigkeit dieser sogenannten palästinensischen Autochthonen ist durchaus unklar und wird sich wohl auch kaum in absehbaren Zeiten enthüllen lassen. Der Typus der Hethiter dagegen ist gut bekannt und ungefähr identisch mit dem des heutigen Armeniers. Der hethitische Typ entspricht etwa dem europäischen Witzblatttypus des Juden. Er war krummnasig, schwarzhaarig, etwas schlitzäugig und neigte zur Fettleibigkeit und Kahlköpfigkeit; seine Statur war häufig untersetzt. Im Gegensatz zur karikaturistischen Auffassung dieses „Witzblattjuden" war der Hethiter in Wirklichkeit, wie die erst im 20. Jahrhundert entdeckten Kulturreste und die erst nach 1914 entzifferte Hethitersprache bezeugen, ein sehr hochstehendes, schöpferisches und für die orientalische Geschichte durchaus wesentliches Kulturelement. Mit diesen Hethitern gingen die Juden sowohl in dieser Frühepoche als auch in späteren Jahrhunderten zahlreiche Mischehen ein, zumal die Sklavenbekehrung und die Judaisierung der Sklavennachkommen durchaus legale Formen des Soziallebens waren.

Die dritte große Völkergruppe, die nach den Babyloniern und Hethitern ihren Beitrag zum jüdischen Volk lieferte, waren vermutlich die Aegypter, mit denen sich die Juden während der sogenannten „ägyptischen Knechtschaft" (1800 bis 1400) in mannigfacher Weise verschwägerten und von denen sich ihnen vermutlich beim Auszug größere Massen anschlossen. Durch die Aegypter flossen den Juden neben dem arabischen Element vor allem jene negroiden Bestandteile zu, die noch heute an manchen jüdischen Typen deutlich auffallen (dunkler Teint, große Augen, große Zähne, aufgeworfene Lippen, schwarzes Wollhaar). Auch streng ägyptische Typen, wie sie aus den Porträts der Pharaonenzeit bekannt sind, kann man in jeder größeren jüdischen Gemeinschaft bemerken.

Die aus Aegypten nach Kanaan zurückziehenden Nachkommen der „Söhne Jakobs", die „Jakobstämme", mischten sich auf ihrer vieljährigen Wanderschaft mit anderen nomadisierenden und gleichen Weges ziehenden Wüstenvölkern, mit den in der Bibel vielfach erwähnten Midianitern, Edomitern, Ammonitern, Moabitern, die vermutlich Beduinen, d. h. Araber waren, und jenes Element in das jüdische Volk hineintrugen, das man heute in unvermischter Reinheit namentlich unter den südlichen Juden, den Sephardim, häufig findet.

Das von den Juden mit Gewalt eroberte Kanaan war von einer Bevölkerung besiedelt, die sich aus zwei Volksschichten zusammensetzte, erstens aus einer älteren kanaanitischen Unterschicht, den Amoritern, die wahrscheinlich Araber waren, und einer sie beherrschenden Oberschicht von Babyloniern, Aegyptern und Hethitern, die als Kolonisten aus den drei großen umliegenden Kulturreichen ins Land geströmt waren und zur amoritischen Grundbevölkerung etwa in jenem Verhältnis standen, wie in späteren Jahrhunderten die griechischen Kolonisten auf Sizilien oder die römischen Kolonisten in Nordafrika oder die arabischen Eroberer in Spanien zu der von ihnen unterjochten einheimischen Landesbevölkerung. Dieses kanaanitische Doppelvolk unterwarfen die eindringenden Juden in jahrzehntelangen blutigen Kämpfen, mischten sich mit ihm zuerst durch Frauenraub und Versklavung der männlichen Bevölkerung und später mit den Resten der übriggebliebenen Bevölkerung durch friedliche Assimilation und Mischehen.

Unmittelbar nach ihrem Sieg über die Kanaaniter hatten die Juden schwere und langwährende Kämpfe mit den Philistern zu bestehen, die wahrscheinlich einen Nebenstrom der sich damals über Kleinasien ergießenden germanischen Invasion bildeten und vermutlich den blonden Typus repräsentierten. Auch hier folgte nach einer jahrhundertlangen kriegerischen, d. h. auf Weiberbeute und Männerversklavung beruhenden Mischung eine

*) Dieses „Geburtsdatum" des jüdischen Volkes läßt sich mnemotechnisch leicht merken: 2222.

friedliche Assimilation, die dem jüdischen Volk den ersten großen Zustrom germanischen Blutes zuführte.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. erfolgte die Expansion erst der Griechen und dann der Römer, die auch Palästina erfaßte (Zeitalter des Hellenismus und dann der Römerherrschaft). Sowohl mit Griechen wie mit Römern haben sich die Juden nachweislich in sehr großer Zahl durch Mischehen, Sklavenhandel und Proselytismus verschwägert. Je mehr sich das Altertum seinem Ende näherte, um so größere Formen nahmen die Heidenbekehrungen an. Ueber den Umfang dieser Heidenbekehrungen gehen die Ansichten der Wissenschaft weit auseinander. In Wirklichkeit lassen sich bestimmte Zahlen gar nicht angeben. Faßt man aber alle Berichte darüber zu einem Gesamtbild zusammen, und zieht man das Schicksal des jüdischen Volkes, seine Zerstreuung in unzählige kleinste Gemeinden über zahlreiche heidnische Länder in Betracht und rechnet schließlich noch hinzu, daß praktisch genommen sämtliche Sklaven schließlich mit dem Ende der Sklaverei in die Lebens- und Religionsgemeinschaften ihrer Herren eingingen, so kann das Maß des Proselytismus wahrscheinlich gar nicht groß genug angesetzt werden. Sind uns doch in Europa, z. B. aus Ungarn, Böhmen usw. Sklavenbekehrungen und Heidenübertritte bis über das Jahr 1000 n. Chr. hinaus überliefert. Mag man auch über die realen Zahlen durchaus im unklaren und uneinig sein, auf jeden Fall bleibt als Tatsache bestehen, daß dem jüdischen Volk im Laufe eines Zeitraumes von über 1000 Jahren unzählige Nichtjuden aus allen möglichen Völkergruppen (Araber, Aegypter, Babylonier, Syrer, Perser, Armenier, Griechen, Römer, Mauretanier, Germanen, Kelten, Slawen, Ungarn usw. usw.) in großer Zahl zugeströmt sind und das ohnehin schon bunte Bild noch weiterhin mit allen nur erdenklichen Volkstypen bereichert haben.

Nach Abschluß der Mohammedanisierung der Völker im Süden und ihrer Christianisierung im Norden hörte auch für die Juden der Zustrom an Proselyten auf. Die letzte große Proselytenwelle waren die Massenbekehrungen der Himjariten in Arabien (s. Sammelbl. Yemeniten) und der Chasaren in Rußland (s. Sammelbl. Chasaren). Nunmehr, d. h. etwa vom Jahre 800 n. Chr. ab, lebten die Juden, durch das Schicksal in zwei große Gruppen, eine südliche Gruppe im arabischen Kulturkreis und eine nördliche und östliche im slawisch-germanischen Kulturkreis getrennt, und entwickelten sich in beiden, dem verschiedenen Klima und den ungleichen Milieueinflüssen unterliegend, zu jenen zwei großen auf gemeinsamer Grundlage aufgebauten, aber in ihrer feineren Abstufung etwas differenzierten Gruppen, die man als die Sephardim oder spanischen Juden und die Aschkenasim oder deutschen (polnischen, russischen) Juden zu bezeichnen pflegt.

Wie man aus diesem kurzen Abriß erkennen kann, ist das Rassenproblem der Juden eine ungeheuer verwickelte, in ihrem Ursprung gar nicht aufzudeckende Frage, die, wenn überhaupt, so erst in einer fernen Zukunft einer exakten Behandlung zugänglich sein wird, wenn wir mit ganz anderen Wissensmitteln als heute ausgerüstet sind. Im übrigen ist ihr durchaus nicht jene Bedeutung zuzumessen, die ihr in der zeitgenössischen Behandlung der Judenfrage im allgemeinen beigelegt wird, da es bei der Beurteilung von Rasse-, Volks-, Religions- und Nationalproblemen ja wesentlich weniger auf Zustände und Geschehnisse der Vergangenheit als vielmehr auf die Tatsachen, den Willen und das Bekenntnis der Gegenwart ankommt.

Dezember 1925.

Chronologie der jüdischen Gemeinden: **Deutschland.**

Die Urkunden über die Niederlassung von Juden in Deutschland reichen bis in die Römerzeit zurück. Ganz offensichtlich haben sich die Juden als römische Untertanen zur Zeit der Besiedlung Galliens und Westdeutschlands durch die Römer hier niedergelassen und zwar, wie man aus den Urkunden entnehmen kann, zu erheblichem Teil als Kaufleute. Während die Zahl der Urkunden aus den französischen, namentlich den südfranzösischen Städten vor dem Jahre 1000 zahlreich ist, sind uns von den Siedlungen auf deutschem Boden nur spärliche Berichte und naturgemäß noch weniger Originalurkunden überkommen. Die frühesten Judenurkunden aus deutschem Gebiet sind:

321 Der Kaiser Konstantin erläßt Verordnungen betreffs der Juden in Köln, die auf eine ansehnliche Gemeinde mit Rabbinern und Gemeindeältesten schließen lassen. Die erste Originalurkunde aus Köln, die älteste deutsch-jüdische Urkunde überhaupt, stammt aus dem Jahre 380.

350 In Metz wird ein Bischof namens Simeon erwähnt, der jüdischer Abstammung war. Die älteste Urkunde aus Metz, die zweitälteste Originalurkunde, entstammt dem Jahre 888 und ist eine Anklageschrift gegen die Juden, die dem Konzil zu Metz am 1. Mai 888 vorgelegt wurde.

797 entsendet Karl der Große jene bekannte Gesandtschaft an Harun al Raschid, der als Dolmetscher ein Jude namens Isaak beigegeben war. 5 Jahre später kehrt Isaak als einzig Ueberlebender von den Führern der Gesandtschaft mit den Geschenken Harun al Raschids heim und überreicht sie am 20. Juli 802 dem Kaiser zu Aachen. Aus der Regierung Karls d. Gr. sind mehrere Erlasse, speziell aus den Jahren 806, 809, 813 und 814 bekannt, die sich mit den Rechten und Pflichten der jüdischen Untertanen befassen.

820 werden jüdische Kaufleute in Aachen erwähnt.

878 werden Juden in Augsburg genannt.

900 Worms. Aus diesem Jahr ist die Grabschrift vom Grabstein der Tochter eines jüdischen Märtyrers namens Samuel überliefert.

937 erhält der Erzbischof zu Mainz eine Bulle vom Papst auf seine Anfrage, wie er sich den Juden seiner Stadt gegenüber verhalten soll, wenn sie sich nicht taufen lassen wollen.

942 Grabstein des Josua ben Jehudah aus Prag. Der zweitälteste Prager Grabstein stammt aus dem Jahre 980.

965 Urkunde Ottos d. Gr. über die Stellung der Juden und „der übrigen Kaufleute“ zu Magdeburg gegenüber den Bischöfen. In derselben Urkunde wird Merseburg erwähnt. 1004 werden die Merseburger Juden zum zweiten Mal genannt.

981 Dem Kloster St. Emmerans zu Regensburg wird der Kauf eines Gutes aus den Händen eines Juden namens Samuel bestätigt. Der Kauf selbst hat offenbar schon in den 70er Jahren stattgefunden.

1009 Briefliche Erwähnung der Juden von Meißen.

1033 werden die Juden von Bamberg erwähnt und zwar durch folgende ebenso spaßige wie charakteristische Anekdote. Die Juden weigern sich die Wunderkraft der Reliquien der heiligen Kunigunde anzuerkennen. Sie wollen es aber tun, wenn ein jüdischer Knabe, der an einem Tic leidet, durch die Reliquien hiervon geheilt werde; ja, ein Jude namens Jakob erklärt sich bereit, wenn das Wunder geschehe, sich taufen zu lassen. Man stellt das Experiment an, der Knabe wird — Tic nerveuse! — gesund — vom Juden Jakob aber wird nicht berichtet, daß er sich habe taufen lassen.

1066 Versuch zur Zwangstaufe der Juden in Trier und merkwürdiger Tod des Erzbischofs am Tage der beabsichtigten Judentaufe.

1074 Erste Erwähnung der Juden von Frankfurt a. M. in einem kaiserlichen Zollerlaß.

1084 Bischöflicher Erlaß über die Rechte der Juden zu Speyer.

1096 Erwähnung eines Juden aus Bonn.

1096 Niedermetzelung von 200 Juden in Neuß durch die Kreuzfahrer.

1096 Märtyrertod der Juden zu Xanten, die sich an einem Freitagabend in einem Turm umbringen, ehe die Kreuzfahrer den Turm erstürmen.

1105 Erwähnung der Juden von Nürnberg.

1119 Erwähnung eines Kaufvertrags mit Juden in Würzburg.

1137 Grabschrift dreier jüdischer Brüder, die in diesem Jahr in Erfurt starben.

1146 Vertreibung der Juden aus Halle.

1147 Ertränkung einer Jüdin in Aschaffenburg, die sich nicht taufen lassen wollte.

1155 Steuerurkunde über die Juden zu Goslar.

1180 Kaufvertrag mit einem Juden aus Rothenburg.

1185 Kaufvertrag mit einem Juden aus Duisburg.

1194 Verträge mit Juden in Wien.

1200 Stadtbestimmung über die Juden in Straßburg.

1202 Kaufvertrag mit Juden aus der Umgebung von Breslau.

1210 Beraubung der Juden in Passau.

1213 Erste urkundliche Erwähnung von Juden in Basel.

1227 Judenurkunde aus Beuthen.

1230 Erwähnung von Juden in Freiburg.

1235 Ermordung von 32 Juden wegen eines angeblichen Ritualmordes in Fulda.

1237 Kaufvertrag mit einem Juden in Dortmund.

1243 Judenverfolgungen zu Meiningen.

1258 Judenbedrückung in Hildesheim.

1258 Kaufvertrag mit Juden in Osnabrück.

1261 Judenschutzgesetz in Halberstadt.

1264 Judenvertreibung aus Greifswald.

1266 Judengesetz für Wismar.

1267 Judengesetz für Gnesen.

1267 Judenverordnung für Mecklemburg.

1270 Judenverordnung für Minden.

1270 Kaufvertrag mit Juden aus Rostock.

1307 Judenurkunde aus Spandau bei Berlin.

1320 Judenurkunde aus Berlin.

1342 Judenurkunde aus Posen.
1350 Judenurkunde aus Lübeck.
1365 Judenurkunde aus Bremen.

Trägt man die 10 frühest erwähnten Niederlassungen von Juden, die vor dem Jahre 1000 genannt sind, in eine Karte von Deutschland ein, so erhält man das auffallende Bild, daß neben der Gruppe der westrheinischen Städte und der süddeutschen Gruppe Augsburg, Regensburg, Bamberg und Prag die beiden deutschen Niederlassungen Magdeburg und Merseburg als weit vorgeschobene, von allen Kulturzentralen losgelöste Vorposten mitten in dem damals noch unzivilisierten Germanien erscheinen. Wir können nicht annehmen, daß sich Juden hier unvermittelt und sozusagen ohne rückwärtige Verbindung angesiedelt haben, sondern müssen vielmehr den Schluß ziehen, daß eben unsere Kenntnisse über die Judenbesiedlung der damaligen Zeit äußerst lückenhafte sind, und daß höchstwahrscheinlich damals unvergleichlich mehr und vielleicht auch schon aus wesentlich früheren Zeiten stammende Judenniederlassungen in Deutschland bestanden haben müssen. Immerhin sind auch schon diese Einzelkenntnisse, wie es sich auch sonst mit anderen, uns unbekannt gebliebenen Siedlungen verhalten mag, außerordentlich wichtig als Zeugnisse für die Tatsache, daß die Juden schon vor dem Jahre 1000 sozusagen auf den äußersten Vorposten der vordringenden Zivilisation, mitten im rauhen Germanien, gefunden werden. Da wir mit Bestimmtheit annehmen können, daß sie im Gegensatz zur Mehrheit, ja, man kann sagen, zur Gesamtheit des deutschen Volkes, als Söhne der mediterranen Kultur lesen, schreiben, rechnen konnten, Fremdsprachen kannten und Handelskenntnisse besaßen, müssen die Juden zu den ersten Kulturpionieren der mittelalterlichen deutschen Geschichte gezählt werden.

Lit.: Julius Aronius: „Regesten zur Geschichte der Juden im Fränkischen und Deutschen Reich bis zum Jahre 1273.“ Verlag Leonhard Simion, Berlin 1902.

Januar 1926.



Abb. 1. Zufahrt z. Toten Meer von Jerusalem aus durch das jüdäische Gebirge.

Das Tote Meer, das größte binnenländische Wasserbassin Palästinas, liegt ungefähr 75 km von der Meeresküste entfernt im Flußtal des Jordans, der von Norden kommend im Toten Meer endet. Entsprechend seiner Lage im Jordantal zwischen den Gebirgszügen Palästinas auf der einen und denen Transjordaniens auf der anderen Seite bildet es einen schmalen, von Norden nach Süden langgestreckten Wasserstreifen von ungefähr 15 km Breite und 76 km Länge und besitzt folglich eine Oberfläche von etwa 1000 qkm. Wenn eine Uferbahn längs des Sees dahinführe, so würde man also mit Schnellzugsgeschwindigkeit ungefähr in einer Stunde vom Nord- bis zum Südzipfel des Sees gelangen und würde aus dem Fenster schauend die jenseitigen Uferhöhen bei klarem Wetter noch gut erkennen.

Das Tote Meer erregt, abgesehen von seinem großen historischen Interesse (an seinen Ufern liegen z. B. die Stätten von Sodom und Gomorrha) durch zwei Eigentümlichkeiten das lebhafteste Interesse: erstens durch seine einzigartige Tieflage und zweitens

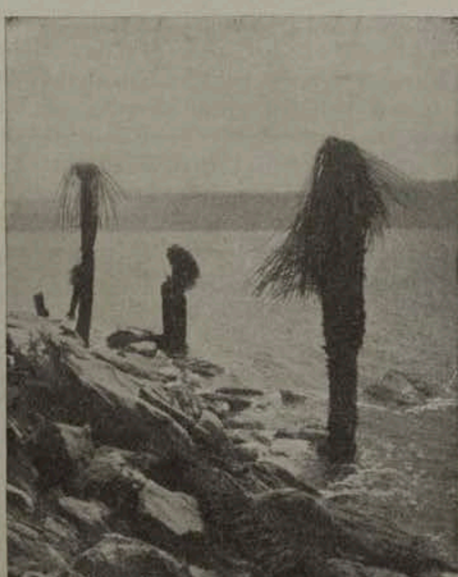


Abb. 2. Das Steigen des Toten Meeres. Uferpalmen, die infolge des Ansteigens vom Wasser umspült werden.

seine ebenso einzigartige Wasserbeschaffenheit. Das Tote Meer ist die tiefste Oberflächensenkung des ganzen Erdballs, sein Wasserspiegel liegt fast 400 m (in den einzelnen Jahreszeiten wechselnd zwischen 390 und 397 m) tiefer als jener des Mittelländischen Meeres. Fährt man von Jerusalem, das zirka 800 m hoch liegt, durch die judäischen Berge zum Toten Meer, eine Strecke von etwas über 20 km Luftlinie, so muß man nicht weniger als 1200 m abwärts steigen, bevor man am Ufer des Toten Meeres steht (Abb. 1). Dieser Niveauunterschied zwischen dem Mittelländischen und dem Toten Meer hat ein gigantisches Projekt im Geist der jüdischen Ingenieure des neuen Palästinas geboren: man schlägt vor, einen Kanal von der Meeresküste zum Toten Meer durchzustechen und die ungeheure Wasserkraft, die man aus dem Gefälle dieses Kanals gewinnen würde, als Kraftquelle für die Elektrifizierung Palästinas auszubeuten, wodurch Palästina mit einem Schlage zu dem mit elektrischer Energie best und billigst versorgten Land der Welt würde. Die hierdurch gewonnene Kraft würde ausreichen, das gesamte Land mit allen erforderlichen Energien vom elektrischen Hafenkran an der Küste bis zum letzten Kochherd draußen in den Kolonien, vom Traktor auf dem Felde bis zum elektrischen Betrieb aller Groß- und Kleinbahnen zu bedienen. Natürlich fehlen zur Durchführung eines solchen Riesenprojekts, das selbst unter Mitarbeit von mehreren tausend Arbeitern eine ganze Reihe von Jahren erfordern würde, zur Zeit die finanziellen Mittel.

Die zweite Eigentümlichkeit des Toten Meeres ist die chemische Beschaffenheit seines Wassers. Das Tote Meer ist der salzreichste See der Welt. Die Entstehung dieses Salzreichtums kann man sich, grob skizziert, etwa folgendermaßen ausmalen. Das Gebiet des Toten Meeres ist der Schauplatz großer vulkanischer Katastrophen gewesen, von denen uns die Genesis durch die Erzählung vom Untergang Sodoms und Gomorrhas im Schwefelregen eine historische Kunde gibt und deren Spuren noch heute durch den geologischen Charakter der Landschaft mit den rauchend und riechend aus den Erdspalten hervorbrechenden Schwefelquellen allenthalben verraten werden. Ursprünglich reichte das Mittelländische Meer erheblich weiter ostwärts, und auch das Gebiet des Jordantals war von Meerwasser überschwemmt. Als das Mittelländische Meer sich zurückzog, blieb die vulkanische Einbruchstelle des Jordantals als Meeresrest bestehen, die Salze senkten sich hier wie auf den Grund eines Topfes zu Boden, und es entstand als Verdunstungsrückstand des verdampfenden Meeres der salzhaltige Binnensee. Das Tote Meer



Abb. 3. Infolge des hohen Salzgehalts (24 %) sinkt der Menschenkörper im Toten Meer nicht unter.



Abb. 4. Charakteristische Mergellandschaft zwischen Jericho und dem Nordzipfel des Toten Meeres.

ist ein Verdunstungsrest des Mittelländischen Meeres. Im Norden, wo ihm der Jordan zuströmt, ist das Tote Meer am tiefsten, 400 m tief. Nach Süden flacht es sich bis zu einer Tiefe von nur 4 bis 6 m allmählich ab. Sein Inhalt beträgt schätzungsweise 140 Milliarden Kubikmeter. Infolge seiner Lage in einem außerordentlich heißen Wüstenbecken verliert der See durch Verdunstung ungeheuere Mengen von Wasser. Er ist ständig von Verdunstungsnebel überlagert, so daß eigentlich niemals klare Aussicht über ihm herrscht. Trotzdem nimmt er aber zur Zeit an Wassergehalt nicht ab, da ihm augenblicklich durch den Jordan etwas mehr Wasser zufließt, als er durch Verdunstung verliert, so daß der Wasserspiegel im Laufe des Jahres um mehrere Meter schwankt, im ganzen aber langsam und stetig ansteigt. Eine vor 100 Jahren gangbare Furt im Süden des Sees ist geschwunden, und eine 1892 von Flaubert erwähnte kleine Insel ist seither untergetaucht (Abb. 2).

Während das Wasser der großen Meere im Durchschnitt 3—5% Salze enthält, besitzt das Tote Meer einen Salzgehalt von durchschnittlich 24%. In der Tiefe steigt sein Salzgehalt bis zu 27%. Im Norden, wo das Süßwasser des Jordans zufließt, ist der Salzgehalt geringer, und man kann das Dahinschwimmen des leichteren und beweglicheren Jordanwassers über dem schwer öligen Salzwasser des Sees südwärts bis über die Mitte des Toten Meeres als „Trift" verfolgen. Durch seinen hohen Salzgehalt ist das Wasser des Toten Meeres sehr schwer. Es ist spezifisch schwerer als der Menschenkörper (1150: 1020), d. h., der menschliche Körper sinkt im Toten Meer nicht unter, sondern schwimmt auf ihm wie ein Gummiball (Abb. 3). Mit einem Sonnenschirm versehen kann man im Toten Meer ein Buch lesen. Ebenso tauchen Eier, die man ins Wasser wirft, nicht unter. Infolge seines Salzreichtums brennt aber das Wasser, wenn es auf die Schleimhaut des Auges spritzt und ebenso auf der Zunge, und längeres Baden reizt auch die äußere Haut.

Aus einem Liter Wasser des Toten Meeres läßt sich ein halbes Pfund Salz gewinnen. Dieses zeigt im großen und ganzen dieselbe Zusammensetzung wie das Salz der Staßfurter Bergwerke. Man kann das Tote Meer als einen noch nicht ausgetrockneten Staßfurter See oder umgekehrt die Staßfurter Salzlager als die Reste eines ausgetrockneten Toten Meeres bezeichnen. Von den Salzen sind 60% Chlormagnesium, eine industriell wertlose Verbindung, die die Kaliindustrie Deutschlands in die Flüsse laufen läßt. In Palästina würde es sich vielleicht lohnen, die Verbindung zu spalten und auf der einen Seite Chlor abzuspalten zur Chlor- und Salzsäureherstellung, andererseits aus dem Magnesium Baumaterialien wie das Xylolith zu fabrizieren.

Wichtiger ist das Kochsalz, das 30% der Salze bildet. Durch einfache Methoden kann man aus dem Seewasser eine Lösung gewinnen, die ein fast absolut reines Kochsalz und daneben zwei nicht minder wertvolle Seesalze enthält, nämlich Karnallit und Brom. Das Kochsalz ist ein in der ganzen Welt und besonders im Orient sehr geschätzter Handelsartikel. Karnallit, eine Doppelverbindung von Chlorkali und Chlormagnesium, ist ein hochwertiger Düngerstoff, der für die Landwirtschaft von größter Bedeutung ist. Brom aber ist eine der kostbarsten Chemikalien des Arzneischatzes. Zur Zeit werden jährlich 2000 Tonnen Brom auf der Erde verbraucht, von denen 1000 Tonnen aus den Staßfurter Steinsalzlagern stammen. Aus 1 cbm = 1 Tonne Wasser des Toten Meeres lassen sich durch die erwähnte Destillation 25—50 kg Kochsalz, 25—40 kg Karnallit und 4 kg Brommagnesium gewinnen. Mit dem aus dem Toten Meer zu gewinnenden Brom könnte man den Weltbedarf in der gegenwärtigen Höhe für 35 000 Jahre decken. Neben den erwähnten Verbindungen ließen sich bei einer chemischen Ausbeute des Wassers Kaliverbindungen isolieren, die das für die Glas- und Seifenfabrikation unentbehrliche Ausgangsprodukt, Pottasche, liefern. Der Wert der aus

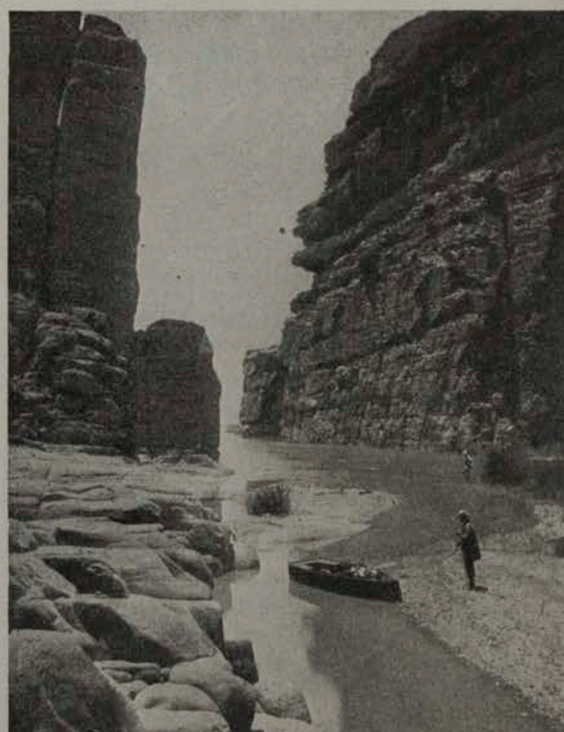


Abb. 5. Das Felsentor der Arnonmündung.



Abb. 6. Felsenmauern am Ostufer des Toten Meeres.

dem Toten Meer zu gewinnenden Pottasche war auf der Ausstellung zu Wembley bei Zugrundelegung des niedrigsten Marktpreises auf 160 Milliarden Mark angegeben.

Die industrielle Ausbeutung dieser Naturschätze ist eines der zukunftsreichsten Kapitel in der Erschließung Palästinas. Sie ist bisher nicht in Angriff genommen worden, weil die englische Regierung aus begreiflichen Gründen die Konzession nur einem großzügigen und fest fundierten Unternehmen gewähren will, zur Zeit aber alle verfügbaren Mittel für die landwirtschaftliche Besiedlung des Landes verwendet werden müssen. Als Vorbereitung für künftige Unternehmungen ließ die Regierung vor Jahresfrist eine chemische Versuchsstation am Toten Meer einrichten.

Auch die Ufer des Toten Meeres sind in mehrfacher Beziehung interessant. An der Nordwestecke des Sees zwischen Jordan und Jericho breitet sich eine bizarre Erosionslandschaft von lehm- und salzhaltigem Mergel mit abenteuerlich geformten Kuppen und Hängen aus (Abb. 4). In den Mittelpartien des Sees brechen auf beiden Uferseiten mehrere Schwefelthermen hervor, deren bekannteste die im Altertum vielbesuchte 42° heiße Schwefelquelle Kallirhoe ist. Ueber ihr, 340 m über dem Wasserspiegel, entspringt inmitten vulkanischen Eruptivgesteins eine Reihe noch heißerer Schwefelquellen von 65—70° Wasserwärme, die man schon aus der Ferne an ihren aufsteigenden Dämpfen und dem scharfen Schwefelgeruch erkennt. „Und Abraham machte sich auf in der Frühe an den Ort, woselbst er gestanden vor dem Ewigen und blickte hin auf die Fläche von Sodom und Gomorrha und auf die ganze Fläche des Landes im Umkreis und schauete auf, und siehe, aufstieg Dampf aus der Erde wie Dampf eines Ofens." Den Beduinen ist die Heilkraft dieser Quellen seit jeher bekannt. In Karawanen kommen sie aus der Ferne herbeigezogen, schlagen ihre Zelte auf und halten an den Quellen „Kur".

Bewegt man sich von Norden nach Süden über die Mitte des Sees hinaus, so nimmt die Landschaft einen immer interessanteren, stellenweise sogar imposanten Charakter an. S c h r o e t t e r , der in den Kriegsjahren das Gebiet des Toten Meeres durchforschte, beschreibt die dortige Landschaft:

„Kegelförmige Schutthalden durchbrechen die Felsterrassen. Aus den braunen, wirr zerklüfteten Gesteinsmassen erhebt sich ‚Lots Weib' als Felsengestalt: Nadeln, Grate, Bastionen treten auf. Flutmarken sind erkennbar; an der Mündung einer tiefen Schlucht erscheint eine Höhle zwischen gewaltigen Pfeilern. Dann werden die Felshänge wieder steiler, senkrechte Wände treten auf, die durch vertikale Spalten im Sandstein wie aus einer Reihe von riesigen prismatischen Säulen dicht gefügt zu bestehen scheinen; an einer Stelle ist ein gigantischer Block ausgefallen und eine natürliche Brücke entstand. Aber all diese Formen erhalten noch besonderen Zauber durch ihren Farbenreichtum. Im Vordergrund der braunviolette Sandstein, darüber hellere, lavabraune, ockerfarbene, auch gelbgrüne Töne und die Kämme getaucht in unbestimmte Neutraltinte. In dieser Gegend strömt dem See ein kleiner Fluß, der Arnon, zu und zwar durch eine enge, klammartige Erdbebenspalte, die sich erst an der Mündung des Flusses zu einem Felsentor erweitert (Abb. 5). Zur eigenartigen Schönheit der Formation tritt hier — im Gegensatz zu ähnlichen Bildungen der europäischen Alpen — der Reichtum der Farben, der sich nur schwer ausreichend schildern

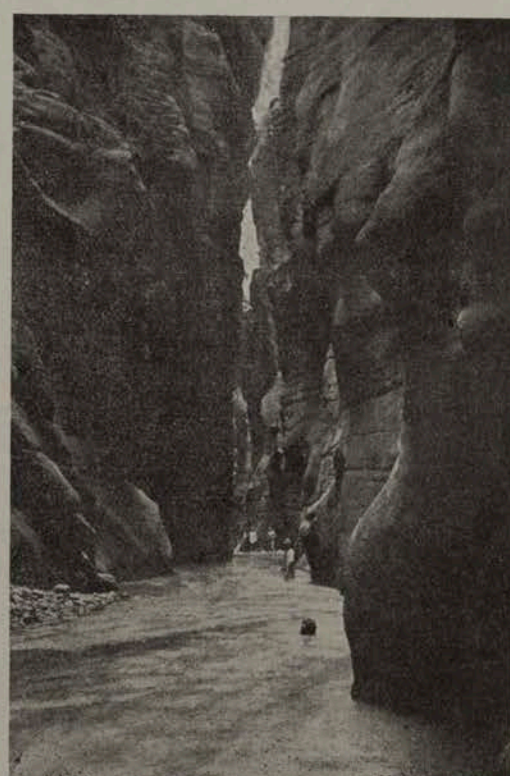


Abb. 7. Die Arnon-Klamm.

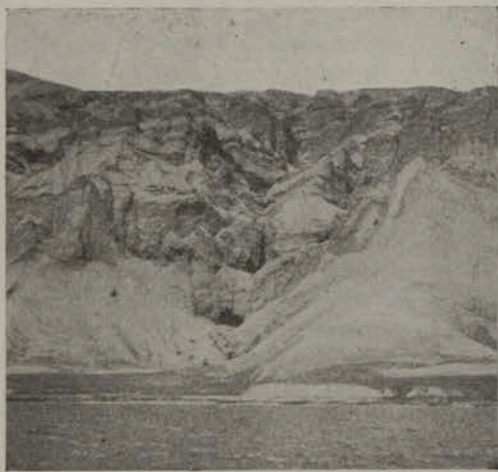


Abb. 8. Der Dschebel Usdum, der Berg Sodoms, ein 1 km breiter, 11 km langer und 180 m hoher Salzberg am Ufer des Toten Meeres.

läßt. Der Gesamteindruck ist zunächst mehrfach schattiertes Braun, das in dunklen Tinten den Zugang der verborgenen Schlucht andeutet. Uebergänge ins Violett, Sepiabraun oder in mehr rötlichen Nuancen beleben gewissermaßen die 5 bis 10 m breiten Lagen der sich vertikal zerteilenden Sandsteinfelsen. Reicher noch die Färbung aus der Nähe betrachtet. Die Struktur ist keine gleichmäßige; festonierte Bänder durchziehen buntgeschlungen das Gestein und schmücken dessen Wände in Form brauner oder dunkelvioletter Streifen. Wo von vorspringenden Balustraden Trümmer herabgestürzt sind, zeigen frische Bruchflächen lichte, hellgraue Färbung von feinen, blauvioletten oder, gegen die Oberfläche hin, braunen Schlangenlinien durchzogen, was man wohl auf Mangangehalt des Gesteins wird beziehen dürfen. Dringt man vom See her ins Innere des Felsentores vor, so bewacht zunächst ein mächtiger Pylon, aus gewaltigen Felsblöcken wie zusammengefügt, nahe der südlichen Wand, den Eingang zu den inneren Gemächern (Abb. 6). Senkrecht fallen die gigantischen, da und dort von Zinnen gekrönten Felsmauern aus zirka 50 m Höhe in das Brackwasserbecken ab, das sich bei einer Breite von etwa 20 m rasch zu der finsteren, gewundenen Klamm verengt. Die Breites des Ganges hat auf kaum 1—1,5 m abgenommen: wie schwarze, scharf geschnittene Kulissen schieben sich die glattgewaschenen Felswände gegeneinander, so daß das Licht nur mehr durch schmale Spalten in die bedrückende Enge hereinfällt. Geheimnisvolles Rieseln des Baches begleitet den tiefen Ernst der Gesamtstimmung. Bloß die silberglänzenden Fische, die sich in großen Mengen in dem klaren Wasser tummeln, bringen Leben in diesen düsteren Schlund" (Abb. 7).

Südlich des Arnonflusses springt die Halbinsel Lisau 8 km weit in das Wasser vor, mit ihren zerklüfteten, von Atmosphäre und Wellenbrandung scharf zernagten Terrassen wie eine Riesenfestung anmutend. Die interessanteste Gegend aber des Toten Meeres ist seine Südecke, deren Westufer von dem 180 m hohen, 1 km tiefen, 11 km langen Salzberg Dschebel Usdum, dem „Berge Sodoms" beherrscht wird (Abb. 8), einem riesigen Salzflöz aus der Diluvialzeit, der aus Gips und Steinsalz aufgeschichtet ist und eine schmale Höhle umfaßt, von deren Decke an vielen Stellen Salzfäden niederhängen (Abb. 9). In der Talmulde, zu Füßen dieses Salzbergs, die das ausgetrocknete Südende des Seebeckens bildet, liegt der Ort Es Safije, das Sodom der Genesis, dessen dramatisch geschilderter Untergang in Feuer und Schwefel sich wie eine naturgetreue Schilderung des vulkanischen Lebens jener Gegend liest und wohl ohne Zweifel auf die Erinnerung an eine wahrhafte Naturkatastrophe à la Pompeji zurückzuführen ist. Gerade am Südende des Toten Meeres sind bis in das 19. Jahrhundert hinein vulkanische Eruptionen, und zwar vor allem Unterwassereruptionen lokalen Charakters beobachtet worden. Aus frisch geborstenen Erdspalten steigt dann neben Schwefel, der das Wasser verpestet und die Luft mit Schwefelwasserstoffgeruch erfüllt, aus der Tiefe des Sees Asphalt auf und schwimmt in schwarzen Massen auf dem ölig schweren See. Seit altersher treibt man dort mit dem Asphalt des Toten Meeres Handel, und neuerdings ist er für den Wegebau im Lande begehrt.

Ueberschaut man alle Einzelheiten, so muß das Tote Meer in vielfacher Hinsicht als interessant bezeichnet werden, denn niemand kann voraussehen, welche Schicksale diesem kleinen, unter seinem Dunstschleier in der Tropenhitze der Jordansenke hinbrütenden See noch beschieden sein mögen, nachdem seine Geschichte bis in die Frühzeit der Genesis zurückreicht und durch die Wiederbesiedlung Palästinas in eine neue Phase zu treten scheint.

November 1925.



Abb. 9. Salzhöhle im Innern des Salzberges von Sodom.

Zahlenangaben, geographische Notizen und Abbildungen wurden dem Werk: Herm. Schroetter, „Das Tote Meer", Wien und Leipzig, Moritz Perles (2,— M.), entnommen.

Chassidismus.

Geschichte vom Tode des Großen Maggids bis zur Gegenwart.

Die Epoche nach dem Tode des Baalschem-Schülers R. Beer von Mesericz ist durch zwei Erscheinungen gekennzeichnet: erstens die literarische und philosophische Begründung der Lehre durch zwei große Theoretiker und zweitens das praktische Wirken einer großen Zahl von Jüngern, die der chassidischen Lehre zwar in den breiten Schichten des Judentums Geltung und Anhänger verschaffen, selbst aber schon, da sie naturgemäß nicht alle die Größe und Kraft der alten Meister besitzen, teilweise von den ersten Zeichen des beginnenden Verfalls angekränkelt erscheinen und so den Uebergang zwischen der vorangegangenen reinen Blütezeit und dem nun rasch einsetzenden Verfall des Chassidismus bilden.

Die beiden größten Schriftsteller des älteren Chassidismus sind: R. Josef von Polna und R. Schneur Salman aus Ladi. Josef von Polna entstammte einer berühmten talmudischen Familie und war in seiner Jugend als Rabbi von Zarygrod ein heftiger Gegner des Baalschem. Als er an einem Sabbath in sein Bethaus kam, fand er es zu seinem Erstaunen leer und erfuhr von den wenigen Anwesenden, daß der Baalschem in die Stadt gekommen sei und auf dem Markte der Gemeinde predige. Ueberwältigt von dem Eindruck, daß ein Mensch eine solche Macht auf andere auszuüben vermag, ging er selbst zum Markte hin, hörte den Baalschem, wurde sein Anhänger und später sein größter literarischer Apostel. Nach dem Bannfluch von Wilna und dem Tode des R. Beer veröffentlichte er zur größten Ueberraschung der ahnungslosen Gegner ein großes Werk „Toldoth Jakob Josef", das Kampf- und Programmbuch, die „Thora" des Chassidismus. Durch die Kühnheit, mit der es die Rabbinen angriff, und durch die leidenschaftliche Verehrung des Baalschem, der darin 280 mal zitiert wurde, rief das Werk einen Sturm der Entrüstung in den Kreisen der Mithnagdim hervor, wurde öffentlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt, und 1781 wurde mit der Unterschrift zahlreicher Rabbinen und Gemeindevorstände der Bannfluch über die Chassidim erneuert.

Weniger polemisch, dafür aber tiefer, gründlicher und systematischer behandelte der zweite Theoretiker R. Schneur Salman aus Ladi das chassidische Problem, indem er, wenn man sich so ausdrücken darf, die chassidische Weltanschauung zu einem philosophischen System ausbaute, das man nach den Anfangsbuchstaben der drei Grundbegriffe Chachmah (Weisheit), Binah (Einsicht), Daath (Wissen) als Chabadismus bezeichnet. Geographisch und auch geistig dem streng talmudischen Judentum Litauens nahestehend, verrät die Philosophie des R. Salman den Charakter der talmudischen Weltanschauung und kann grob gesprochen als Versuch einer Synthese der chassidischen Gedankenwelt mit der talmudischen Denkweise bezeichnet werden.

Nach dem Tode des R. Beer, den der Baalschem selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, wurde niemand zum eigentlichen Führer des Chassidismus erhoben. Die Schüler des Großen Maggids verließen nach seinem Tode die Stätte ihres Meisters und siedelten sich in den verschiedensten Gegenden an. Die drei größten Zaddikim — so nannte man die chassidischen Führer — waren Rabbi Mendel von Witebsk, der mit 300 Chassidim nach Palästina übersiedelte, Rabbi Nahum aus Czernobyl, ein berühmter Wanderprediger, und Rabbi Levi Jizchok, genannt der Berditschewer, der eine der stärksten Persönlichkeiten nicht nur des Chassidismus, sondern der ganzen jüdischen Geschichte war. Er war bis ins Innerste seines Wesens hinein entflammt und durchglüht von der Liebe zu Israel. Aber es war kein Feuer, das ihn erfüllte, sondern er glich einem lodernden Vulkan, dessen Eruptionen sich in erhabenen Gewittern unter Blitz und Donner entfesselter Leidenschaft entluden. Er war eine Feuersäule, die Israel auf seiner Wüstenwanderung durchs Exil voranleuchtete, und deren Bestimmung es war, sie dem Kanaan der Erlösung zuzuführen. Zugleich aber war die Seele dieses großen Mannes ein tiefer Brunnen, an dessen Wänden das Tränenleid seines verbannten Volkes wie ein bitteres Wasser niederrann und ihn oft bis zum Ueberfließen füllte. Leb Jizchok war einer der größten Leider um Israels willen im Exil. Von Jeremias bis zu Jizchok haben wir kaum ein Zeugnis so steten und so leidenschaftlich empfundenen Schmerzes über das Schicksal Israels. Erträglich war es ihm nur durch den unerschütterlichen Glauben an das Kommen des Messias. Es wird von ihm erzählt, daß er am Vorabend des 9. Aw — für diesen Tag ist die Erlösung Israels durch den Messias prophezeiht — indes die Juden im Tempel dicht gedrängt auf den Rabbi warteten, sinnend am Fenster seines Zimmers stand und in die Dämmerung hinaus lauschte. Von Zeit zu Zeit neigte er sein Ohr, als horche er auf kommende Schritte. Man wagte nicht, ihn zu stören. Schließlich aber zupfte ein Abgesandter an seinem Gewand und mahnte ihn, daß die Gemeinde darauf warte, daß der Rabbi „die Klagelieder" anstimme. Wie ein Donnerschlag trafen diese Worte sein großes Herz. Er erwachte aus seinen tiefen Gedanken und schaute um sich her — wie furchtbar, wie schrecklich ist doch die Wirklichkeit: Die Juden im Exil, das Judentum im Exil, Gott im Exil. Und er ist nicht da, der Messias? Mit einem fürchterlichen, herzzerreißenden Schrei stürzte er in die Synagoge. Er fiel an der Bundeslade zur Erde und jammerte bitterlich: „Ejcha joschwah badad hair Jeruschalajim"... Wie liegt so wüst die Stadt Jerusalem. Da die Ankunft des Messias an die Entsündigung des jüdischen Volkes geknüpft ist, suchte er alle Missetaten zu entschuldigen und zum Guten auszulegen. Er sieht einen Juden, der während des Morgengebetes seinen Wagen schmiert und ruft aus: „Herr der Welt, siehe wie Dein Volk Dich in jedem Augenblick liebt und Dir dient, sogar während des Schmierens der Wagenräder lobt es Dich." Nachts geht er auf den Markt und bietet den schlafenden Juden Brot und Branntwein an, aber einer nach dem anderen lehnt es ab, da er kein Wasser hätte, um zuvor die Hände zu waschen und den Segensspruch zu sprechen. Der erste Nichtjude, dem er das gleiche Angebot macht, greift gierig nach der Speise; da läuft er in das dunkle Bethaus, steckt den Kopf in den Thoraschrein und ruft: „Herr der Welt, sieh Dein Volk Israel, welch ein Unterschied zwischen ihm und anderen Völkern, und

Du kannst über Dein Volk noch zürnen und es in Leiden lassen?"

Er ist ein Ekstatiker großen Formats; beim Beten schüttelt sich sein ganzer Leib vor innerer Erregung, „er gerät aus einer Ecke der Klaus in die andere, springt in der Sedernacht auf den Festtisch, daß die Schüsseln umherfliegen, er tanzt beim Vorlesen des Buches Esther auf dem Pult und schier auf der Schriftrolle, er schlägt um sich, daß niemand sich in seine Nähe wagt. Aus ungezähmter Freude, den Paradiesapfel und den Lulaf zu greifen, stößt er mit der Hand durch einen Glasdeckel, ohne der Verletzung zu achten. Mit Gott spricht er bald zärtlich wie ein Bräutigam mit seiner Braut, bald flehentlich wie ein Kind zum Vater und bald mit ihm rechtend und ringend wie Jakob mit dem Engel in der Nacht". (Buber.)

Dem Beer verwandt, aber kleiner, menschlicheren Formats und von mehr anekdotenhaftem Charakter war sein Zeitgenosse Schmelke von Nikolsburg, der einer der größten Prediger des Chassidismus war und durch die Gewalt seiner Rede und die Innigkeit seines Gebetsvortrages, bei dem er verzückt in ganz neuen Melodien sang, dem Chassidismus zahllose Anhänger zuführte. Als ein Widersacher ihn am Vorabend des Jom Kippur zum Genuß von schwerem Wein veranlaßt, um ihn trunken zu machen und ihn der allgemeinen Verachtung preiszugeben, fügt er an entsprechender Stelle des Gebets laut vor der ganzen Gemeinde den Satz an: „Herr, und laß' meinen Feinden um meinetwillen nichts Böses widerfahren", und wiederholt den Satz wohl dutzendmal in tiefer Inbrunst, und als er einem Bettler einen kostbaren Ring gegeben und seine Frau ihm darüber Vorwürfe macht, eilt er dem Manne nach und sagt ihm: „Ich habe erfahren, daß der Ring, den ich dir gegeben, sehr kostbar ist, paß auf, daß du ihn nicht zu billig verkaufst." Die ganze Tragik Israels aber und seiner Ghettopropheten, dieser rührenden Bettelmajestäten in Lumpen gekleideter Könige im Exil, tritt in jener grandios-grotesken Abschiedsszene von seinen Schülern zutage, da Schmelke beim Nahen seines Todes die Schüler um sich versammelt und auf sein Leben rückschauend sich mit Samuel vergleicht und sagt: „Ich heiße Samuel wie er, ich bin vom Stamme Levi wie er, und mein Leben hat wie das seine 52 Jahre gedauert, aber — sein Name wurde Samuel und der meine Schmelke gesprochen, und so bin ich der ‚Schmelke' geblieben" (Buber).

Eine weitere Stufe tiefer hinab ins Menschliche und zugleich dem Verfall des Chassidismus näher führt die Gestalt des Susja von Hanipol, des jüdischen Eulenspiegels, der ohne viel nach Recht und Unrecht zu fragen seinen naiven Instinkten folgt und alle Leiden, die ihm sein Freimut einträgt, fröhlich auf sich nimmt. Bei den zahllosen Kümmernissen, die ihm das Doppelschicksal, Gottesnarr und Ghettojude in einer Gestalt zu sein, aufbürdet, bleibt er fröhlich bis an sein Grab, auf dessen Stein die Worte stehen: „Der Gott in Liebe diente, der sich der Leiden freute, der viele der Schuld entwand." Er wünscht an jedem Morgen „ganz Israel einen guten Tag", begrüßt die jüdischen Knaben, die ihm begegnen, mit dem Segensspruch: „Gesund sollst du sein und stark wie ein Goj", er öffnet auf seinen Wanderfahrten die Käfige der gefangenen Vögel, unbekümmert um die Prügel, die er dafür empfängt, er sucht Gott auf jede Weise zu dienen, selbst indem er ihm ein Liedchen vorpfeift — abends aber steht er vor dem Blatt, auf dem er alles aufgeschrieben, was ihm am Tage begegnet, und weint bitterlich . . .

Als zwei hervorragende Gestalten aus der gar nicht zu übersehenden Fülle charakteristischer Persönlichkeiten dieser Epoche seien nur noch die folgenden erwähnt: Rabbi Jizchok von Lublin, der so demütig war, daß er die bei ihm einkehrenden Bettler nicht nur selbst bei Tisch bediente, sondern ihr Geschirr selber zu- und davontrug, und seinem großen Widerpart, dem Raw von Lublin, auf dessen Frage, wie er, der Ungelehrte, dazu komme, daß so viel mehr Menschen zu ihm hinströmten, die witzige Antwort gab: „Auch mich wundert es, daß soviel mehr zu mir kommen, es mag sich aber damit so verhalten, daß sie zu mir kommen, weil ich mich darüber wundere, daß sie kommen, und zu Euch nicht kommen, weil Ihr Euch wundert, daß sie nicht kommen". Und als zweiter sei der Maggid von Kosnitz erwähnt, der zu beten pflegte: „Herr der Welt, ich bitte dich, du mögest Israel erlösen! Wenn du dieses aber nicht willst, so erlöse die Gojim!" und der vor seinem Tode am Versöhnungstage an einem Höhepunkt der Gebetsordnung anhielt und einschaltete: „Herr der Welt, du allein weißt, wie groß deine Macht ist, und du allein weißt, wie groß meine leibliche Schwäche ist. Und auch dies weißt du, daß ich diesen ganzen Monat Tag um Tag nicht um meinetwillen, sondern um deines Volkes Israel willen im Gebet vor der Lade gestanden habe. Darum frage ich dich: wenn es mir leicht geworden ist, das Joch deines Volkes auf mich zu nehmen und mit meinem elenden Leibe den Dienst zu tun, wie kann es dir, dessen die Allgewalt ist, schwer fallen, drei Worte zu sprechen". Darauf hieß er eine Freudenweise anheben und rief mit starker Stimme: „Und Gott sprach: Ich habe vergeben." (Buber.)

Der letzte Repräsentant des klassischen Chassidismus war der Urenkel des Baalschem, Rabbi Nachman, dessen Leben und Geschichte Buber in dem Buch „Die Geschichten des Rabbi Nachman" zusammengefaßt hat. Durch das Verhältnis Urgroßvater — Urenkel hat man zugleich einen plastischen Maßstab für die zeitliche Begrenzung der chassidischen Blüteepoche. Der Urgroßvater, der Baalschem, suchte die Flamme des Chassidismus in den Herzen der Fremden zu entzünden; der Urenkel versuchte als letzter das zu einem Aschenhaufen zusammengesunkene Feuer in den Herzen der Chassidim wieder zu reiner Flamme anzufachen. Typisch als Anfang und Ende einer Kulturepoche ist, daß der Baalschem ein ganz und gar naiv unbewußt genialer Schöpfer war, sozusagen eine Personifikation der Volkspoesie, während Rabbi Nachman ein ausgesprochener Künstler mit artistischem Einschlag, herb allzu herb gesprochen, einen chassidischen Literaten darstellt. Sein kurzes Leben durchläuft fünf Stadien. Im ersten gibt er sich der Askese hin und sucht mit Gewalt des Wunders teilhaft zu werden. Tagelange Kasteiungen, verzückte Andachtsstunden

und Bußübungen innerster Zerknirschung füllen das Dasein des Halbkindes aus. Mit 14 Jahren heiratet er und kommt aufs Land und nun zum ersten Male in Berührung mit der Natur. Hier, wo er es gar nicht erwartete und nicht mehr krampfhaft suchte, enthüllte sich ihm — 2. Stadium — die Allgegenwart der Schechinah. Er vernimmt die Gesänge der Kräuter, wie jedes Kraut sein Lied zu Gott spricht und wie schön und süß es ist, ihr Lied zu hören; „alle Kraft des Feldes geht dann in deine ein, du trinkst mit jedem Atemzuge die Lüfte des Paradieses, und kehrst du heim, ist die Welt erneuert in deinen Augen". Mit der Rückkehr aus dem Dorf in die Stadt beginnt die dritte Phase seiner Entwicklung, er wird Zaddik und tritt in Beziehung zum Volke. Um die echte Weihe für seinen hohen Beruf zu erhalten, pilgert er nach Erez-Israel und betet an den Stätten der Zerstörung und den Gräbern der Propheten. Wie für so viele wurde auch für ihn diese Reise zum Wendepunkt in seinem Leben: „Alles was ich vor Erez-Israel wußte, ist gar nichts" . . . „Ich bin immer in Erez-Israel, und wohin ich auch fahre, ich fahre nach Erez-Israel". Und noch in der letzten Zeit seines Lebens beteuert er: „Ich lebe nur noch davon, daß ich in Erez-Israel war." Er wirkte in Bratzlaw als Zaddik wie ein wahrer Heiliger. Aber sein Leben wurde entweiht und gestört durch den steten Kampf mit den Konkurrenz-Zaddikim, die, charakteristisch für den Verfall, ihre Aufgabe als einen Beruf auffaßten, und das Wesen R. Nachmans als die wandelnde Inkarnation ihres bösen Gewissens haßten und verfolgten. Der Schwindsucht verfallend siedelte er, den nahen Tod ahnend, nach Uman über, wo vor Zeiten die ganze Judengemeinde gelegentlich einer Belagerung erschlagen und ohne würdiges Begräbnis einfach über die Mauer geworfen worden war. Da nach der Legende die Seelen dieser Gestorbenen am jüngsten Tage nur dann auferstehen könnten, wenn eine reine und machtvolle Seele zu ihnen niederstieg, wollte er dort begraben sein und verbrachte die letzten Monate seines Lebens in einer innigen Seelengemeinschaft mit den Dahingeschiedenen in einem einsamen Häuschen, dessen Fenster auf die Gräber der Märtyrer zeigte. Dort starb er im Jahre 1810 und mit ihm, wie gesagt, der letzte klassische Vertreter des Chassidismus.

Die etwa vom Tode des Rabbi Nachman 1810 bis in die Gegenwart reichende Epoche des Chassidismus kann man als die Zeit des Zaddikismus bezeichnen. An Stelle des einzelnen durch seine Persönlichkeit berufenen Führers (Zaddik) tritt die erbliche Zaddikdynastie, der systematische Aufbau der chassidischen Organisation durch die Verteilung der chassidischen Aemter und Domänen. Um diese Entwicklung durch eine bekannte historische Parallele zu veranschaulichen: An die Stelle der Apostel tritt der Klerus.

Die größte der zahlreichen chassidischen Dynastien führt zurück auf den Nachfolger des Baalschem, den großen Maggid, Rabbi Beer-Dow. Dessen Sohn Abraham war eine chassidische Erscheinung von durchaus persönlicher Färbung. Er wurde vom Volk „Der Engel" genannt und die abergläubische Menge glaubte, daß er wirklich die menschliche Personifikation eines himmlischen Engels sei. Er pflegte den ganzen Tag in einen Tallith gehüllt, die Tefillim an der Stirn, unter Gebeten im Zimmer zu weilen und nur selten sein durch vieles Kasteien erblaßtes und hohl gewordenes Antlitz zu enthüllen. Er nahm nur Spuren von Speisen und Trank zu sich und enthielt sich aller menschlichen Freuden. Im Volk als heiliger Mann verehrt, war sein Haus ständig von einer gläubigen Menge umlagert, die begierig auf jenen Augenblick lauerte, da der Heilige für Momente sein Antlitz enthüllte. Er starb in jugendlichem Alter im Jahre 1770 und noch heute ist sein Grab ein Wallfahrtsort der Gläubigen. Sein Enkel war R. Israel von Ruzin, der „Ruziner", der Begründer der Dynastie von Sadagora. Schon als Kind fiel er durch seine Geistesgaben auf, er erregte als Fünfjähriger die Bewunderung des erwähnten Rabbi Schneur Salman von Ladi und wurde mit 16 Jahren als Nachfolger seines Vaters Zaddik. Er siedelte nach dem kleinen Flecken Ruzin im Gouvernement Kiew über, erwarb sehr rasch einen weit verbreiteten Ruf und lockte zahllose Wallfahrer an. Durch den immer höher schwellenden Zustrom von Pilgergeschenken entwickelte sich in ihm ebenso der Sinn für die geschäftliche Ausbeutung dieser Popularität wie für luxuriöse Auswertung der Pilgergaben. Er baute sich einen wahren Palast, gestaltete die ehedem dürftige Klaus zu einem modernen Hofstaat um, hielt sich Sänger und Spielleute und fuhr in vierspänniger Equipage mit silbernen Verschlägen durch seine „Residenz".

Der Ruziner, der Typus eines Kirchenfürsten, ist ein Diplomat, der die Religion als Mittel benutzt, um die Wundergläubigkeit der Masse zu mißbrauchen und zu herrschen, und die Kraft seiner Geistesgaben genial zu meistern weiß — ein Ghettopapst. Die im krassen Gegensatz zur chassidischen Demut stehende Anmaßung, mit der er seine Zaddikwürde zur Schau trägt, seine theatralisch verkündeten Gefühle für Israel (man vergleiche hiermit die zehrende Glut des Berditschewer), seine Eifersucht auf die „Konkurrenz", seine erheuchelte Gleichgültigkeit gegen die ihm zugetragenen Gaben, die in Wirklichkeit das Blut seines Daseins bildeten sowie die machiavellistische Begründung seiner Prachtliebe lassen ihn trotz aller Vorzüge seines Geistes als den dunklen Bannerträger des Verfalls erscheinen. Ganz kraß tritt dieses Symptom in dem chassidischen Konkurrenzkampf zutage, der sich unter der Aegide des Ruziners zwischen seiner Familie und der von Czernobyl entspann. Der Gründer der Dynastie von Czernobyl, Nachum von Czernobyl, ein Schüler des Baalschem und des großen Maggid, war ein echter chassidischer Zaddik gewesen. Auf einem ärmlichen Bauernwagen reiste er im Lande umher und suchte die Bedrückten auf und half ihnen. Er sammelte Gaben, um Gefangene loszukaufen, Bräute auszustatten und Waisen zu erziehen. Sein Sohn jedoch wollte gegenüber dem Ruziner konkurrenzfähig sein und eröffnete ebenfalls eine „Residenz", und nun entspann sich ein Wettstreit zwischen den Dynastien Czernobyl und Ruzin. An allen Orten teilten sich die Chassidim in Anhänger des einen oder des anderen Hofes, stritten gegeneinander, verleumdeten sich gegenseitig oder prügelten sich gar auf den Gassen

und in den Betstuben. 1838 wurde der Ruziner gelegentlich einer Ermordung zweier Denunzianten bei den Behörden von Kiew als „Zar der Juden" denunziert, verhaftet und 22 Monate gefangen gehalten. Nachdem er dank den Bemühungen einflußreicher Freunde durch Bestechung befreit und über die Grenze geschafft worden war, ließ er sich nach jahrelangen romantischen, aber auch aufreibenden Abenteuern auf Antrag eines geschäftstüchtigen Besitzers eines Bukowiner Plätzchens in dem bis dahin vollkommen unbekannten später aber so weltberühmt gewordenen Sadagora nieder. Nach rascher Ueberwindung aller inneren und äußeren Depressionen baute er Sadagora im Stil seiner früheren Lebensführung zu einer Residenz aus. Die Tage wurden geschickt mit Geschäft und den durch den Geschäftsertrag ermöglichten Vergnügungen eingeteilt. Während hinten im Hof die naive Masse nach dem Fenster spähte, hinter dessen Vorhang sich der heilige Mann bewegte, der Mittler zwischen Mensch und Gott, der „Messias", der sie erlösen sollte, standen vorn mit Koffer und Hutschachteln beladen die Kaleschen, die die Familie zur „Saison" in ein europäisches Luxusbad befördern sollten. Nach dem Tode der Begründer teilten sich die Söhne das einträgliche „Geschäft" des Vaters. Da der Czernobyler sieben Söhne hinterließ, von denen jeder eine Filiale errichtete, mußten die Sadagorer die größten Anstrengungen machen, um der russischen Konkurrenz gewachsen zu sein. Einer von ihnen ließ sich in Czortkow nieder und begründete dort den Czortkower Zweig der Sadagoradynastie. Ein anderer huldigte zum Entsetzen der Familie freisinnigen Ideen, und als man mit Recht befürchtete, daß er den Zaddikposten nicht annehmen würde, griff man zu einem durchaus modernen Mittel: man betäubte ihn auf einer Spazierfahrt, fesselte ihn und sperrte ihn als geisteskrank in ein Zimmer der Sadagoraresidenz ein. Seine aufklärerisch gesinnten Freunde, die zugleich politische Gegner der Chassidim waren, führten nun einen Kampf um ihn, befreiten ihn mit Hilfe des Staatsanwalts und brachten ihn nach Czernowitz. Was sie aber nicht mit davonführen konnten, waren seine bedeutenden Einkünfte. Als ihm nach einigen Monaten das Geld ausging, zog er das Leben eines reichen Zaddiks dem eines armen „Maskils" vor und kehrte zum Triumph der Familie als der „verlorene Sohn" nach Sadagora zurück. Der letzte Sohn des Ruziners starb im Jahre 1903. Die heute in Sadagora und seinen Filialen lebenden Wunderrabbis sind Enkel und Urenkel des Ruziner.

Wenn auch der offizielle Chassidismus die hier beschriebene Entwicklung von Miedziborz bis Sadagora genommen hat, so ist natürlich hiermit das Wesen des Chassidismus ebensowenig generell gekennzeichnet oder gar abzutun wie etwa die Bedeutung der Religion durch die Geschichte der Kirche. Der Chassidismus zählt auch heute noch Hunderttausende von Anhängern aller Bildungsgrade und Charakterschattierungen und vereint in sich eine Unzahl der verschiedenartigsten Kräfte, in zahllosen glüht noch der wahre chassidische Funke, und es ist in keiner Weise vorauszusehen, welche Entwicklung der Chassidismus nehmen und welche Rolle er vielleicht noch in der künftigen Geschichte des Judentums spielen wird.

Januar 1926.

I. Vorbemerkungen.

Drei astronomische Bewegungen bestimmen den Kalender:

1. Die Erde dreht sich um ihre eigene Achse. Den Bewohnern der Erde scheint es allerdings, als wenn sich die Sonne um die Erde drehe, weshalb wir vom Sonnenaufgang und -Untergang sprechen. Die Zeit, die die Sonne braucht, um zu demselben Punkte ihres scheinbaren Kreislaufes zurückzugelangen, nennen wir 24 Stunden oder 1 Tag.

2. Der Mond bewegt sich um die Erde, und zwar braucht er zu diesem Umlauf 1 Mondmonat = 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, $3^1/_3$ Sekunden. Diese Ziffer war nach dem Talmud bereits R. Gamliel, der ums Jahr 100 n. lebte, genau bekannt. — In dem Augenblick, in dem der Mond zwischen Sonne und Erde steht, bescheint die Sonne diejenige seiner Hälften, die der Erde abgewandt ist. Er wendet uns daher dann seine unbeleuchtete Hälfte zu, so daß wir ihnen nicht erblicken können, da er keine eigene Leuchtkraft besitzt. — Dieser für den jüdischen Kalender wichtigste Augenblick heißt Konjunktion, Neumond, Molad, מוליד. Bei seiner Bewegung um die Erde wird nun ein immer größerer Teil des Mondes von der Sonne beleuchtet und unserem Auge sichtbar gemacht. Wir sehen ihn zunächst als eine nach rechts gewölbte Sichel, bis er uns nach Verlauf eines halben Monats eine von der Sonne ganz beschienene Hälfte zuwendet, und wir ihn als eine runde Scheibe, als Vollmond erblicken. In der zweiten Hälfte des Monats zeigt er sich uns als nach links gewölbte, täglich kleiner werdende Sichel.

3. Die dritte Bewegung, die uns in diesem Zusammenhange interessiert, ist diejenige der Erde mitsamt des sie umkreisenden Mondes um die Sonne. Diese Bewegung dauert ein (tropisches) Sonnenjahr, gleich nicht ganz $365^1/_4$ Tagen.

II. Der ursprüngliche Kalender der Juden.

Unser heutiger, konstanter Kalender ermöglicht es uns, für undenkliche Zeiten die Berechnungen aller Daten im voraus anzustellen. Das war in alten Zeiten anders. — Es war einem Gerichtshof überlassen, zu bestimmen, welcher Tag als Monatsanfang zu betrachten sei. Da ein Monat etwa $29^1/_2$ Tage dauert (siehe oben I 2), er kalendermäßig natürlich nicht mitten am Tage, sondern nur mit Beginn eines neuen enden und anfangen kann, mußte der Monat bald 29, bald 30 Tage zählen. Das Gericht hatte zu bestimmen, ob der 30. Tag bereits der erste des neuen Monats sein sollte. Es stützte seine Entscheidungen auf Zeugen, die aussagten, die junge Mondsichel bereits gesehen zu haben. Die Festsetzung des Neumondtages war endgültig, selbst wenn sie irrtümlich oder willkürlich erfolgt wäre. Sie wurde den Gemeinden durch Boten und durch Feuerzeichen bekanntgegeben. Erfolgte solche „Neumondsweihe" (קדוש החדש) am 30. Tage nicht, so galt der 31. Tag eo ipso als der erste des neuen Monats.

Eine weitere wichtige Aufgabe des Gerichtshofes war es, Jahre durch Einschaltung eines 13. Monats zu Schaltjahren zu machen. Solche Einschiebung eines Schaltmonats erfolgte insbesondere, wenn im Monat Adar die Vegetation so wenig vorgeschritten war, daß man annehmen mußte, daß die Gerste am 16. Nissan, an welchem Tage deren Erstlinge als Opfer darzubringen waren, noch nicht reif sein würde.

In den ersten Jahrhunderten nach dem Verluste der nationalen Selbständigkeit ging man allmählich dazu über, an Stelle der Kalenderfestsetzung auf Grund von Wahrnehmungen durch Zeugen, feste Grundsätze für die Berechnung einzuführen, und zwar u. a. aus der Befürchtung, es könnte bei der immer weiteren Ausbreitung der Juden über die verschiedenen Länder durch die alte Weise der gerichtlichen Neumondsfestsetzung zu Unzuträglichkeiten kommen, die zu verschiedenen Kalenderauffassungen und somit zu einem Schisma, zu Parteien und Sekten innerhalb des Judentums führen könnten. Aus diesem Grunde erhob man gewisse Regeln, die man zum Teil bereits während der babylonischen Gefangenschaft von den Babyloniern kennen gelernt hatte, zur Grundlage des Kalenders. Diese Regeln, die Basis unseres sogenannten konstanten Kalenders, stehen in keiner Hinsicht im Widerspruch zu dem uralten System der Neumonds- und Schaltjahrsbestimmung, zumal sie zum Teil von jeher neben diesem im Gebrauch waren.

III. Der konstante Kalender,

den wir noch heute benutzen, ist seit Rabbi Jehudah hanassi (ums Jahr 200 n.) im Gebrauch. Die ersten 150 Jahre war er, allerdings nur den Mitgliedern des Kalenderrates (סוד העיבור) als Geheimnis bekannt, bis Hillel II. ihn ums Jahr 350 offiziell einführte. Seine wesentlichen Grundzüge sind die folgenden:

A. Einteilung des jüdischen Jahres:

Ein Jahr (שנה) umfaßt 12 oder 13 Monate
„ Monat (חדש) „ 29 oder 30 Tage
„ Tag (יום) „ 24 Stunden
Eine Stunde (שעה) „ 1080 Chelokim (1 Chelek = $3^1/_3$ Sekunden)
Ein Chelek (חלק) „ 76 Regoim (1 Rega רגע = 0,044 Sekunden).

7 Tage sind die Woche (שבוע)
19 Jahre sind der kleine Mondzyklus (מחזור קטן ללבנה)
28 „ „ „ Sonnenzyklus (מחזור גדול לחמה)
347 „ „ „ große Mondzyklus (עגיל).

Die Namen der Monate sind:

1. Nissan	30 Tage	
2. Ijar	29 „	
3. Ssiwan	30 „	
4. Tamus	29 „	
5. Aw	30 „	
6. Elul	29 „	
7. Tischri	30 „	
8. Marcheschwon	29 „	oder 30 Tage
9. Kislew	30 „	„ 29 „
10. Tebet	29 „	
11. Schwat	30 „	
im Gemeinjahr:		
12. Adar	29 „	
im Schaltjahr:		
12. Adar I	30 „	
13. Adar II	29 „	

Ein Monat mit 30 Tagen heißt ein „voller' (מלא), ein Monat mit 29 Tagen ist ein „mangelhafter' (חסר) Monat. Die Monate Marcheschwon und Kislew können voll oder mangelhaft sein, während es für alle anderen Monate feststeht, ob sie 29 oder 30 Tage haben.

B. Die Schaltjahre:

	Tage	Stunden	Minuten	Sekunden
Die Dauer eines Sonnenjahres beträgt nach Hansen	365	5	48	46
Ein jüdischer Mondmonat (siehe oben I 2) 29 Tage, 12 Stunden, 44 Min., 3 1/3 Sekunden, 12 Mondmonate =	354	8	48	40
Das Mondjahr bleibt hinter dem Sonnenjahr jährlich zurück um	10	21	—	6
In 19 Jahren um	206	15	1	54
Nun sind aber 7 Mondmonate =	206	17	8	23 1/3

Es sind also 19 Sonnenjahre fast genau gleich 19 12 monatlichen Mondjahren und 7 Mondmonaten, so daß wir dem jüdischen Mondkalender im Verlaufe von je 19 Jahren siebenmal einen ganzen Schaltmonat hinzufügen müssen, um zu erreichen, daß die Dauer von 19 Sonnenjahren fast genau mit der von 19 Mondmonaten übereinstimmt. Aus diesem Grunde ist unser Kalender in Zyklen von je 19 Jahren (Mondzyklen) eingeteilt, von denen je 7, nämlich das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Schaltjahre (שנה מעברת) sind und 13 Monate haben. Solcher Ausgleich zwischen dem Sonnen- und dem Mondjahr ist erforderlich, damit die Feiertage in die für sie vorgesehenen Monate fallen, insbesondere das Pessachfest in den Frühlingsmonat.

C. Die Einschaltung des 30. Marcheschwon und der Fortfall des 30. Kislew.

Der erste Tag Rausch-haschonoh (1. Tischri) wird regelmäßig an dem Tage gefeiert, an dem der Molad (Kunjunktion, Neumond) des Monats Tischri stattfindet. Nur die folgenden vier Ausnahmen geben Anlaß zu einer Verschiebung des Feiertages um 1 oder gar 2 Tage.

1. Ausnahme. Der Moled Tischri fällt auf Sonntag, Mittwoch oder Freitag,

Grund: An diesen Tagen kann Rausch-haschonoh nicht gefeiert werden, weil, wenn das Fest auf Mittwoch oder Freitag fiele, das Versöhnungsfest am Freitag oder Sonntag zu begehen wäre. Dann würden Sabbat und Versöhnungsfest, die beiden Tage, an denen jegliche Arbeit zu ruhen hat, aufeinander folgen, was zu undurchführbaren Schwierigkeiten (z. B. bei der Totenbestattung) führen würde. — Auf Sonntag kann Rausch-haschonoh nicht fallen, weil dann Hauschanoh rabboh am Sabbat wäre, was wegen des für diesen Tag angeordneten Abschlagens der Bachweiden nicht angängig ist.

2. Ausnahme: Der Molad Tischri tritt erst nach 12 Uhr mittags ein. (יח)

Grund: Der Talmud meint, daß der neue Mond an diesem Tage nicht mehr erblickt werden kann, da er bei Dunkelwerden höchstens 6 Stunden alt ist.

3. Ausnahme: Der Molad Tischri tritt in einem Gemeinjahr (nicht Schaltjahr) an einem Donnerstag ein, und zwar nach 3 Uhr 11 Minuten 30 Sekunden vormittags (גטרד).

Grund: Der Molad Tischri des nächsten Jahres würde auf Sonnabend nach 12 Uhr mittags fallen. Er müßte dann nach Ausnahme 2 auf Sonntag und von da nach Ausnahme 1 wieder auf Montag verschoben werden. In diesem Falle würde das Jahr zu lang sein. (356 Tage, siehe unten III, C.)

4. Ausnahme: Der Molad Tischri fällt in einem Gemeinjahr, das auf ein Schaltjahr folgt, auf Montag nach 9 Uhr 32 Minuten 43 1/3 Sekunden vormittags (בטו תקפט).

Grund: Der Molad Tischri des Vorjahres würde auf Dienstag nach 12 Uhr mittags fallen, nach Ausnahme 2 auf Mittwoch und von da nach Ausnahme 1 auf Donnerstag verlegt werden. Dann würde das Schaltjahr unzulässig kurz sein, nämlich nur 382 Tage zählen. (Siehe unten.)

Die Ausnahmen 3 und 4 sind also nur Folgen der Ausnahmen 1 und 2.

Diese notwendigen Verschiebungen werden ausgeführt, indem man im vorangehenden Jahr je nach Bedarf den Monaten Marcheschwon und Kislew je 29 oder 29 und 30 oder je 30 Tage gibt. Auf diese Weise erhalten wir sechs verschiedene Längen von Jahren:

1.	Gemeinjahr,	mangelhaft (חסרה)	Marcheschwon	29	Tage,	Kislew	29	Tage	= 353	Tage	= 50	Wochen,	3	Tage
2.	„	regelmäßig (כסדרה)	„	29	„	„	30	„	= 354	„	= 50	„	4	„
3.	„	überzählig (שלמה)	„	30	„	„	30	„	= 355	„	= 50	„	5	„
4.	Schaltjahr,	mangelhaft (חסרה)	„	29	„	„	29	„	= 383	„	= 54	„	5	„
5.	„	regelmäßig (כסדרה)	„	29	„	„	30	„	= 384	„	= 54	„	6	„
6.	„	überzählig (שלמה)	„	30	„	„	30	„	= 385	„	= 55	„	—	„

D. Praktisches Beispiel für die Aufstellung eines Kalenders.

Wenn jetzt noch erwähnt wird, daß wir als Grundlage für unseren Kalender annehmen, daß der Molad am 1. Tischri des ersten Jahres unserer jüdischen Zeitrechnung am Sonntag abend 11 Uhr 11 Minuten 20 Sekunden eintrat, ferner, daß als Beginn einer jeden Woche Sonnabend abends 6 Uhr feststeht, so ist es nach dem bisher Gesagten bereits möglich, für jedes beliebige Jahr den Kalender aufzustellen.

Wir wollen hier als Beispiel den Kalender für das laufende Jahr 5686 errechnen und damit praktisch erläutern, was oben theoretisch dargelegt wurde:

Um einen Kalender festzustellen, bedarf es nur der Beantwortung der beiden folgenden Fragen:

1. Auf welchen Tag fällt der 1. Tischri (Rausch-haschonoh)?
2. Wie lang ist das Jahr? a) wie viele Monate hat es? b) wie viele Tage haben die Monate Marcheschwon und Kislew?

Um festzustellen, auf welchen Tag Rausch-haschonoh fällt, haben wir zu errechnen, wann der Molad Tischri eintritt, und ob eine Verschiebung des Feiertages auf Grund einer der vier Ausnahmen (oben III C) in Frage kommt.

Wann tritt der Molad Tischri ein?
Wieviel Monate sind seit Beginn der Zeitrechnung verflossen?

Antwort: 5685 Jahre × 12 Monate . . . . = 68 220 Monate
Diese 5685 Jahre umfassen 299 19 jähr. Mondzyklen (5685 : 49 = 299 Rest 4). In jedem Mondzyklus sind 7 Jahre mit je einem Schaltmonat. Seit Beginn der Zeitrechnung sind also ferner verflossen: 299 × 7 . . . . = 2 093 Schaltmonate
Vom 300. Mondzyklus sind bisher 4 Jahre verflossen. Das 3. Jahr war ein Schaltjahr mit 1 Schaltmonat

Am 1. Tischri 5686 waren seit Erschaffung der Welt verflossen . . . . 70 314 Monate.

Jeder Monat hat (siehe oben I 2) eine Länge von 4 Wochen, 1 Tag, 12 Stunden, 44 Minuten, $3\frac{1}{3}$ Sekunden. Daraus ergibt sich, daß seit Erschaffung der Welt verflossen waren:

296 630 Wochen, 4 Tage, 4 Stunden, 42 Minuten, 20 Sekunden

Die vollen Wochen können hier außer Betracht bleiben. Der Molad Tischri im Jahr 1 fiel, wie oben gesagt, auf Sonntag abend 11 Uhr, 11 Minuten, 20 Sekunden. Es waren also seit Sonnabend abend 6 Uhr verflossen 1 „ 5 „ 11 „ 20 „

Der Molad Tischri fällt also 5 Tage, 9 Stunden, 53 Minuten, 40 Sekunden nach Sonnabend abend 6 Uhr, d. h. also auf Freitag vorm. 3 Uhr, 53 Minuten, 40 Sekunden.

Da der 1. Tag Rausch-haschonoh aber nach Ausnahme 1 (siehe oben III C) nicht auf Freitag fallen kann, wird er auf Sonnabend verlegt. Die Antwort auf unsere Frage 1 lautet also: Der erste Tag Rausch-haschonoh fällt auf Sonnabend.

Die Antwort auf die Frage 2a lautet: Es handelt sich um das 5. Jahr des (19 jährigen) Mondzyklus, das nach III B kein Schaltjahr ist. Das Jahr umfaßt daher 12 Monate.

Zur Beantwortung von Frage II b müssen wir feststellen, auf welchen Wochentag der Rausch-haschonoh des kommenden Jahres (5687) fallen wird. Wenn wir diesen Zeitpunkt in der gleichen Weise errechnen, wie wir ihn oben für 5686 festgestellt haben, so erfahren wir, daß er auf Dienstag mittags 12 Uhr 42 Minuten 20 Sekunden fällt. Der Feiertag muß aber nach Ausnahme 2 (oben III C) auf Mittwoch und von da nach Ausnahme 1 auf Donnerstag verschoben werden. — Das Jahr 5686 begann an einem Sonnabend, und es kann, wie aus der Uebersicht unter III C ersichtlich

nur 50 Wochen und 3 Tage
oder 50 „ „ 4 „
oder 50 „ „ 5 „ dauern.

Um den kommenden Neujahrstag auf Donnerstag zu bringen, bedarf es, wie ohne Schwierigkeit erkennbar, einer Jahreslänge von 5 Tagen neben den 50 Wochen. Demnach können wir die Antwort auf Frage 2 b aus der Uebersicht unter III C ablesen:

Das Jahr ist „überzählig“, d. h. sowohl Marcheschwon wie Kislew haben 30 Tage.

Aus den bisher gefundenen Merkmalen läßt sich mit Leichtigkeit der Kalender für das ganze Jahr 5686 ableiten:

1. Tischri	Sonnabend;	der	Monat	hat	30	Tage,	also	fällt	der
1. Marcheschwon	Montag;	„	„	„	30	„	„	„	„
1. Kislew	Mittwoch;	„	„	„	30	„	„	„	„
1. Tebet	Freitag;	„	„	„	29	„	„	„	„
1. Schwat	Sonnabend;	„	„	„	30	„	„	„	„
1. Adar	Montag;	„	„	„	29	„	„	„	„
1. Nissan	Dienstag;	„	„	„	30	„	„	„	„
1. Ijar	Donnerstag;	„	„	„	29	„	„	„	„
1. Ssiwan	Freitag;	„	„	„	30	„	„	„	„
1. Tamus	Sonntag;	„	„	„	29	„	„	„	„
1. Aw	Montag;	„	„	„	30	„	„	„	„
1. Elul	Mittwoch;	„	„	„	29	„	„	„	„
1. Tischri 5687	Donnerstag.								

Die Zählung unserer Jahre, nach der wir gegenwärtig im 5686. Jahr leben, geht von den in der Bibel enthaltenen Daten aus. Man hat sie aber erst ums Jahr 1000 n. allgemein angenommen, wenngleich sie im Talmud bereits bekannt ist. Vorher hat man meist nach „seleucidischen Aeren“ gerechnet.

Edgar Frank, Steinthal-Loge, Hamburg.
April, 1926.

Falascha.

Im Jahre 1868 überraschte der bekannte französische Orientalist Joseph Halevy die Judenheit mit der Nachricht, daß er im Hochland von Abessinien mitten unter den dort wohnenden Völkern einen Negerstamm angetroffen habe, der sich anthropologisch durch gewisse judenähnliche Züge von den übrigen Abessiniern auszeichnen und nach den Vorschriften des Judentums leben solle. Er brachte einen jungen Negerknaben mit, den er als einen dieser jüdischen Abessinier, Falascha genannt, ausgab. Die Angaben Halevys wurden stark bezweifelt, der mitgebrachte Knabe als ein von ihm gekaufter Sudanneger verdächtigt, und im Anschluß an seinen Bericht entspann sich eine jahrelange erbitterte Fehde um die sogenannten Negerjuden Abessiniens.

Die Nachricht Halevys ist in der Folgezeit von jüdischen und nichtjüdischen Reisenden bestätigt worden, und zwar stammen die ausführlichsten Berichte über die Negerjuden Abessiniens von dem Deutschen F. Rosen (Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien, 1907), dem Italiener Conti Rossi, dem Großrabbiner von Konstantinopel Chaim Nahum, der die Falascha im Auftrage der Alliance Israelite im Jahre 1908 besuchte, von L. Rathjens (Die Juden in Abessinien, 1921) und von Faitlovitsch, der die Falascha im Auftrage eines italienischen Komitees in neuester Zeit zweimal aufgesucht hat. Aus den zum Teil sehr lückenhaften und sich widersprechenden Berichten dieser verschiedenen Quellen kann man ungefähr folgendes Bild von den Negerjuden Abessiniens entwerfen.

Seit sehr frühen mittelalterlichen Zeiten, zurückreichend bis ins 9. Jahrhundert, sind Dokumente über Juden unter den Abessiniern vorhanden. Ja sogar in der Apostelgeschichte (VIII, 27) wird von einem Mann aus dem Mohrenland berichtet, einem Kämmerer der Königin Kandake, der zum Gottesdienst nach Jerusalem gekommen war und auf seinem Wagen nach Süden fahrend die Reden des Propheten Jesaja las, und der vielleicht als ein abessinischer Jude gedeutet werden kann. Auch der bekannte mittelalterliche jüdische Reisende Benjamin von Tudela (1171) erwähnt sie, die arabischen Geographen jener Zeit berichten ebenfalls von ihnen, und in der westeuropäischen Literatur finden sie sich seit den Reiseberichten des berühmten Weltreisenden Marco Polo. Ohne Zweifel also gehören die Falascha dem Judentum seit den ersten Jahrhunderten des Mittelalters an, ja aus gewissen Tatsachen kann man sogar vermuten, daß sie schon vor der Zerstörung Jerusalems einen Teil des jüdischen Volkes gebildet haben. Die beiden jüngsten Feste des jüdischen Rituals, Purim und Chanukkah, sind ihnen nicht bekannt, ebenso kennen sie den Talmud nicht; dagegen feiern sie den Jom Kippur nach einem Zeremonial, das in den Frühzeiten der jüdischen Geschichte üblich gewesen zu sein scheint, nämlich unter Einfügung gewisser Tänze, und ebenso üben sie noch heute die alten Bräuche des Tieropfers aus, schlachten zu Peßach das Lamm und an anderen Festtagen Farren, Ziegen und andere Opfertiere. Manches in ihrem Ritual deutet darauf hin, daß ihr heutiges Gesetz möglicherweise aus der hellenistischen Epoche stammt, z. B. nennen sie den Sabbat nach griechischer Aussprache „Sanbat" und verehren ihn zugleich als eine weibliche Gottheit. In welchen historischen Zusammenhang die Falascha mit dem alten Judentum zu bringen sind, ist vollkommen ungeklärt. Man kann nichts Bestimmtes darüber aussagen, ob sie vielleicht Juden sind, die als Teil des jüdischen Volkes nach Abessinien gelangt und hier durch Akklimatisation negroid geworden sind, oder ob sie Eingeborene jener Gegenden darstellen, die durch Proselytismus zum Judentum übergetreten, also sozusagen „Neger jüdischen Glaubens" sind oder vielleicht als eine Mischrasse zwischen einstmals dorthin gelangten Juden und eingeborenen Negern aufzufassen sind. Selbst wenn man sie mit allen Mitteln der heutigen Wissenschaft anthropologisch untersuchen könnte, erscheint es sehr zweifelhaft, ob man alsdann ein Urteil zu fällen imstande wäre. Tatsächlich aber sind wir auf die dürftigen Angaben der wenigen Forschungsreisenden angewiesen und diese widersprechen sich, wie es in anthropologischen Angaben die Regel zu sein pflegt, in jeder Weise. Der eine Reisende sagt: „Nach dem, was wir über die Falascha wissen, können wir mit annähernder Gewißheit annehmen, daß sie ein Mischvolk sind von ortseingesessenen Agau (Negern) und eingewanderten Semiten. Diese eingewanderten Semiten waren zum Teil sicher Stammesjuden, zum anderen Teil Südaraber, die vielleicht, ehe sie sich mit den Agau mischten, schon ein einheitliches Volk, das wir Axumiten zu nennen pflegen, waren. Keineswegs verdanken die heutigen Falascha ihren Charakter und ihre Religion aber nur jüdischen Missionaren, wie es teilweise angenommen worden ist." Der andere Berichterstatter dagegen „gelangt bei genauer Durchprüfung des gesamten Materials zu dem Ergebnis, daß sie (die Falascha) weder Abkömmlinge von Juden noch der jüdischen Religion zuzurechnen seien . . . Die Religion der Falascha ist von jüdischen Missionaren in Anlehnung an die Bibel künstlich geschaffen worden und darf durchaus nicht mit dem Judentum identifiziert werden." Bemerkenswert ist auf jeden Fall, daß die Falascha in einer auffallend nahen geographischen Nachbarschaft zu den Yemeniten wohnen, so daß man wohl einen historischen Zusammenhang zwischen der Judenbekehrung der Yemeniten und der Falascha annehmen kann.

Anthropologisch sollen sich die Falascha von den übrigen abessinischen Negern durch einen gewissen Adel der Erscheinung, eine größere geistige Beweglichkeit und höhere Intelligenz auszeichnen. Die negerhaften Züge sollen durch gewisse hellrassige Merkmale gemildert erscheinen. In ihrer Lebensweise sollen sie sich vorteilhaft von den Abessiniern durch Fleiß, Nüchternheit und ein sittlich hochstehendes Familienleben abheben. Sie leben ähnlich den Yemeniten in Südarabien fast ausschließlich als Handwerker und widmen sich speziell, ebenfalls eine Parallele zu den Yemeniten, der Töpferei. Nach allem, was wir aus den Berichten der früheren Zeit annehmen können, war das Judentum dereinst unter den Abessiniern sehr verbreitet. Es muß große Faraschareiche gegeben haben, die jedoch ihre Selbständigkeit und Glaubensfreiheit teils durch Kriegsniederlagen verloren, teils durch eine eifrige Missionstätigkeit der Christen dem jüdischen Glauben ent-

zogen worden sind. Von großen Städten, die einstmals ausschließlich von Juden bewohnt gewesen sein sollen, sind heute kaum noch Spuren vorhanden, in Provinzen, die ehedem das Bevölkerungsgebiet jüdischer Falascha gebildet haben, ist heute die ganze Bevölkerung christlich und nur in entlegenen Bergdörfern trifft man noch jüdische Gemeinden, und an zahlreichen Orten haben die Forschungsreisenden abessinische Christen angetroffen, die ihrem Habitus nach mit den Falascha Aehnlichkeit aufwiesen und sich zum Teil auch noch selber des jüdischen Glaubens ihrer Vorfahren erinnerten. Schon eine der ältesten abessinischen Chroniken weiß von den gewaltsamen Bekehrungen der Falascha zu berichten und erzählt folgende Episode, die ein Gegenstück zu zahlreichen ähnlichen Vorkommnissen der abendländischen Geschichte bildet: „Eine sehr erstaunliche Sache," so berichtet der Chronist, „ereignete sich an diesem Tage mit einer Frau, die in Gefangenschaft abgeführt wurde. Sie war mit dem Manne, der sie fortbringen wollte, an der Hand zusammengebunden, wie es noch heute bei Gefangenen Sitte ist. Als sie nahe am steilen Abhange der Amba vorbeigeführt wurde, stürzte sie sich mit dem Rufe: ‚Adonai, hilf mir!' in den Abgrund und riß ihren Führer mit sich in den Tod. Die Energie dieser Frau," so schließt der Chronist seinen Bericht, „die sich selbst nicht schonte und den Tod der Bekehrung zum Christentum vorzog, ist außerordentlich überraschend. Aber sie war mit ihrer Tat nicht alleinstehend, viele handelten so."

Die Zahl der heutigen Falascha wird auf ungefähr 50 000 geschätzt. Der Name Falascha stammt aus der altaethiopischen Sprache und heißt „Fremde", was möglicherweise mit einer Zuwanderung von Juden in Zusammenhang gebracht werden kann. Sie selbst nennen sich Beta Israel, d. h. Haus Israel, grüßen sich mit dem Gruß: „Wie geht es den Kindern Israel? Friede! Friede!", halten streng den Sabbat, beobachten die jüdischen Speisegesetze, schächten die Tiere, beschneiden die Kinder, essen die Peßach-Mazzoth, kennen aber die hebräische Sprache nicht. Den Text ihres Pentateuchs, den sie ebenso wie ihre Gebete in einheimischer Sprache, zum Teil in altüberlieferten Dialekten lesen, haben sie offenbar im Mittelalter, als sie vermutlich den Gebrauch der Schrift verlernt hatten, von christlichen Mönchen erworben. Aus dem Jahre 1390 berichtet eine Urkunde von den Falascha, daß sie sehr schlecht sind und von geringem Verstand. Als sie den Mönch Quozmos in der Wüste leben sahen, fragten sie ihn: „Bist du vielleicht imstande zu schreiben?" Als er ihnen sagte: „Ja", da brachten sie ihm Honig und Milch, und er schrieb für sie den Pentateuch." Außerdem besitzen sie als eine Art spärliche Nationalliteratur ein Leben Abrahams, ein Leben Moses, ein Buch vom Tode Moses, ein Leben des Propheten Elia und ein Buch von den Vorschriften des Sabbat. Auf der Hochebene von Hoharua, die den Falascha als ein heiliger Platz gilt, steht ihr größter und zugleich ältester, aus dem 15. Jahrhundert stammender Tempel. Zur Zeit ist ihre angesehenste Gemeinde die Gemeinde von Guraba, die einen größeren Tempel mit acht Rabbinen besitzt. Die Vorsteher dieser Gemeinde haben, sozusagen als Repräsentanten der abessinischen Judenheit, jenen bekannten Brief an die europäische Judenheit verfaßt, den Faitlovitsch im Jahre 1905 als Botschaft der Falascha an die europäischen Juden nach Europa brachte. Seit jener Zeit bemüht man sich um die geistige und soziale Hebung der Falascha, einige Falaschaknaben sind nach Europa gebracht worden und haben hier Universitäten besucht. Man hat einige Schulen und sogar eine Art Lehrerseminar eingerichtet und, wie den Berichten der neuesten Zeit zu entnehmen, ist ein Aufstieg unverkennbar.

Interessant ist schließlich noch, daß es in Abessinien neben den Falascha noch einige Sekten gibt, die vermutlich von den abessinischen Juden früherer Zeiten abstammen. So die Kamanten, die streng abgesondert leben, den Sabbat halten, Moses und andere Gestalten der Bibel verehren, aber die Bibel selbst nicht kennen, im Freien unter einem großen Baum Gottesdienst abhalten und auch einige christliche Bräuche, wie z. B. die Taufe und die Beichte, ausüben. Außerdem gibt es abessinische Marannen, ehemalige Falascha, die im 17. Jahrhundert vermutlich zwangsweise getauft und aus ihren Wohnsitzen in ein Ansiedlungsrayon überführt worden sind.

Lit.: C. Rathjens, Die Juden in Abessinien, 1921. — J. Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien, 1907. — Faitlovitsch, Quer durch Abessinien, 1910. — Charles Singer, „The Falashas" in Jewish Quarterly Review, Bd. 17.

April 1926.

Sprüche der Väter. (Pirke aboth).

Die Sprüche der Väter sind eine Sammlung von Sentenzen bedeutender jüdischer Lehrer aus den ersten Jahrhunderten nach der Zerstörung Jerusalems. Sie sind vermutlich von den Schülern als charakteristische Maximen aufgefaßt und der Nachwelt überliefert worden und haben als ein Teil der „mündlichen Lehre“ in der Mischna Aufnahme gefunden. Sie haben außerordentliche Popularität erlangt und sind einer der bekanntesten Teile des Talmuds geworden. Sie bilden ein jüdisches Gegenstück etwa zu den „Fragmenten der Vorsokratiker“ und sind, wie diese für die Frühzeit der griechischen Kultur, so für die Anfangsepoche des jüdischen Mittelalters charakteristisch. Von den zirka 150 Sprüchen der Sammlung sind im folgenden 40 wiedergegeben.

*

Ben Bag-Bag:

Drehe sie um und um und wieder um (die Thorarolle); denn alles ist in ihr enthalten und in ihr schaust du alles; lebe mit ihr und werde alt mit ihr und weiche nicht von ihr, denn nichts besseres findest du als sie!

*

R. Nechunja ben Hakkanah:

Wer das Joch der Thora auf sich nimmt, wirft von sich das Joch der Herrschaft und des Alltags. Wer sich dem Joch der Thora entwindet, dem wird das Joch der Herrschaft und des Alltags aufgebürdet.

*

R. Zadok:

Mach sie dir (die Thora) nicht zur Krone, um damit zu prangen; und nicht zum Spaten, um damit zu graben. Denn so sprach Hillel: wer sie zum Werkkleid erniedrigt, vergeht.

*

Dieses ist die Lebensweise der Thora: Brot und Salz essen, Wasser mit Maß trinken, auf der Erde schlafen und kümmerlich leben und dabei sich mit der Thora abmühen; tust du dieses — heil und wohl dir! Heil in dieser Welt und wohl in der künftigen!

*

R. Gamliël ben R. Jehuda Hannasi:

Schön ist Thorastudium verbunden mit Bodenarbeit und Wandel; denn das Mühen um beide scheucht die bösen Begierden; alles Thorastudium ohne Arbeit ist am Ende eitel und zieht das Böse nach sich.

*

R. Chananja ben Teradjon:

Wenn zwei beisammen sitzen und sie reden nicht von der Thora — ein Narrenspott sitzt beisammen. Wenn aber zwei beisammen sitzen und von der Thora sprechen: die Schechinah weilt bei ihnen.

*

R. Jose ben Kisma:

Einst ging ich des Wegs und traf jemanden, der mich grüßte und ich grüßte ihn wieder. Er sprach zu mir: von welcher Stadt bist du und ich sagte ihm: aus einer Stadt, groß durch ihre Weisen und Schriftgelehrten. Sprach er zu mir: Rabbi, wäre es dir recht, bei uns zu wohnen in unserer Stadt? Ich gebe dir hunderttausend Golddinare, Diamanten und Perlen. Ich aber sprach: und gäbest du mir alles Silber und Gold und alle Edelsteine und Perlen der Welt, ich möchte nur an einem Platze wohnen, wo die Thora ist, denn so steht geschrieben in den Psalmen Davids: „Lieber ist mir die Lehre deines Mundes als Gold und Silber,“ und ferner: „In der Scheidestunde des Menschen gelten nicht Silber und Gold und nicht Edelsteine und Perlen, sondern nur die Thora und die guten Taten allein.“

*

Schammai:

Erfülle deine Thorapflichten zur festgesetzten Zeit; sprich wenig und tue viel; und empfange jeden Menschen mit einem freundlichen Gesicht.

*

R. Meïr:

Sei langsam im Geschäftetreiben und geschäftig im Thoralernen.

*

Sei vorsichtig beim Richten, trachte danach, viel Schüler zu haben und schütze die Thora durch einen Zaun.

*

Hillel:

Liebe den Frieden und strebe, den Frieden zu verwirklichen; liebe die Geschöpfe und sieh zu, sie in die Thora einzuführen.

*

Jose ben Joëser aus Zereda:

Es sei dein Haus ein Sammelort der Weisen; laß dich bestauben mit dem Staub ihrer Füße und trink mit Durst ihre Worte.

*

R. Elieser:

Erwärmt euch an der Flamme der Weisen, aber seid vorsichtig, daß ihr euch nicht an ihrer Glut versengt. Ihr Biß ist der Biß eines Fuchses; ihr Stich ist der Stich eines Skorpions; ihr Zischen ist das Zischen einer Schlange; und all ihre Worte sind wie glühende Kohlen.

*

Jose ben Jochanan aus Jerusalem:

Es sei dein Haus geöffnet für die, die Zuflucht suchen, und die arm sind, seien deine Hausgenossen. Und halte nicht viel Geschwätz mit einem Weibe. Nicht mit dem eigenen, um wieviel weniger mit dem fremden. Denn so sagten die Weisen: wer viel mit Weibern schwätzt, zieht das Böse herbei, vereitelt das Studium der Thora und am Ende ist die Hölle sein Lohn.

*

R. Schimeon ben Eleasar:

Beschwichtige deinen Nächsten nicht in der Stunde seines Zornes; tröste ihn nicht in der Stunde, da der Tote noch vor ihm liegt; bringe ihn nicht ab von seinem Gelübde, in der Stunde, in der er es ablegt, und eile nicht hin, ihn in der Stunde seines Unglücks anzuschauen.

Schemajah:
Liebe deine Arbeit, aber meide die Behörde und dränge dich nicht dazu, zum Oberhaupt zu kommen.

*

R. Gamliël ben R. Jehuda Hannasi:
Sei zurückhaltend gegen die Regierenden, denn sie lassen sich von den Menschen nur nahe kommen, solange es für sie von Vorteil ist. Sie tun, als wenn sie dich liebten, solange es zu ihrem Vorteil ist; aber in der Stunde der Not stehen sie dem Menschen nicht bei.

*

R. Chanina:
Bete für das Wohl der Regierung; denn herrschte nicht Furcht vor ihr, so fräße einer den anderen bei lebendigem Leib.

*

Jismael ben Jose:
Sei nicht allein Richter, denn alleiniger Richter ist niemand anders als nur der Eine (Gott); und sprich nicht im Gericht zu den Mitrichtern: nehmt meinen Rechtsspruch an! Denn sie haben zu entscheiden und nicht du!

*

Simeon ben Schatach:
Sei fleißig beim Ausforschen der Zeugen, aber sei vorsichtig mit deinen Worten, daß du sie nicht verleitest, Lügen vorzubringen.

*

Jehuda ben Tabai:
Spiel dich nicht auf wie die Rechtsanwälte; wenn die Parteien vor dir stehen, so seien sie in deinen Augen, als wären sie Missetäter. Wenn sie aber nach dem Rechtspruch von dir scheiden, seien sie in deinen Augen wie Schuldfreie.

*

Hillel:
Schließe dich nicht aus von deiner Gemeinschaft; baue nicht auf dich bis zum Tage deines Todes; richte deinen Nächsten nicht, solange du nicht selbst an seiner Stelle gestanden; sage nicht, wenn ich Zeit haben werde, werde ich mich der Sache zuwenden, vielleicht wirst du niemals welche haben.

*

Simon ben Gamliël:
Auf drei Sachen ruht die Welt: auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden.

*

R. Jannai:
Es ist nicht in unsere Hand gegeben: weder die Sorglosigkeit des Bösen noch das Sich-Sorgenmachen der Gerechten.

*

R. Eliëser:
Die Ehre deines Nächsten sei dir teuer wie die eigene.

*

Ben Soma:
Wer ist weise? Der von jedem Lehre annimmt.
Wer ist mächtig? Der seine Leidenschaft beherrscht.
Wer ist reich? Der sich am seinigen begnügt.
Wer ist geehrt? Der seine Nebengeschöpfe ehrt.

R. Mathithjah ben Cheresch:
Sei lieber der Schweif des Löwen als das Haupt des Fuchses.

*

Hillel:
Viel Fleisch, viel Gewürm;
Viel Habe, viel Sorge;
Viel Weiber, viel Zauber;
Viel Mägde, viel Unzucht.
Viele Knechte, viel Räuberei.
Viel Thora, viel Leben;
Viel Jeschiwah, viel Weisheit;
Viel Rat, viel Einsicht;
Viel Zedakah, viel Frieden.

*

R. Elisa ben Abujah:
Der in der Jugend lernt, wem gleicht er?
Der Tinte, geschrieben auf frischem Papier.
Und wer im Alter lernt, wem ist er zu vergleichen?
Der Tinte, geschrieben auf vergilbtem Papier.

*

Strebe nicht nach Größe und begehre nicht nach Ehre. Achte die Tat höher als das Lernen. Gelüste nicht nach der Tafel der Könige, denn deine Tafel ist reicher als die ihre und deine Krone köstlicher, und dein Werkmeister ist zuverlässig, den Lohn deiner Taten wird er dir zahlen.

*

R. Dosa ben Horkinas:
Der Schlaf am Morgen, der Wein am Mittag, das Geschwätz mit Kindern und das Sitzen im Wirtshaus unter dem Pöbel bringen den Menschen aus der Welt.

*

R. Simon ben Gamliël:
Mein ganzes Leben hindurch bin ich aufgewachsen unter Weisen und habe gefunden, daß für den Menschen nichts besseres ist als — schweigen, und daß nicht die Auslegung die Hauptsache, sondern die Tat, und daß alles viel Worte machen zu Fehlern führt.

*

Ben Assai:
Halte keinen Menschen für zu gering und schiebe kein Ding beiseite. Denn es gibt keinen Menschen, der nicht seine Stunde, und kein Ding, das nicht seinen Platz hätte.

*

R. Tarphon:
Der Tag ist kurz, die Arbeit viel, und die Arbeiter sind träge, der Lohn ist groß, und der Herr des Hauses drängt.

*

R. Akiba:
Alles ist zum Pfand gegeben, und das Netz ausgeworfen über alles Lebendige; der Laden steht offen und der Krämer gibt auf Borg, das Geschäftsbuch ist aufgeschlagen und die Hand trägt ein, wer borgen will, kommt und borgt, die Schuldeinnehmer gehen ständig umher und fordern ein, ob man will oder nicht will, sie zeigen vor, worauf sie ihre Forderung stützen, und das Gericht richtet gerecht und alles ist bereitet zur Mahlzeit.

R. Akiba:

Es wird alles überschaut und zu allem Freiheit gegeben; und nach dem Guten wird die Welt gerichtet und alles nach dem Maß der guten Taten.

•

R. Eleasar ha Kappar:

Die Geborenen sind bestimmt zu sterben; die Gestorbenen zu leben und die Lebenden gerichtet zu werden; zu wissen, wissen zu lassen und bewußt zu werden, daß er gut ist, er der Bildner, er der Schöpfer, er der Kundige, er der Richter, er der Zeuge, er der Kläger, daß er es sein wird, der den Richtspruch fällt, gelobt sei er, vor dem es kein Unrecht gibt und kein Vergessen, keine Begünstigung und keine Bestechung. Und wissen, daß alles nach Rechenschaft geht und vertrauen nicht den sündigen Gedanken, und daß das Grab dir eine Ruhestätte sein wird. Denn nicht nach deinem Willen wardst du geschaffen, nicht nach deinem Willen wardst du geboren, nicht nach deinem Willen lebst du und nicht nach deinem Willen stirbst du und nicht nach deinem Willen wirst du dereinst Rechnung und Rechenschaft geben vor dem König der Könige, dem Heiligen, gelobt sei er!

R. Elieser:

Kehre um einen Tag vor deinem Tode.

•

R. Levitas aus Jabne:

Sei bescheiden, bescheiden! Denn was wartet des Menschen? — Gewürm!

•

R. Jehuda:

Denke an drei Dinge, und du gerätst nicht in die Hand der Sünde; wisse, was über dir: ein sehend Auge, ein hörend Ohr, und alle deine Taten werden eingetragen in ein Buch.

•

Akabjah ben Mahalalel:

Bedenke drei Dinge, und du kommst nicht in Sünde: Wisse, woher du kommst und wohin du gehst und vor wem du dereinst stehen wirst, Recht und Rechenschaft zu geben. Woher du gekommen: aus einem übelriechenden Tropfen. Wohin du gehst: in eine Abfallgrube voll Gewürm und Geschmeiß; und vor wem du stehen wirst, Recht und Rechenschaft zu geben: vor dem König aller Könige, dem Heiligen, gelobt sei er!

•

Februar 1926.

Friedensbewegung: Johannes v. Bloch,

der Schöpfer der Haager Friedenskonferenz.

Johannes (Jochanan Gottlieb) Bloch wurde im Jahre 1836 in dem kleinen polnischen Städtchen Radom geboren, als Sohn eines blutarmen Zizithmachers. Im Cheder erwarb er einige dürftige Kenntnisse im Hebräischen und im Schreiben. Als er ungefähr zwölf Jahre alt war, siedelte sein Vater nach Warschau über, wo die Familie in einem der weiten Höfe des jüdischen Proletarierviertels Unterkunft fand. Das Gewerbe des Zizithspinnens war in der Hauptstadt womöglich noch weniger einträglich als in Radom; dagegen konnte der Junge sich hier einige Kenntnisse im Polnischen und im Rechnen aneignen. Kurze Zeit durfte er sogar eine Art Real- und Handelsschule besuchen. Schließlich trat er als Laufbursche in das Bankhaus Töplitz ein. Das ermöglichte ihm, sich sogar Bücher zu kaufen, die er die Nächte hindurch verschlang. Der Laufbursche brachte regelmäßig Rechnungen und Briefe an den in Warschau stationierten General Tiesenhausen, dessen Gelder das Bankhaus verwaltete. Der General zog den aufgeweckten Jungen mit den sinnenden klaren Augen oftmals ins Gespräch und gewann ihn schließlich so lieb, daß er ihm eine selbständige Stellung an seiner Dampfmühle anbot. Hier entfaltete Bloch großes organisatorisches Talent, erkannte mit scharfem Blick die Wichtigkeit der Eisenbahnen, die damals in Rußland ihren Einzug hielten. Der Einundzwanzigjährige trat 1857 als selbständiger Eisenbahnunternehmer in Polen auf, erwarb sich im Verlaufe von drei Jahren ein ansehnliches Vermögen und gediegene Erfahrungen. Marquis Wielopolski, der als Zivilregent des Königreiches Polen mit großem Eifer die wirtschaftliche Entwicklung des Landes förderte, übertrug dem jungen Unternehmer den Bau wichtiger Eisenbahnlinien. Bei dieser Gelegenheit trat Bloch in geschäftliche Verbindung mit dem Baron Leopold Kronenberg, dem wichtigsten Pionier des industriellen und kommerziellen Aufschwunges des Königreichs Polen seit Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Eine Anzahl jüdischer Familien stand damals an der Spitze dieser Bewegung, die den Wohlstand Polens begründete und der nach den Aufständen von 1831 und 1863 aus allen Ämtern verdrängten Intellektuellenschicht sowie dem verarmten und verfolgten Adel ein auskömmliches Dasein sicherte. In Polen herrschte zu jener Zeit den Juden gegenüber eine Verbrüderungsstimmung, und in der jüdischen Plutokratie entstand eine Strömung, ähnlich der, die etwa ein halbes Jahrhundert zuvor in Berlin vorwaltete. Die reich und vornehm gewordenen Bankier- und Industriellenfamilien traten zum Christentum über, aber aus einer gewissen Rücksicht auf die Ehrlichkeit wurden sie nicht katholisch, sondern protestantisch. Der Protestantismus schien an die Tragkraft ihrer Glaubensfreudigkeit ungleich geringere Ansprüche zu stellen als der Katholizismus. Dagegen überzeugte sich die zweite Generation, die sich mit dem polnischen Hochadel verschwägerte, rasch von der allein seligmachenden Wahrheit der katholischen Kirchenlehre . . . Der Baron Leopold Kronenberg war einer der ersten Männer im Lande, es gab kein Gebiet der praktischen oder idealen Kulturarbeit, auf dem er nicht bahnbrechend und schöpferisch wirkte. Seine Schwester, eine junge Dame von erlesener Schönheit, wurde von den ersten Kavalieren Polens umworben. Aber sie verliebte sich in den Kompagnon ihres Bruders. Bloch bezahlte den Preis für ihre Hand mit der Annahme des Calvinismus . . . Es zeigte sich bald, daß die Herstellungs- und Verwaltungskosten der von ihm erbauten Bahnen sehr bedeutend geringer waren, als aller anderen russischen Linien. Das bewog die Regierung, ihm die Verwaltung des ganzen Eisenbahnnetzes von 2400 Werst zu übertragen, welches das Baltische mit dem Schwarzen Meere verband. Jetzt dachte Bloch daran, seine Bildung abzurunden und ihr eine solide, wissenschaftliche Basis zu geben. Er ließ sich in Berlin nieder, von wo aus er seine Geschäfte verwaltete und hörte an der dortigen Universität mehrere Semester hindurch Vorlesungen über Nationalökonomie, Geschichte und Philosophie.

Jetzt fing er an, seine erworbenen praktischen Kenntnisse auch theoretisch zu verwerten. Er veröffentlichte ein fünfbändiges Werk über die russischen Eisenbahnen, in welchem er die Mängel der bisherigen Bau- und Verwaltungsmethoden nachwies und Vorschläge zur Verbesserung machte. Das Werk, welches auch in französischer Sprache erschien, wurde auf der geographischen Ausstellung von Paris 1875 mit der Goldenen Medaille erster Klasse gekrönt. Im Verein mit dem nachmaligen Finanzminister Wyschnegradzki verfaßte er ein weiteres Buch über das Eisenbahntransportwesen. Im Auftrage der Regierung schrieb er eine ausführliche Studie über die Einrichtung von Pensions- und Invalidenkassen für Beamte und Angestellte. Ein vierbändiges Werk über die Finanzen Rußlands im 19. Jahrhundert entwarf ein Bild des ganzen Verwaltungswesens des Zarenreichs, und bildete die Grundlage zur russischen Finanzreform. Bloch wurde darauf in das „Wissenschaftliche Komitee" des Finanzministeriums berufen, das ihm alsbald die wichtigsten Arbeiten übertrug. Immer mehr erweiterte er das Gebiet seiner Forschungen. Er verfaßte umfangreiche Werke über den Meliorationskredit und die Landwirtschaft in Rußland und im Auslande, über die Verschuldung des Grundbesitzes in Polen, über die Entwicklung der Industrie in Polen. Ein großes Werk über den Einfluß des Eisenbahnwesens auf die wirtschaftliche Lage Rußlands brachte ihm die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Staatsrat mit dem Prädikat Exzellenz sowie die Verleihung des Adels. Die meisten seiner Bücher erschienen in polnischer und russischer Sprache, manche auch in französischer Übersetzung, und begründeten in fachmännischen Kreisen seinen Ruf als den eines der bedeutendsten Praktiker und Theoretiker auf vielen Gebieten der Nationalökonomie.

Inzwischen vernachlässigte er seine geschäftliche Tätigkeit nicht. In Warschau konzentrierte er seine sämtlichen Unternehmungen in einem großen Bankhaus, welches sich besonders an der aufblühenden Zuckerindustrie beteiligte, gründete eine Feuerversicherungsgesellschaft, reorganisierte die Börse, indem er an deren Spitze ein Börsenkomitee stellte, dessen Präsident er wurde, unternahm den Bau mehrerer neuer Eisenbahnlinien. Er bekleidete die unter den damaligen Umständen besonders schwierige und verantwortungsvolle Stellung eines Ältesten der Kaufmannschaft.

Eine so tief und reif veranlagte Natur konnte nicht umhin, über die religiösen Probleme nachzudenken. Der armselige Chederunterricht hatte ihm natürlich keine tiefere Kenntnis des Judentums übermittelt. Jetzt las er alle ihm erreichbaren Bücher über das Judentum, führte mit seinen jüdischen Bekannten eingehende Gespräche darüber. Der Vergleich zwischen der Lehre der jetzigen und seiner früheren Religion überzeugte ihn nicht von der Überlegenheit der ersteren. Aber in Rußland gab es für ihn kein Zurück mehr. Dafür nahm er an allen jüdischen öffentlichen Fragen ostentativen Anteil, betrachtete sich als Mitglied der jüdischen Gemeinde in Warschau, entrichtete freiwillig jene Steuern, zu denen er seinem Einkommen nach verpflichtet gewesen wäre, unterstützte die große jüdische Gemeindebibliothek, war Mitglied aller jüdischen Wohltätigkeitsvereine und Kulturinstitutionen, spendete besonders reichlich den Unterrichtsanstalten, sowohl den Talmud-Thora, als auch den Handwerkerschulen, die der Regierung ein Dorn im Auge waren. Hebräische Publikationen hatten in ihm einen wohlwollenden Gönner. Wie jeder geistig und sittlich hochstrebende Mensch war er innerlich ein Grandseigneur; klein, zierlich und schmächtig von Gestalt, hatte sein Auftreten gleichwohl etwas Imponierendes und Gebieterisches, trotz der großen Schlichtheit, Bescheidenheit und Herzensgüte. Die ungewöhnlichen materiellen Erfolge, die ihn zu einem der reichsten Männer in Rußland machten, hatten ihn nicht verblendet, er fühlte sich stets den Ärmsten und Niedrigsten verwandt, nahm für sie Partei und gab diesem Gefühl unzweideutigen Ausdruck. Seine Zugehörigkeit zu den Juden betonte er stets nachdrücklich. Die allseitige Hochachtung und Liebe, deren er sich in allen Kreisen der polnischen Gesellschaft erfreute, hat am meisten mit dazu beigetragen, den aufkeimenden Antisemitismus in Polen bis zum Beginn dieses Jahrhunderts niederzuhalten.

Als mit dem Regierungsantritt Alexander III. die Ära der Pogrome anfing, trat an Bloch öfters die Aufgabe heran, sich mit der Judenfrage zu befassen. Zunächst bemühte sich die Regierung, die Pogrome nach Polen zu verpflanzen (der erste Versuch hierzu wurde Ende Dezember 1881 unternommen, mißlang aber kläglich), sodann wurden Maßregeln getroffen, Polen und Juden gegeneinander aufzuhetzen. Hierin zeichnete sich besonders der Generalgubernator Graf Gurko aus, der, einer polnischen Familie entstammend, als echter Renegat seinen ehemaligen Volksgenossen nach Kräften zusetzte. Gegen diesen harten und grausamen Satrapen führte Bloch einen ständigen Krieg. Kurz nach dem Erlaß der berüchtigten Maigesetze, die das Wohnrecht der Juden in Rußland arg beschränkten und unablässige Austreibungen ermöglichten, plante die Regierung dieselbe „Ordnung" auch auf Polen auszudehnen. Im Ministerium ließ man aber Bloch wissen, daß das Unheil gegen die Entrichtung eines Bakschisch von einer Million Rubel abgewendet werden könnte. Bloch organisierte eine Sammlung, stellte sich mit einem namhaften Betrag an die Spitze, und bald war die nötige Summe beisammen, die das Herz der Petersburger Gewalthaber milder stimmte. Als später ausländische Juden, die sich nicht taufen lassen wollten, massenhaft aus Rußland ausgewiesen wurden, gebrauchte Bloch seinen Einfluß in Petersburg, um von vielen das Schicksal abzuwenden. Im Jahre 1885 beauftragte ihn die vom Ministerium des Innern unter Vorsitz des Grafen Pahlen einberufene Kommission zur Überprüfung der Judengesetze mit der Abgabe eines Gutachtens, welches er unter dem Titel „Pachtung und Erwerb von Grund und Boden durch die Juden" auch im Druck erscheinen ließ. Die Schrift machte großes Aufsehen. Aber der reaktionäre Kurs wurde durch die genannte Kommission nicht aufgehalten.

Für Bloch war das Gutachten der Ausgangspunkt zu einer Untersuchung im großen Stil über die Judenfrage im russischen Reiche. Es galt, zunächst genaue statistische Daten zu gewinnen. Die amtlichen Publikationen der Regierung waren tendenziös zugestutzt, wenn nicht gar gefälscht. Aber vor Bloch öffneten sich die geheimen Archive, und er konnte unmittelbar aus den Berichten der lokalen Behörden schöpfen. Außerdem organisierte er mit großem Kostenaufwand ein Bureau in Warschau, entsandte eine ganze Anzahl von gebildeten Männern und Frauen in alle Gegenden, wo Juden wohnten, und ließ sie nach wohldurchdachter wissenschaftlicher Methode die Verhältnisse der Juden an Ort und Stelle studieren. Die Frucht dieser Arbeit war das im Jahre 1896 zu Petersburg in russischer Sprache vollendete fünfbändige Werk: „Vergleich des wirtschaftlichen Lebens und der sittlichen Zustände innerhalb des jüdischen Ansiedlungsrayons und im übrigen Rußland". Blochs Ausführungen gestalteten sich zu einer vernichtenden Anklage gegen die russische Judenpolitik. — Daß dieses Buch der Regierung des Herrn von Plehwe sehr unbequem werden konnte, war klar, zumal Bloch inzwischen durch sein Werk über den Krieg eine europäische Berühmtheit geworden war. Da geschah ein Wunder, in der Druckerei brach im Herbst 1900 Feuer aus, just in dem Saal, wo die soeben fertiggestellten Exemplare aufgestapelt waren, und vernichtete sie sämtlich, bis auf fünfundzwanzig, die an den Verfasser nach Warschau bereits unterwegs waren und nicht mitverbrannt werden konnten. Kurz darauf, am 25. Dezember 1900, verstarb der Verfasser. Das Buch, welches unschätzbares Material zur Kenntnis der Judenfrage in Osteuropa enthält, konnte nicht wieder aufgelegt werden und bildet eine der größten bibliographischen Seltenheiten.

*

Als im Jahre 1876 der Russisch-Türkische Krieg bevorstand und die Möglichkeit vorhanden war, daß Österreich-Ungarn in Polen einmarschierte, wurde Bloch von der Regierung beauftragt, ein Gutachten über die Verproviantierung Warschaus im Falle einer Belagerung auszuarbeiten. Sein umfassender Geist blieb bei dieser Frage nicht stehen, sondern zog alle Probleme der wirtschaftlichen Folgen des Krieges in Betracht, dann den Krieg selbst in seiner Bedeutung für das Völkerleben. Und er, der Großunternehmer, Handelsherr und Bankier, den jeder Krieg um Millionen reicher machte, lernte den Krieg gründlich hassen. Und da er wußte, daß man den Feind genau kennen muß, um ihn mit Erfolg bekämpfen zu können, studierte er den Krieg in allen

seinen Erscheinungen. Zwanzig Jahre widmete er der Arbeit an seinem Werke. Die Ergebnisse seiner Forschungen, die in dem eingangs genannten großen Werk niedergelegt sind, lassen sich in folgende Leitsätze zusammenfassen:

Die Epoche der kurzen Kriege, die in einem halben oder einem Jahre beendet werden, ist unwiederbringlich vorüber. Aber die modernen wirtschaftlichen Zustände und die ungeheuren Kosten eines Krieges würden binnen kurzem die Kriegführenden an den Rand des ökonomischen Ruins bringen und seine Fortführung unmöglich machen. Lange bevor es zu entscheidendem Ergebnis käme, wären beide Teile erschöpft und Untergang oder Revolution müßte über die Völker hereinbrechen. „Der Menschheit bleibt in den jetzigen Zuständen nur die Alternative: entweder Ruin durch die Fortdauer des bewaffneten Friedens oder eine wirkliche Katastrophe: der W e l t k r i e g." „Der Krieg der Zukunft wird kein Krieg zwischen Menschen, sondern zwischen Maschinen sein; nicht der tapfere Mensch, sondern die bessere Maschine wird siegen." „Vor allem aber wird Amerika den künftigen Krieg in Europa ausnützen, um die europäische Industrie zu ruinieren, alle Märkte an sich zu reißen und sie nicht mehr aus der Hand zu lassen." „Noch mehr: Man kann nicht dafür bürgen, daß bei dem Zustand der jetzigen Heere eine solche Gärung der Massen sich nicht auch in den Reihen der Armee äußert." An manchen Stellen sagt er so unumwunden, als die Zensurverhältnisse es zuließen, den Sturz der Monarchie als Folge eines europäischen Krieges voraus.

Am 24. August 1898 wurde die ganze Welt durch die Kunde überrascht, daß der russische Staatskanzler und Minister des Äußern Graf Murawiew allen in Petersburg akkreditierten auswärtigen Vertretern ein Rundschreiben überreicht hatte, in welchem er sie im Namen seines allerhöchsten Herrn und erhabenen Monarchen Nikolaus II. aufforderte, „auf dem Wege internationaler Beratung die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohltaten eines wahren und dauernden Friedens zu sichern und vor allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen". Das merkwürdige Dokument enthielt in kurzen, knappen Worten eine entschiedene, ja scharfe Verurteilung des Krieges, und ein warmes Bekenntnis zu der Idee, „den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht". Infolge dieses Manifestes trat bekanntlich im Mai des folgenden Jahres die e r s t e H a a g e r F r i e d e n s k o n f e r e n z zusammen. Aber bei seinem Erscheinen horchte die Welt erstaunt und ungläubig auf. Daß gerade aus Petersburg eine solche Stimme kam, schien unerklärlich. Man witterte dahinter einen diplomatischen Kunstgriff der fingerfertigen, russischen Regierung, die es in der Tat, wie wir weiter unten sehen werden, zu unehrlichen Zwecken benutzte. Einige Monate darauf erschien auf den Büchermärkten von Berlin, Paris und London ein großmächtiges Buch in sechs dicken, schweren Großoktavbänden, mit unzähligen Mappen, Tafeln, Abbildungen, Diagrammen und graphischen Darstellungen unter dem Titel „Der Krieg der Zukunft" von J o h a n n e s v o n B l o c h, aus dem Russischen übersetzt. Das Original war bereits vor längerer Zeit in Petersburg herausgekommen. Nun machte das Manifest des Zaren den Eindruck, als wäre es ein Resumé des Blochschen Werkes, die markantesten Sätze des Manifestes waren eine förmliche Wiedergabe der von Bloch gebrauchten Wendungen und Ausdrücke. Aber schon früher munkelte man in diplomatischen und verwandten Kreisen, daß der Zar zum Erlaß des Manifestes durch „außerpolitische Einflüsse" veranlaßt worden wäre. In Deutschland waren besonders die alldeutschen und antisemitischen Blätter über den armen Nikolaus wütend, weil er ihre seligen Träume von baldigen blutigen Kriegen zu verscheuchen drohte; sie überhäuften den erhabenen Selbstherrscher aller Reußen mit ehrfurchtsvollen Vorwürfen und schoben die ganze Schuld an dem Unheil auf — Bloch. Wer war dieser Bloch? Nach der Versicherung eben dieser Blätter ein kleines, polnisches Jüdlein, einst einer jener „hosenverkaufenden, semitischen Jünglinge", wie sie Treitschke in seiner edlen Phantasie geschaut, ein ehemaliger Trödler, der sich auf irgendeine unheimliche Weise in die Gunst des Zaren eingeschlichen hatte, und sein Vertrauen zu internationalen, jüdischen Zwecken mißbrauchte. Es wurde nämlich bekannt, daß dieser ehemalige, jüdische Trödler sehr hohe, internationale verwandtschaftliche Beziehungen hatte. Einer seiner Schwiegersöhne war der Führer der „Hofpartei" unter den Polen im preußischen Herrenhause und im Reichstag, Herrenhausmitglied Josef von Koscielski, dem man den Spitznamen Admiralski gab, weil er die Flottenpläne des ihm persönlich befreundeten Kaisers eifrig unterstützte. Seine Gemahlin, die Tochter des ehemaligen jüdischen Trödlers, spielte dank ihrer großen Schönheit und ihrem Geist bei Hofe eine hervorragende Rolle. Ein zweiter Schwiegersohn war der Baron Josef Weißenhof, Sprößling einer alten baltischen Freiherrnfamalie, Neffe eines berühmten Generals dieses Namens, persönlich bedeutend als Schriftsteller, der dritte Schwiegersohn war gar der Fürst Ruspoli von der „schwarzen" (papsttreuen) römischen Aristokratie. Außerdem erfuhr man, daß dieser vielseitige, internationale Schwiegervater den russischen Ministern gegenüber die Sache der russischen Juden sehr energisch und hingebungsvoll verteidigte. Und eben dieser Bloch war zweifelsohne der Inspirator des Zaren gewesen. Wie es sich in Wirklichkeit damit verhielt, erfuhr man erst nach dem Tode Blochs aus den Tagebüchern der Baronin von Suttner. Die Petersburger Zensur, die im allgemeinen viel milder gehandhabt wurde als sonst in Rußland, hatte das Buch „Der Krieg der Zukunft" dem Kriegsministerium zur Begutachtung unterbreitet. Das Kriegsministerium stimmte für die Erlaubnis zur Herausgabe mit folgender Begründung: ein so umfangreiches, streng wissenschaftliches und technischfachmännisch gehaltenes Buch wird nicht viel gelesen werden.

Der Zar kannte Blochs Namen von früher her als den eines der Führer im Wirtschaftsleben des russischen Reiches und war neugierig, den Inhalt seines Werkes über ein für einen russischen Kaiser so wichtiges Thema kennenzulernen, er ließ sich

also die Aushängebogen bringen. Man legte ihm die wichtigsten Kapitel vor, und sie machten auf ihn einen niederschmetternden Eindruck. Aber vieles war ihm unklar, er befahl, den Verfasser aus Warschau telegraphisch herbeizurufen.

Der unglückliche Nikolaus II. war ein schwacher Charakter, ein Gemisch von Weichherzigkeit und Grausamkeit, von Furchtsamkeit und Starrsinn; seine Intelligenz war beschränkt, seine Bildung mangelhaft. Bloch hatte einen schweren Stand. Acht Tage hintereinander hielt er ihm stundenlang Vorträge über den Krieg, erklärte ihm die Diagramme, Tabellen und Zeichnungen des Buches. Dem Selbstherrscher aller Reußen ging ein Licht auf . . . . So also würde das Ding aussehen! . . . . Das war der Krieg! . . . . Und das würden die Folgen sein! . . . . Vom Krieg hatte er bis dahin nur gehört, die glänzenden Manöver und die schimmernde, goldstrotzende Außenseite, das war alles, was er davon mit eigenen Augen gesehen. Nun wurde ihm das wahre Wesen gezeigt . . . . Mutlosigkeit und Angst bemächtigten sich seiner. Aber Bloch wußte ihn bei der Eitelkeit zu packen und machte ihm klar, daß er sich mit ewigem Ruhm bedecken würde, wenn er, der mächtigste Monarch auf Erden, den niemand der Furcht vor dem Kriege zu verdächtigen wagen würde, die Anregung gäbe, daß alle Staaten mit der Abrüstung anfingen und sich auf die Einsetzung von Schiedsgerichten einigten. Nikolaus II. war von dem Vorschlag entzückt, und verfaßte zusammen mit Bloch das Manifest.

Die Herren Minister Sr. Majestät und die ganze Bureaukratie waren in der größten Verlegenheit. Ihnen war, als wollte die ganze Welt einstürzen, da der Zar, der berufene Beschützer des Krieges, diesem den Krieg erklärt hatte. Die Rüstungen waren für sie eine ewige Quelle von reichlichen Nebeneinnahmen, die die regulären Gehälter zehnfach überstiegen. Bei jeder Kriegslieferung stahl man mit vollen Händen. Was sollte daraus werden, wenn es keine Rüstungen mehr gäbe? Der Kriegsminister verwünschte die ganze Geschichte von Herzen und äußerte Bloch gegenüber, daß er tief bedauere, das Werk nicht unterdrückt zu haben. Aber der Graf Murajew zwinkerte schlau mit den Augen. Nun hatte der Zar der ganzen Welt gegenüber die Friedensliebe Rußlands auf das nachdrücklichste bekundet. Das konnte diplomatisch aufs glänzendste ausgenutzt werden, um den Argwohn der Konkurrenten einzuschläfern. Rußland war das friedfertigste Lamm von der Welt und konnte im Stillen weiterrüsten. Einige Wochen nach dem Abrüstungsmanifest des Zaren bestimmte der russische Finanzminister das bescheidene Sümmchen von 200 Millionen Rubel für den Bau einiger neuer Kriegsschiffe . . . Indessen blieb die diesbezügliche kleine Zeitungsnotiz von den meisten Zeitgenossen unbemerkt. In der Welt hallte es vom Friedensmanifest wider, und man traf überall Vorbereitungen zu der ersten Friedenskonferenz, die im Mai in der Hauptstadt von Holland zusammentreten sollte, um eine neue Epoche in der Geschichte Europas, ja vielleicht der ganzen Welt, einzuleiten.

Mittlerweile interessierte sich auch das breitere Publikum über das schwerfällige, sechsbändige Werk, lernte es jedoch nur aus Zeitungsartikeln kennen. Vor dem Verfasser aber richteten sich seine umfangreichen Folianten wie eine Mauer auf, hinter der er ganz verschwand. Nur die engen Kreise der wissenschaftlichen und praktischen Volkswirte und Finanzpolitiker kannten seinen Namen längst als den eines der bedeutendsten und erfolgreichsten Führer und Bahnbrecher auf dem Gebiete der Industrie, des Bankwesens und des Eisenbahnbaues.

Als zur ersten Haager Friedenskonferenz in der zweiten Hälfte des Mai 1899 Diplomaten aller Staaten der Welt zusammenkamen, hielt es der Zivilvertreter Deutschlands, Professor Freiherr von Stengel, für nötig, eine Broschüre unter dem höhnischen Titel „Der ewige Frieden" zu veröffentlichen, die in echt Treitschkeschem Geiste Abrüstung und Völkerfrieden als verwerfliche und alberne Utopien brandmarkte, und den Krieg als die gottgefällige Weltordnung, als den Heilbringer der Menschheit feierte. Es wirkte wie stumpfsinniger Zynismus, wenn der Verfasser gegenüber der „jüdischen Utopie" vom ewigen Frieden die Segnungen des Krieges feiert, der u. a. auch die . . . . Chirurgie beträchtlich fördere. Der Russe Prof. J. Nowikow antwortete dem Freiherrn von Stengel in einer satirischen Broschüre „Der ewige Krieg", die sofort in alle Sprachen übersetzt wurde.

Aber zum Kongreß versammelten sich auch die Friedensfreunde aus allen Ländern. Den Mittelpunkt bildete Baronin Berta von Suttner, die unerschrockene Vorkämpferin der Weltfriedensidee. Auch Bloch, dessen Werk das größte Aufsehen machte, fand sich ein und hielt eine Reihe von Vorträgen, zu denen auch die versammelten Diplomaten erschienen. Baronin Suttner schreibt: „Alle vernehmen jetzt mit Spannung, was der Autor selbst über die Begründung seines Werkes und dessen Schicksale erzählt. Dabei spricht Bloch so sachlich, ruhig und bescheiden. Man fühlt, seine Überzeugung ruht auf gewissenhaft durchstudierten Tatsachen; er weiß, daß er die einfache Wahrheit zusammengetragen und in ihrem ganzen Umfang mitgeteilt hat."

Das Werk vom Haag wird vielleicht noch lange Zeit brauchen, bis es seine Früchte für die Menschheit trägt. Bloch hat über das Grab hinaus dafür gesorgt, daß seine Propagandaarbeit nicht aufhört fortzuwirken. Am 7. Juni 1902 wurde in Luzern das von ihm gestiftete und ausgestattete „Internationale Kriegs- und Friedensmuseum" eröffnet, welches den Beschauern in wirkungsvoller Weise den Krieg und alle seine Schrecknisse sowie alle Mittel zu dessen Bekämpfung vor die Seele führt. Das Testament, welches Bloch seiner Familie hinterließ, beginnt mit dem Bekenntnis: „Ich war Zeit meines Lebens ein Jude und sterbe als Jude!" Er durfte das mit Recht von sich sagen, denn er hat den Gott Israels, den Gott der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Güte, des Lebens und des Friedens mit ganzem Herzen und ganzer Seele geliebt, und hat ihm mit ganzer Kraft gedient. Und nicht viele haben für die Ehre und das Wohl des jüdischen Volkes tapferer gekämpft als er.

März 1926.

(Veränderter Nachdruck e. Artikels aus der Jüd.-lib. Zeitung, Berlin, 1. Januar 1926.)

Binjamin Segel.

Im folgenden sind die jüdischen Gemeinden in den größeren Städten Deutschlands zweimal aufgezählt. In der ersten Aufzählung sind sie nach der absoluten Zahl ihrer jüdischen Mitglieder in absteigender Reihe geordnet, Berlin als größte Judengemeinde Deutschlands an der Spitze, Tübingen als die kleinste städtische Judengemeinschaft am Ende. In der zweiten Aufzählung sind dieselben Gemeinden nach der Höhe des Prozentsatzes von Juden zur nichtjüdischen Bevölkerung der Stadt aufgezählt. In dieser Rubrik steht Bingen, das 8,3 % Juden beherbergt, an erster Stelle und Kiel mit 0,2 % an letzter. Städte, die seit der Volkszählung von 1910 nicht mehr zum deutschen Staatsgebiet gehören, sind in Klammern gesetzt. Den Zahlenangaben liegen die Ergebnisse der Volkszählung von 1910 zugrunde.

Nach der Höhe der absoluten Zahl geordnet.

Stadt	Absolute Zahl	%	Einwohner
Berlin	250 000	7,0	—
Breslau	31 000	5,2	600 000
Frankfurt a. M.	30 000	6,3	475 000
Hamburg	25 000	2,4	1 060 000
Köln a. Rh.	20 000	2,7	750 000
Leipzig	17 000	2,5	680 000
München	13 500	2,4	550 000
Düsseldorf	10 000	2,2	450 000
Nürnberg	10 000	2,5	400 000
Dresden	8 000	1,3	610 634
Hannover	8 000	1,9	419 000
Karlsruhe	6 000	4,2	145 000
Königsberg/Pr.	5 200	1,9	271 000
Altona	5 000	2,7	186 000
Stuttgart	5 000	1,5	332 000
Essen	4 500	0,9	500 000
Chemnitz	4 000	1,3	308 000
(Danzig	4 000	2,0	201 000)
(Kattowitz	4 000	6,7	60 000)
Beuthen	3 600	6,6	55 000
Kassel	3 600	2,2	168 000
Dortmund	3 500	1,1	319 100
Meiningen	3 084	2,9	103 390
Darmstadt	3 000	4,3	70 000
Elberfeld	3 000	1,8	164 528
(Memel	3 000	7,5	40 000)
Stettin	3 000	1,2	252 000
Mainz	2 926	2,6	110 600
Fürth	2 900	4,1	70 000
Würzburg	2 600	2,8	91 500
Magdeburg	2 500	0,8	300 000
Gleiwitz	2 200	2,7	82 000
Saarbrücken	2 000	1,7	120 000
Krefeld	1 700	1,3	130 000
Offenbach a. M.	1 700	2,3	75 000
Aachen	1 600	1,0	155 000
Bremen	1 500	0,5	277 760
Fulda	1 500	5,7	26 000
Halberstadt	1 500	3,0	50 000
Halle a. S.	1 500	0,8	200 000
(Zoppot	1 500	7,5	20 000)
Heidelberg	1 400	2,0	70 000
Freiburg i. Br.	1 320	1,6	81 600
Worms	1 281	2,8	45 825
Liegnitz	1 250	1,6	80 000
M.-Gladbach	1 224	1,1	111 000
Heilbronn	1 200	1,7	70 000
(Königshütte	1 200	1,4	85 000)
Augsburg	1 100	0,7	160 000
Braunschweig	1 100	0,8	140 000
Gießen	1 100	3,3	33 500
Bamberg	1 000	2,0	50 000
Bochum	1 000	0,7	155 000
Bonn	1 000	1,1	92 000
(Bromberg	1 000	1,0	100 000)
Ludwigshafen	1 000	1,0	100 000
Pforzheim	1 000	1,3	80 000
(Posen	1 000	0,6	180 000)
Emden	900	3,0	30 000
Trier	896	1,6	56 600
Bielefeld	850	1,1	80 000
Bingen	800	8,3	9 146
Erfurt	800	0,6	135 000
Frankfurt a. O.	800	1,0	80 000
Koblenz	800	1,3	60 000
(Ratibor	800	1,9	41 750)
Tilsit	800	1,5	52 000
Barmen	750	0,4	188 859
Göttingen	750	1,9	40 000
Mühlheim a. Ruhr	707	0,6	125 690
Görlitz	700	0,8	85 000
Kaiserslautern	700	1,2	60 000
Lübeck	700	0,7	100 000
Stolp	700	1,7	42 000
Hildesheim	650	1,2	55 000
Landsberg a. W.	650	1,4	45 000
Oppeln	650	1,4	45 000
Mannheim	640	2,7	240 700
Allenstein	600	1,5	40 000
Glogau	600	2,2	27 300
Kiel	600	0,2	250 000
Münster	600	0,6	110 000
(Schneidemühl	600	1,5	40 000)
Ulm	580	1,0	60 000
Gelsenkirchen	550	0,3	205 000
Nordhausen	550	1,7	33 000
Hagen	540	0,6	97 000
Plauen	512	0,5	110 000
Hanau	502	1,4	37 000
Elbing	500	0,7	70 000
Gera	500	0,6	80 000
Harburg	500	0,7	70 000
Meiningen	500	2,9	17 000
Regensburg	500	0,7	75 000
Kottbus	475	0,9	52 000
Hamm	422	0,8	49 495
Eschwege	410	3,2	13 000
Aschaffenburg	400	1,1	35 000
Dessau	400	0,6	70 000
Duisburg-Ruhrort	400	1,0	40 000
Insterburg	400	0,9	45 000
Marburg	400	1,8	22 000
Osnabrück	400	0,4	90 000
Paderborn	400	1,2	33 524
Speyer	400	1,6	25 000
Stargardt	400	1,1	36 000
Zwickau	400	0,5	81 000
Spandau	385	0,4	105 000

Stadt	Absolute Zahl	%	Einwohner
Schweinfurth	375	1,0	37 000
Eisenach	360	0,9	40 000
Gotha	350	0,9	41 500
Koburg	350	1,5	24 000
Potsdam	350	0,5	65 000
Brandenburg a. H.	300	0,6	55 000
Bayreuth	275	0,7	38 000
Kolberg	270	0,7	35 000
Rostock	260	0,4	70 000
Oldenburg	250	0,5	50 000
(Thorn	250	0,4	65 000)
Neiße	240	0,9	26 000
Solingen	230	0,5	50 000
Iserlohn	220	0,7	31 000
Minden	220	0,8	27 000
Gumbinnen	200	1,0	20 000
Schwerin	200	0,4	48 000
Guben	185	0,4	42 000
Höchst a. M.	180	0,6	97 000
Jena	168	0,3	48 500
Köslin	160	0,5	31 000
Erlangen	125	0,4	30 000
Schwedt a. O.	123	1,3	9 200
Stralsund	118	0,3	41 000
Siegen	117	0,4	30 000
Nassau	100	3,3	3 000
Bautzen	76	0,2	40 000
Tübingen	53	0,3	21 000

Nach der Höhe der Prozentzahl geordnet.

Stadt	%	Absolute Zahl	Einwohner
Bingen	8,3	800	9 146
(Memel	7,5	3 000	40 000)
(Zoppot	7,5	1 500	20 000)
Berlin	7,0	250 000	—
(Kattowitz	6,7	4 000	60 000)
Beuthen	6,6	3 600	55 000
Frankfurt a. M.	6,3	30 000	475 000
Fulda	5,7	1 500	26 000
Breslau	5,2	31 000	600 000
Darmstadt	4,3	3 000	70 000
Karlsruhe	4,2	6 000	145 000
Fürth	4,1	2 900	70 000
Gießen	3,3	1 100	33 500
Nassau	3,3	100	3 000
Eschwege	3,2	410	13 000
Emden	3,0	900	30 000
Halberstadt	3,0	1 500	50 000
Wiesbaden	3,0	3 084	103 390
Meiningen	2,9	500	17 000
Worms	2,8	1 281	45 825
Würzburg	2,8	2 600	91 500
Altona	2,7	5 000	186 000
Gleiwitz	2,7	2 200	82 000
Köln a. Rh.	2,7	20 000	750 000
Mainz	2,6	2 926	110 600
Leipzig	2,5	17 000	680 000
Nürnberg	2,5	10 000	400 000
Hamburg	2,4	25 000	1 060 000
München	2,4	13 500	550 000
Offenbach a. M.	2,3	1 700	75 000
Düsseldorf	2,2	10 000	450 000
Glogau	2,2	600	27 300
Kassel	2,2	3 600	168 000
Bamberg	2,0	1 000	50 000
(Danzig	2,0	4 000	200 000)
Heidelberg	2,0	1 400	70 000
Göttingen	1,9	750	40 000
Hannover	1,9	8 000	419 000
Königsberg/Pr.	1,9	5 200	271 000
(Ratibor	1,9	800	41 750)
Elberfeld	1,8	3 000	164 528
Marburg	1,8	400	22 000
Heilbronn	1,7	1 200	70 000
Nordhausen	1,7	550	33 000
Saarbrücken	1,7	2 000	20 000
Stolp	1,7	700	42 000
Freiburg/Br.	1,6	1 320	81 600
Liegnitz	1,6	1 250	80 000
Speyer	1,6	400	25 000
Trier	1,6	896	56 600
Allenstein	1,5	600	40 000
Coburg	1,5	350	24 000
(Schneidemühl	1,5	600	40 000)
Stuttgart	1,5	5 000	332 000
Tilsit	1,5	800	52 000
Hanau	1,4	502	37 000
(Königshütte	1,4	1 200	85 000)
Landsberg a. W.	1,4	650	45 000
Oppeln	1,4	650	45 000
Chemnitz	1,3	4 000	308 000
Koblenz	1,3	800	60 000
Krefeld	1,3	1 700	130 000
Dresden	1,3	8 000	610 634
Pforzheim	1,3	1 000	80 000
Schwedt a. O.	1,3	123	9 200
Hildesheim	1,2	650	55 000
Kaiserslautern	1,2	700	60 000
Paderborn	1,2	400	33 524
Stettin	1,2	3 000	252 900
Aschaffenburg	1,1	400	35 000
Bielefeld	1,1	850	80 000
Bonn	1,1	1 000	92 000
Dortmund	1,1	3 500	319 100
M.-Gladbach	1,1	1 224	111 000
Stargard	1,1	400	36 000
Aachen	1,0	1 600	155 000
(Bromberg	1,0	1 000	100 000)
Duisburg/Ruhrort	1,0	400	40 000
Frankfurt a. O.	1,0	800	80 000
Ludwigshafen	1,0	1 000	100 000
Schweinfurth	1,0	375	37 000
Ulm	1,0	580	60 000
Cottbus	0,9	475	52 000
Eisenach	0,9	360	40 000
Essen	0,9	4 500	500 000
Gotha	0,9	350	41 500
Insterburg	0,9	400	45 000
Neiße	0,9	240	26 000
Braunschweig	0,8	1 100	140 000
Görlitz	0,8	700	85 000
Halle a. S.	0,8	1 500	200 000
Hamm	0,8	422	49 495
Magdeburg	0,8	2 500	300 000
Minden	0,8	220	27 000
Augsburg	0,7	1 100	160 000
Bayreuth	0,7	275	38 000

Stadt	%	Absolute Zahl	Einwohner
Bochum	0,7	1 000	155 000
Elbing	0,7	500	70 000
Harburg	0,7	500	70 000
Iserlohn	0,7	220	31 000
Kolberg	0,7	270	35 000
Lübeck	0,7	700	100 000
Regensburg	0,7	500	75 000
Brandenburg a. H.	0,6	300	55 000
Dessau	0,6	400	70 000
Erfurt	0,6	800	135 000
Gera	0,6	500	80 000
Hagen	0,6	540	97 000
Höchst a. M.	0,6	180	32 000
Mühlheim a. Ruhr	0,6	707	125 690
Münster	0,6	600	110 000
(Posen	0,6	1 000	180 000)
Bremen	0,5	1 500	277 760
Köslin	0,5	160	31 000
Oldenburg	0,5	250	50 000
Plauen	0,5	512	110 000
Potsdam	0,5	350	65 000
Solingen	0,5	230	50 000
Zwickau	0,5	400	81 000
Barmen	0,4	750	188 859
Erlangen	0,4	125	30 000
Guben	0,4	185	42 000
Osnabrück	0,4	400	90 000
Rostock	0,4	260	70 000
Schwerin	0,4	200	48 000
Spandau	0,4	385	105 000
Siegen	0,4	117	30 000
(Thorn	0,4	250	65 000)
Jena	0,3	168	48 500
Gelsenkirchen	0,3	550	205 000
Mannheim	0,3	640	240 700
Stralsund	0,3	118	41 000
Bautzen	0,2	76	40 000
Kiel	0,2	600	250 000

Zum Vergleich hiermit mag es von Interesse sein, die Zahl der Juden in den außerdeutschen Hauptstädten der Welt zu vergleichen. Diese betrug in:

Stadt	%	Absolute Zahl
Lodz (Polen)	50	250 000
Warschau	40	400 000
Odessa	35	300 000
Kiew	29	200 000
New York	27	2 000 000
Budapest	27	230 000
Wien	12	280 000
Philadelphia	12	250 000
Moskau	12	200 000
Konstantinopel	12	100 000
Chikago	10	280 000
London	3	200 000
Paris	2	130 000

Januar 1926.

Ansiedlungen von Juden in China reichen bis in sehr frühe Zeiten zurück. Da die chinesischen Juden des Mittelalters alle jüdischen Feste mit Ausnahme von Chanukah und Purim feierten, kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß ihre Tradition auf Zeiten zurückgreift, die das Alter dieser beiden jüngsten Feste übertreffen, also über die Zeit vom 2. vorchr. Jahrhundert hinaus. Möglicherweise gab es schon zurzeit des zweiten Jesaja (5. vorchr. Jahrhundert) Juden in China, da es bei ihm heißt Kap. 49,12: „Siehe! Sie kommen aus der Ferne — siehe! Sie kommen aus Nord und West und jene vom Lande Sinim" d. h. dem Lande der Sinesen — man muß aber zu einer solchen Annahme den Mut besitzen, das Land Sinim mit China zu identifizieren. Aber auch das erste authentische Zeugnis, das wir über Juden in China besitzen, weist auf frühe Siedlungszeiten zurück. Es stammt aus dem Mittelalter und zählt zu den interessantesten Dokumenten der jüdischen Altertumsforschung. Um das Jahr 1910 glückte dem französischen Gelehrten Paul Pelliot in Ostturkestan ein ungewöhnlich seltener Fund. Er entdeckte in der Stadt Tun-hwang eine etwa um das Jahr 900 vermauerte Klosterbibliothek, unter deren Manuskripten sich ein Blatt mit hebräischer Schrift befand, das mit anderen Bücherresten auf einem Schutthaufen lag. Dieses hebräische Blatt ist eines der ältesten Schriftdokumente, die im hebräischen Original erhalten geblieben sind. Es enthält Bruchstücke einer aus Psalmen und Prophetenstellen zusammengesetzten Selicha und ist nach Ansicht der französischen Forscher im 8. Jahrhundert verfaßt. Die Schriftzeichen sind auf Papier geschrieben, das in jenen Zeiten nur in China hergestellt wurde, so daß der chinesische Ursprung dieses Manuskripts keinem Zweifel unterliegt. Da die Stadt Tun-hwang auf einem alten Karawanenweg durch Zentralasien nach China liegt, kann man vermuten, daß ein jüdischer Karawanenreisender das Blatt aus China mitgebracht und aus irgendwelchen Gründen hier liegengelassen hat. Mit diesem Funde fällt zeitlich fast ganz genau die erste direkte Nachricht zusammen, die wir über Juden in China besitzen, nämlich der Reisebericht des jüdischen Reisenden Soliman aus Andalusien, der um das Jahr 875 eine Reise nach China unternahm und erwähnt, daß er in fast allen chinesischen Städten Juden fand, die auch hebräisch verstanden. Insbesondere erwähnt er die Juden von Kai-fêng-fu, der Hauptstadt der Provinz Honan, die ihn gastfreundlich aufnahmen. Diese Provinz ist bis in die Neuzeit hinein der Hauptsitz der Juden in China geblieben. Eine chinesische Chronik aus ungefähr derselben Zeit erwähnt eine „Himmelskapelle", die in der Provinz Schansi im Jahre 621 errichtet wurde und deren Kultusbeamter Sapan genannt wurde. Nach Analogien aus anderen chinesischen Quellen kann man annehmen, daß es sich bei dieser Himmelskapelle um eine Kultstätte der Juden gehandelt hat, und daß der nichtchinesische Name Sapan entsprechend der allgemeinen chinesischen Abänderung der hebräischen Worte — in der chinesischen Sprache gibt es kein r — vielleicht identisch ist mit dem hebräischen Wort sofer = Schreiber, der speziell im chinesischen Gottesdienst eine große Rolle spielte. Eine andere chinesische Chronik aus der Zeit um 1000 erwähnt auch schon den Tempel des „Himmelsgeistes" in Kai-fêng-fu, dem obenerwähnten Hauptzentrum des chinesischen Judentums.

Somit ist es erwiesen, daß die Juden sehr früh nach China eingewandert sind, und zwar nach den Ansichten von Fachleuten dort wohl sicher schon im 1. Jahrhundert n. Chr. ansässig waren. Woher dagegen die chinesischen Juden eingewandert sind, läßt sich nicht mehr mit Bestimmtheit feststellen. Wahrscheinlich stammen sie aus der großen babylonischen Judenniederlassung und sind Juden, die von hier etappenweise über Persien und Indien nach China gekommen sind. Für ihre persische Herkunft spricht ein persischer Geschäftsbrief in hebräischer Schrift aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts, also aus derselben Zeit, aus der der obenerwähnte hebräische Zettel stammt. Der Pater Domenge berichtet aus dem Jahr 1723, daß die chinisischen Juden noch etwas Persisch verstanden und bis zum Jahre 1500 mit den persischen Juden Beziehungen unterhalten hätten. Ebenso gibt es Zeugnisse, die auf einen engen Zusammenhang mit den indischen hindeuten. In einer hebräischen Inschrift aus Kai-fêng-fu wird erzählt, daß die Juden mit 70 Familien aus dem Lande Tien-schu (= Indien) gekommen seien. Die chinesischen Juden bezeichnen ihre Religion als die „indische" und ihr Pentateuch stimmt mit einem in Indien gefundenen Kodex überein.

Seinen Höhepunkt hat das jüdische Leben in China zwischen 1300 und 1600 erreicht. 1280 erwähnt Marco Polo den großen Einfluß der Juden auf den chinesischen Handel; 1340 werden sie von einem arabischen Schriftsteller genannt. Die Synagoge von Kai-fêng-fu, deren Reste sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wurde im Jahre 1163 begonnen und 1279 vergrößert. Sie bestand aus vier hintereinander liegenden Höfen, von denen der erste eine Art Vorhalle bildete, der zweite die Wohngebäude der Beamten enthielt, der dritte Gedächtniskapellen und Gasträume für Fremde umfaßte, während im vierten die eigentliche Synagoge stand. Der Synagogenbau verriet deutlich den Einfluß der Assimilation. Nach chinesischem Muster waren Ahnenhallen angelegt, in denen auf Tafeln die Namen Mose, Aron, Josua, der Propheten usw. eingeschrieben waren, und die Synagoge selbst war im Stil eines chinesischen Tempels erbaut. In der Kuppel war der Name des chinesischen Kaisers in chinesischen Buchstaben angebracht, darüber stand in hebräischer Schrift das „Schma Jisrael". Hinter der Synagoge befand sich eine Nachbildung des Allerheiligsten, das nur der Rabbiner betrat. Hier standen auf kleinen Tischen hinter seidenen Vorhängen 13 Thorarollen, je eine für die 12 Stammväter und die 13. für Mose. In der Jerusalem zugewendeten Westwand prangten in goldenen Buchstaben die 10 Gebote. Der Raum wurde mit besonderen Sandalen und nur bedeckten Hauptes betreten. In der Mitte des Tempelraumes stand der Almemor, von dem aus die Thora verlesen wurde, und den die chinesischen Juden als den Stuhl Moses bezeichneten. Im Jahre 1622 wurde die Niederschrift einer Thorarolle begonnen, die 1626 beendet war. Schreiber und Spender dieser Rolle verewigten sich in ihr mit ihren hebräischen Namen,

die also damals — im Gegensatz zu später — noch in Gebrauch waren. Der letzte Schreiber beispielsweise hieß Rabbi Jakob ben Rabbi Abischai ben Rabbi Eldad und geweiht wurde die Rolle von Bachur Simchas ben Jehoschuas ben Joseph.

Schon frühzeitig muß sich der Einfluß der Assimilation unter den chinesischen Juden stark geltend gemacht haben. Im Gegensatz zu ihren unglücklichen Glaubensgenossen in Europa, die in jenen Zeiten als Paria des Volkes hinter Ghettomauern zusammengepfercht lebten, genossen die Juden im mittelalterlichen China große Freiheit und rückten bis zu den höchsten Ehrenstellen im Lande empor. Der Assimilierung entsprechend tauschten sie ihre hebräischen Namen mit chinesischen, und man findet in den mittelalterlichen Berichten jüdische Familien mit den Namen Kin, Li, Schi, Tscha und Tschao. Aus der Familie Tschao ging ein jüdischer Gouverneur der Provinz Yun-nan namens Tschao-yang-sching hervor. Ein anderes Zeichen der früh einsetzenden Assimilation bietet die Tatsache, daß die Juden wie die Chinesen verlernten, die Laute b, d, e und r auszusprechen, und daß dadurch frühzeitig ihr Hebräisch chinesischen Charakter annahm. Aus Thora wurde Thaulaha, aus Jisrael Yselalel, aus Abraham A-wu-lu-han, aus Moses May-schi. Gott bezeichneten sie in Anlehnung an den chinesischen Begriff als Wan-wu-tschu-teai d. h. Lenker des Weltalls.

Nach der mittelalterlichen Blüte scheint ein rascher Verfall das chinesische Judentum zur Auflösung gebracht zu haben. Das Ausland hörte lange nichts von ihm, bis endlich ein Jesuitenpater namens Ricci zufällig in Peking einen chinesischen Reisenden traf, der sich ihm als Glaubensgenosse vorstellte, indem er sagte, daß er im Gegensatz zu den Götzendienern des Landes wie Ricci den einen Gott anbete. Als ihm Ricci ein Kirchengemälde zeigte, das Maria mit dem Kinde und Johannes den Täufer darstellte, interpretierte er es als Rebekka mit ihren Söhnen Esau und Jakob. Als der Jesuit von den 12 Aposteln sprach, verwechselte der Chinese sie mit den 12 Söhnen Jakobs. Schließlich dämmerte dem Jesuitenpater auf, daß es sich hier vielleicht um einen Juden handeln könne, und er holte ein hebräisches Buch herbei, das (man glaubt eine Szene aus dem heutigen Europa oder Amerika, zu lesen) der Jude mit Freuden als ein hebräisches Buch begrüßte — aber nicht zu lesen verstand.

Nachdem Ricci die Kunde von Juden in China nach Europa gebracht hatte, erwachte hier das Interesse für sie. Eine ganze Reihe von Missionaren sucht sie auf und hat in der Tat einen gewissen Teil von ihnen zum Christentum bekehrt. Aber auch die Juden suchten mit ihren chinesischen Glaubensgenossen in Verbindung zu treten. 1760 schrieb ein Rabbiner von London Isaac Nieto einen hebräischen Brief an sie, den die Juden von Kai-fêng-fu hebräisch und chinesisch beantworteten. Das Schreiben ist leider verlorengegangen. 1794 schickte die portugiesische Gemeinde von New York einen hebräischen Brief nach China, der aber die Adressaten nicht erreichte, und 1815 versuchte man abermals von London aus den brieflichen Konnex mit den Juden des chinesischen Reiches herzustellen. In Deutschland erschien sogar ein Buch „Versuch einer Geschichte der Juden in China" 1860 (von Murr). 1850 unternahm die große Londoner Missionsgesellschaft einen erneuten Versuch und schickte chinesische Christenmissionare direkt nach Kai-fêng-fu zur Judengemeinde. Diese aber war indessen bis auf einige hundert Seelen zusammengeschmolzen, besaß keinen Rabbiner mehr, der Tempel war durch Ueberschwemmung und Feuersbrünste vernichtet, und nur noch ein Gedenkstein ragte an der Stelle des ehemaligen Heiligtums als letztes Zeichen aus dem versumpften Bauplatz hervor. Sabbat und Feiertage wurden noch gehalten, ebenso wurde die Beschneidung noch ausgeübt, der Gottesdienst aber wurde in chinesischer Sprache abgehalten und Taufen und Mischehen waren an der Tagesordnung. Wie in Europa zogen die jüngeren Elemente in die aufblühenden Großstädte und zerstreuten sich so, dem Heimatstamm verloren, über das Riesenreich. Den letzten Stoß erlitt die über 1000 Jahre alte Kai-fêng-fu-Gemeinde in den chinesischen Wirren des Jahres 1857, als die Stadt von Aufständischen überfallen wurde, und ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung nun für immer ihrer bisherigen Heimat den Rücken wandte.

Von europäischen Juden hat nur ein einziger seine Glaubensgenossen in Kai-fêng-fu besucht und zwar ein Wiener Kaufmann namens Liebermann in eben diesem Unglücksjahr 1857. Man führte ihn in einen Keller, wo unter Granitplatten in drei großen Holzkisten die letzten Dokumente des chinesischen Judentums wie in einem Sarg aufbewahrt wurden. Er fand Thorarollen, Tafeln und Stäbe, auf denen chinesisch und hebräisch biblische Texte geschrieben waren. Als im Jahre 1891 ein anderer Europäer Kai-fêng-fu besuchte, waren die letzten Familien schon unter der übrigen Bevölkerung zerstreut. Von den aus Kai-fêng-fu fortgezogenen Juden wurden einige in Schanghai und andere in Hong-Kong ermittelt. Die in Hong-kong Lebenden sollen noch die jüdischen Speisegesetze beobachten und abgesondert von der übrigen Bevölkerung leben. In Schanghai waren nach den letzten Berichten im Jahre 1925 von allen Juden nur noch zwei übrig geblieben.

Trotz dieser, man kann fast sagen, Todesanzeigen des chinesischen Judentums, scheint sich auch in China das große Wunder vom ewigen Untergang und der ewigen Wiederkehr des jüdischen Volkes zu bewahrheiten. Nach einer neueren Mitteilung aus England soll in der Nähe des alten Kai-fêng-fu in Tang-tschuang eine neue Judenkolonie entstanden sein, deren Juden sich mit Seidenweberei beschäftigen und zur Wohlhabenheit gelangt sind. Sollte sich diese Nachricht bestätigen, so ist die Möglichkeit gegeben, daß die allgemeine Renaissance, die das Judentum in fast allen Ländern einer neuen Phase der Geschichte entgegenführt, auch das chinesische Judentum sozusagen in allerletzter Minute vor dem völligen Aussterben bewahrt, und daß damit dem Judentum eine seiner interessantesten Völkerenklaven zu einem, wer kann wissen welchem?, Zukunftsschicksal erhalten bleibt.

Juni 1926.

Vorwort Sven Hedins

(gekürzt)

zu einem

Bilderatlas über Palästina,

herausgegeben von Georg Landauer, München.
Verlag Meyer & Jessen.

Palästina.
Landschaftsbilder.

Es dürfte schwierig sein, auf der ganzen weiten Erde ein Gebiet zu finden, das im Altertum eine solche Rolle gespielt hat, in der Gegenwart spielt und für alle Zukunft ohne Zweifel in der Geschichte der Menschheit spielen wird wie Syrien und Palästina, das Land, das in den Psalmen und im Hohen Lied besungen worden ist. Es ist Verbindungsglied zwischen dem Okzident und dem Orient, zwischen Europa und Asien, zwischen Asien und Afrika, zwischen den Mittelmeerländern im Westen und den uralten assyrischen, babylonischen, persischen und indischen Reichen im Osten. Während der Jahrtausende war es immer wieder ein Schauplatz weltgeschichtlicher Geschehnisse, von der Zeit an, da die Könige Assyriens und Ägyptens einander bekämpften, bis zur Zeit, da England und Frankreich als Mandatarmächte auftraten über die größte Zahl der asiatischen Provinzen des römischen Reiches.

In vornehmem Ernst, oft in bezaubernder Schönheit erheben sich in Palästina die meridionalen, zur Kreide- und Tertiärperiode gehörenden und nicht selten mit eruptiven Kuppen gekrönten Kalk- und Sandsteinketten, wie ein Bindeglied zwischen dem Taurus und der Hochebene Westarabiens. Sie wirken wie ein mächtiger Grenzwall zwischen dem Mittelmeer und der syrischen Wüste.

. . . . In pittoresken Talmulden werden diese Gebirge von schäumenden Flüssen durchbrochen: Orontes und Leontes, Barada und Jarmuk, an deren Ufern die knarrenden Wasserräder die belebenden Wasser nach den Äckern und Gärten der Bauern treiben.

Es gibt auf Erden auch nicht viele Länder, die eine solche Mannigfaltigkeit des Klimas aufweisen können wie Syrien und Palästina, von der alpinen Kälte der ewigen Schneefelder auf des Libanon



Tiberias am Tiberiassee

Lehrstätte R. Akibas, R. Meïrs, R. Jochanan ben Sakkai und Maimonides, deren Gräber in der Umgebung der Stadt gezeigt werden. Die eben erkennbare weiße Kuppel im Hintergrund in der Mitte des Bildes ist die Stelle der berühmten heißen Quellen und des Grabes von Rabbi Meïr.

Kämmen und des Hermon Gipfel bis zur erstickenden Hitze am Toten Meer.

Es kann ja auch nicht anders sein in diesem Lande, dessen Höhe bis auf 3068 m über den Meeresspiegel steigt, dessen Tiefe bis 394 m unter dem Meeresspiegel sinkt. Leichte Winde bringen Niederschläge vom Meere, und die trockenen Winde tragen den lähmenden Atem der Wüste über das Land. Von Oktober bis April zaubert der Regen ein sattes Grün und eine reich wechselnde Blumenpracht hervor. Dann folgt der kurze Frühling. Er bildet den Übergang zu der trockenen Jahreszeit, in der der Fremde die Gebirge Judäas öde, vertrocknet und verbrannt findet. Aber in den Tälern und an den Flüssen, wo Quellen oder künstliche Bewässerung Feuchtigkeit geben, wachsen Eiche, Terebinte, Johannisbrotbaum, Buchsbaum, Kiefer, Zypresse, Platane, Olive und Akazie. Dort reifen Aprikosen, Feigen, Apfelsinen, Zitronen, Granatäpfel, Nüsse, Maulbeeren, Pistazien, Mandeln, ja auch, wie in Jericho, Datteln. Die wichtigsten Früchte sind Oliven und Wein. Weingärten und Kelter sind ebenso charakteristisch für Palästina wie Olivenhaine und die jährlichen Ernten der Oliven.

Seit dem Tage, an dem ich vor vierzig Jahren zum erstenmal meinen Fuß auf die klassische Erde Assyriens setzte, habe ich von dem Augenblick geträumt, in dem sich auch mir die Sehnsucht des Propheten verwirklichen sollte: „Blick auf zu Zion, der Stadt unserer Feste. Deine Augen werden Jerusalem schauen.“ Aber einunddreißig Jahre lang, bis 1916, mußte ich warten, bis ich jene Gegenden besuchen durfte . . . . . Mit welch hochgespannten Erwartungen überschritt ich die Grenze zum heiligen Land: aber die Wirklichkeit übertraf meine Träume. Mit Ehrfurcht und Beben wandert man in diesem Lande, dessen heilige Geschichte die ersten dramatischen Geschehnisse sah, von denen wir in den Kinderjahren die Mutter erzählen hören. . . . .

Aber neben diesem Glanze, der über dem Land schwebt, besitzt es noch einen anderen Reichtum: den seltsamen Reiz wunderbarer Landschaften und fesselnder Naturschönheit. Ich kann mich keines Flecks der Erde entsinnen, der einen tieferen und mächtigeren Eindruck auf mich gemacht hätte als Genezareth, das galiläische Meer, eingebettet in einen Kranz öder Berge, die Höhen Galiläas im Westen, über die der Mittelmeerwind seine sausende Botschaft



Die Wüste Juda
Charakterbild der unfruchtbaren Strecken Palästinas. Die steinerne Stille erweckt einen erhaben düsteren Eindruck.

führt. Die alten Rabbiner sagen, daß Gott sieben Meere geschaffen habe; aber das Meer von Genezareth war seine Freude. Dort liegt im Nordwesten Safed, dort liegt das alte Magdala, heute die jüdische Kolonie Migdal, dort befindet sich Tabiga, von dessen Strandhöhe man einen unvergleichlichen Blick über den See gewinnt. Da ist Kapernaum mit seiner erinnerungsreichen Synagoge, und dort befindet sich der Berg, von dessen Hang ewige Worte und einfache Weisheiten in unvergänglicher Schönheit von dem einsamen Wanderer aus Nazareth gesprochen worden bänken des Meeres ähnelnd. Die sich nach Süden ausweitende Landschaft zeigt sie in immer helleren und lichteren Farben, bis sie entferntesten schließlich undeutlichen Nebelschwaden über dem Horizonte gleichen. Diese Landschaft ist mit einer feierlich ernsten, düsteren Schönheit gesättigt: sie erhebt ihre mächtige Wölbung zwischen dem Meer und der Senkung, die den Jordan und das Tote Meer verbirgt. Keine andere Landschaftsform hätte ein würdigeres Denkmal für das wunderbare Altertum sein können, dessen Chronik hier wie eine Hymne aus der Erde steigt. Seit



Der See Hule
im Norden Palästinas. Der ewig schneebedeckte Hermon, von allen Höhen des nördlichen Palästinas sichtbar, ist das Wahrzeichen der Landschaft.

sind. Was bedeutet es, daß wir nicht mit Sicherheit den Platz bestimmen können, auf dem die Bergpredigt gehalten wurde. In dieser Gegend erklang doch zum erstenmal das mächtige Gebet „Vater unser".

Hier leert der Jordan sein trübes Wasser in den Schoß des kristallklaren Genezarethsees, und hier segeln über die heiligen Wellen die Fischerboote mit hohen Masten, malerisch anzuschauen, wenn sie am Strande vor Anker liegen.

. . . . Vor uns breitet sich das Gebirgsland Judäas aus, dunkelgrau, feierlich, majestätisch, ein Hochplateau mit flachen Stufen, den großen Wellen-

Jahrtausenden sind die Semiten, die hier und in den Nachbarländern wohnen, die Vermittler zwischen dem Orient und dem Okzident gewesen. Sie waren die religiösen Führer der Menschheit und haben die größten Propheten der Welt hervorgebracht. Sie haben den friedlosen Wanderern der Erde die drei monotheistischen Religionen geschenkt. — In der Ferne erblickt man jetzt Jerusalem! Bei diesem Anblick fühlt man sich von einem heiligen Schauer durchbebt. . . . . Worte können dieses Gemälde nicht schildern, diese merkwürdige Sammlung christlicher, jüdischer und mohamedanischer Kuppeln über einem

Gewirr von Häusern, von denen so viele alte Erinnerungen bergen.

. . . . Hinter uns liegen die Jahrtausende einer nur teilweise durch den Sagennebel hervorlugenden Zeit, als die Weltgeschichte hier ihren Brennpunkt hatte und als die großen, die entscheidenden und bahnbrechenden Taten und Gedanken von diesem Lande ausgingen. Tyrus und Sidon bewahren das Gedenken an die Macht des Phöniziers, und die Weltkriege früherer Zeiten haben Palästina zum Schauplatz gehabt. Sein Glanz erbleicht allmählich im Laufe der Jahrhunderte, und noch vor neun Jahren, zur Zeit meiner Reise, lag das Heilige Land wie in Schlaf versunken. Das Echo der Vergangenheit war längst zum Schweigen gebracht; die Felder, die reiche Ernten für das Brot der großen Völker getragen haben, dienten jetzt als Weide für die Ziegen und Schafe, und der Verfall schien wie eine Seuche um sich zu greifen.

Aber während der letzten Jahre haben neue frische Winde über Jerusalems Berge zu wehen begonnen, und wenn nicht alle Zeichen täuschen, stehen wir vor einer neuen Entwicklung in der Geschichte Palästinas. Wenn die Einwanderung der Juden aus der ganzen Welt, im Gefolge der Bewegung, die unter dem Namen Zionismus bekannt ist, erfolgreich wird, dann wird Palästina zweifellos einer Renaissance von größter Bedeutung entgegengehen. Angesichts der Blindheit, mit der die Kulturvölker des Okzidents ihrem Untergang entgegeneilen, und angesichts des Erwachens der Völker Asiens muß man mit Überraschung und mit Beben der Zukunft entgegensehen. Aber was auch die kommenden Zeiten in ihrem Schoße tragen werden, — laßt uns hoffen, daß Palästina wieder wie früher ein Zentrum der Kultur werden möge, zu seinem eigenen Segen und zum Besten der ganzen Menschheit.

Juni 1926.

Stellung der Frau im Judentum.

Es gehört zu den Grundfehlern in der Behandlung historischer und insbesondere auch jüdischer Probleme, daß man Zustände und Anschauungen der heutigen Zeit vorbehaltlos in die Vergangenheit projiziert. So ist es beliebt, den Begriff des jüdischen Volkes einfach um Jahrtausende zurückzuschieben, und ihn so, wie wir ihn heute handhaben, den biblischen Geschehnissen zugrunde zu legen, während es in Wahrheit keineswegs angeht, diesen modernen Begriff etwa auf die „Kinder Israel" anzuwenden, die aus Ägypten zogen, oder auf jene Halbnomaden, die über den Jordan nach Kanaan einfielen. Ebensowenig ist es angängig, religiöse, ethische oder kulturelle Begriffe, die sich die Völker im Laufe vieler Jahrhunderte als Produkte langer geschichtlicher Entwicklung erworben haben und das Resultat ihrer Geschichte sind, als die Voraussetzungen dieser Geschichte hinzustellen.

Auch das Problem „Die Frau in der jüdischen Geschichte" ist in dieser Weise mit modernen Begriffen behandelt worden, und man hat sich mehr darum bemüht, die Stellung der Frau im jüdischen Altertum so auszumalen, wie man sie sich als vorhanden wünscht, als sie vielmehr in schonungsloser Wahrheitstreue so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit war. Wenn wir überhaupt als moderne Menschen und Europäer den gewagten Versuch unternehmen wollen, die außerordentlich spärlichen Nachrichten über die jüdische Frau in biblischen Zeiten zu einem historischen Bild zu vereinen, so müssen wir von den beiden Grundtatsachen ausgehen, daß die Juden der Bibel erstens Orientalen und zweitens ein sehr kleines Volk von verhältnismäßig primitiver Lebensführung gewesen sind und daß sie, wie alle Orientalen, ein Frauenproblem in unserem Sinne gar nicht kannten, sondern vielmehr äußerst konservativ und ohne irgendwelchen Willen zur Änderung an den historisch überlieferten Rechtsanschauungen des allgemeinen Orients festhielten. Die Israeliten der ältesten Zeit waren Nomaden. Urprünglich nehmen bei nomadisierenden Völkern die Frauen eine äußerst tiefe Stufe ein, weil die Frau auf den Nomadenfahrten als ein Ballast empfunden und demgemäß sozial und juristisch bewertet wird. Staatsrechtlich kann man die Stellung der Frau bei den Nomaden und ebenso im ältesten Judentum als die einer völligen Rechtlosigkeit bezeichnen. Diese Rechtlosigkeit kommt, um es an einem einfachen Beispiel zu dokumentieren, darin zum Ausdruck, daß der Vater eine schrankenlose Gewalt über die Tochter besitzt, sie, ohne ihren Widerspruch fürchten zu müssen, beliebig ledig lassen oder verheiraten, von ihr jeglichen Dienst verlangen und sie sogar als Sklavin verkaufen darf, und Einkünfte, die er durch sie erzielt, als sein selbstverständliches Eigentum einzieht. Andererseits gilt das jüdische Gesetz auch für die Frauen (z. B. das Gebot der Sabbatruhe).

Durchaus zu unterscheiden von der rechtlichen, sozusagen rein juristischen Stellung der Frau, wie sie das geschriebene Gesetz bestimmt, ist ihre reale Position in ihrem engeren Lebenskreis. Juristisch war die Stellung der Frau bei den Juden nicht wesentlich besser als bei anderen Völkern der Antike. In Wahrheit aber hat die Gesittung im Sinne der Humanität bei den Juden frühzeitig eine unvergleichlich höhere Stufe erreicht als bei den Nachbarvölkern und strebte gerade in der Auffassung des Menschenrechts mit Riesenschritten jenen ethischen Höhen zu, die dem Judentum seinen Platz unter den Kulturvölkern der Geschichte gesichert haben. Demgemäß hob sich praktisch schon frühzeitig ebenso wie die Stellung der Sklaven auch die Position der Frau. Die Rolle, die die Stammütter in der Patriarchengeschichte spielen, beweisen, daß die Frauen im alten Israel nicht Sklavinnen ihrer Männer, nicht lediglich Konkubinen oder wie die Frauen anderer orientalischer Völker Haremsinsassinnen waren, sondern Lebensgefährtinnen in einem so idealen Sinn, wie wir ihn uns auch heutzutage nicht besser und schöner auszumalen vermögen. Sowohl Sara wie Rebekka sind Typen der klugen, energischen, selbsttätig handelnden Frau. Das Werben Jakobs um Rahel ist eines der frühesten und schönsten Beispiele der individuellen Liebe eines Mannes zu einem als Lebensgefährtin ersehnten Mädchen, das die Menschheitsgeschichte kennt, und auf das wir Juden mit berechtigtem Stolz hinweisen können. Die Rollen, die sich Mirjam, Deborah und Judith in Geschichte und Sage zu verschaffen wußten, die Schicksale, die Ruth erlitt, Sulamiths Liebesleiden und Liebesfreuden beweisen, daß trotz der gesetzlichen Rechtlosigkeit der Weg zu Freiheit, Glück und Leistung der jüdischen Frau durchaus nicht völlig versperrt war. Die Gebote, die Mutter zu ehren und zu fürchten, wie überhaupt die überaus hohe Wertung der Mutter in der ganzen Bibel zeigen, daß die lebendige Sitte und das Volksempfinden von dem Recht keine Notiz nimmt und es nur nicht ändert, weil keine Veranlassung dazu vorliegt.

Auch im Mittelalter, in der talmudischen Epoche, zeigt man im allgemeinen nur wenig Verständnis für die Notwendigkeit, die Stellung der Frau juristisch zu verbessern. Die Frau nimmt im jüdischen Recht bis auf die Neuzeit eine durchaus untergeordnete Stellung ein, sie ist im Eherecht durchaus benachteiligt, der Mann vermag durch verhältnismäßig einfache Formalitäten ihr „den Scheidungsbrief zu geben", sie besitzt kein Mittel, ihren Eltern gegenüber ihre individuellen Rechte zur Geltung zu bringen. Eine Frau, deren Gatte verschollen ist, darf nie wieder heiraten, eine kinderlose Witwe nur, wenn der Schwager in einem religiös symbolischen Akte „der Chaliza" seine Einwilligung gibt. Die Frau des Mittelalters genoß keinerlei Unterricht, die allermeisten Jüdinnen lernten nicht einmal lesen und schreiben, obwohl es talmudische Lehrer gibt, die verlangen, daß auch die Töchter die Bibel lernen sollen. Sie wurden im religiösen Sinn nicht als „Person" betrachtet, zahlten demgemäß keine Steuern und ihr Zeugnis hatte keine Geltung, so daß ein Satiriker des 14. Jahrhunderts in den Stoßseufzer ausbricht: „Ach, wäre ich doch als Frau geboren, dann brauchte ich nicht die Last der 613 Gesetze zu tragen, brauchte nicht Bibel und Talmud zu studieren und mich mit allem, was darum und daran hängt, mit Logik und Physik, mit Astronomie und Philosophie abzuquälen." Erscheint somit, und zwar durchaus mit Recht, die soziale Stellung der Frau nach den Buchstaben des Gesetzes auch in der talmudischen Epoche als durchaus inferior, so gilt im Mittelalter

in noch höherem Maße das, was von den biblischen Zeiten gesagt ist: Im großen und ganzen übersehen, war die Stellung der jüdischen Frau praktisch eine wesentlich bessere, als sie theoretisch nach den herrschenden Rechten und Gesetzen hätte sein können. In der jüdischen Gemeinschaft galt schon an sich der Mensch als eine Persönlichkeit mit unantastbaren Menschenrechten; der Recht- und Schutzlose genoß an sich eine besondere Nachsicht, und vor allem war es der hochentwickelte Familiensinn, der jeden jüdischen Vater mit dem Wunsch beseelte, allen Familienmitgliedern ein möglichst glückliches Dasein zu verschaffen. Jeder jüdische Vater strebte danach, seine Tochter zu verheiraten, um ihrem Leben seine natürliche Erfüllung zu geben und selber die von allen Juden so begehrte Nachkommenschaft in Gestalt zahlreicher Enkel heranwachsen zu sehen; und jeder jüdische Mann suchte aus gleichem Motiv eine Frau, und zwar eine möglichst hochwertige Frau zu heiraten, um Nachkommenschaft zu zeugen. Für das offensichtliche Bestreben, die rechtliche Stellung der Frau zu verbessern, gibt es zahlreiche Belege. Um beispielsweise die Frau trotz ihrer Rechtlosigkeit vor der Willkür des Mannes zu schützen, wird in talmudischen Zeiten die Überreichung des Scheidebriefes zu einer umständlichen Formalität kompliziert. Da keine Alimentationspflicht des Mannes gegenüber der geschiedenen Frau bestand, schaltete man Sonderverfügungen ein, wie zum Beispiel den Abschluß von Heiratsverträgen, nach denen der Mann einen bestimmten Vermögensanteil deponieren mußte, der im Falle einer Scheidung der geschiedenen Frau zufiel, man traf ferner Bestimmungen, daß in besonderen Fällen von Krankheit oder Grausamkeit des Gatten die Frau die Möglichkeit des Scheideantrages hatte u. dgl. m.

Wie über alles, so findet man auch über die Ehe im Talmud Bekenntnisse aller Schattierungen von tiefer Frauenverachtung bis zu hoher Frauenverehrung, z. B. den schönen Satz: „Der Mann darf seiner Frau keinen Grund zum Weinen geben, denn Gott zählt ihre Tränen", und so kann man, je nach Einstellung und Absicht, wie aus der Bibel so auch aus dem Talmud für und gegen die Frau alles beweisen.

Daß in praxi Stellung und Leben der jüdischen Frau im Mittelalter bessere waren, als man nach den theoretischen Gesetzen annehmen könnte, beweisen jene zahlreichen Beispiele, in denen Frauen kraft ihrer Persönlichkeit die enggezogenen Schranken des Frauenlebens durchbrachen und eine angesehene Rolle im öffentlichen Leben gespielt haben. Eine ganze Reihe von Frauen des Mittelalters ist trotz der allgemeinen Sitte, Mädchen nicht zu unterrichten, ebensowohl als Kennerinnen des Talmuds wie als Schriftstellerinnen und Dichterinnen bekannt geworden. Vor allem müssen wir annehmen, daß im spanischen und italienischen Judentum, in dem sich unter dem Einfluß des Reichtums und der weltlichen Beziehungen zur arabischen Kultur ein festes freieres Leben entwickelte, auch die Frau an der allgemeinen Verfeinerung der Sitten und Freiheit der Lebensführung teilnahm und eine Rolle gespielt hat, die vielfach jener der modernen Frau nicht ungleich war. So soll die Tochter Jehuda Halevis, Gattin des Dichters Ibn Esra, selbst als Dichterin einen Ruf genossen haben, und zahlreiche Frauen der spanisch-arabischen Epoche sind sowohl als Ärztinnen und Mathematikerinnen wie auch als Talmudistinnen bekannt geworden. Mit der Frau des Diplomaten Joseph ibn Nagrela diskutierten Rabbiner, die Tochter des Rabbi Samuel ben Ali hielt öffentliche Vorlesungen über den Talmud, und der Vater Paula de Mensis soll seine Tochter bei seinen Entscheidungen zu Rate gezogen haben. Auch als Copistinnen sind jüdische Frauen bekannt. Als die Buchdruckerkunst eingeführt und von den Juden als ein Mittel zur Verbreitung religiöser Schriften lebhaft gefördert wurde, überließ man als ein „Gewerbe" vielfach den Frauen diesen Beruf, und in der Geschichte des Buchdrucks werden mehrere jüdische Druckerinnen genannt.

Selbst im aschkenasischen Judentum, das in jeglicher Beziehung dem sephardischen Judentum im Mittelalter nachstand, haben es zahlreiche Frauen zu angesehenen Stellungen und entsprechender Berühmtheit gebracht. Raschi selbst war zwar offenbar ein erklärter Weiberfeind, denn er bezeichnete Frauen und Ehe als unliebsame Fesseln, aber, wie es die Ironie des Schicksals häufig mit sich bringt, zeugte er selber 3 Töchter, die alle drei eifrig Bibel und Talmud studierten und durch ihre Gelehrsamkeit Aufsehen erregten. Die Frau des R. Elieser aus Worms soll geradezu eine Autorität auf religiösem Gebiet gewesen sein und ebenfalls öffentliche Vorträge gehalten haben, und Mirjam Schapira, die Ahnfrau der bekannten Familie Lurja, vereinigte mit ihrer Gelehrsamkeit eine so blendende Schönheit, daß sie sich bei ihren Vorlesungen hinter eine Gardine setzte, um die Aufmerksamkeit ihrer Schüler nicht von dem erhabenen Stoff abzulenken. Sogar im Kreise des Chassidismus hat eine Frau durch ihre Geistesgaben Berühmtheit erlangt, die Jungfrau von Ladumir, deren Heimat ein wahrer Wallfahrtsort für die sie verehrenden Massen geworden. Daß die jüdische Frau im engeren Rahmen des Familienlebens als Gattin und Mutter vielfach eine hervorragende und bei anderen Völkern derselben Epoche unvergleichlich seltenere Rolle gespielt hat, daß jüdische Mütter im Glaubenskampf viel hundertfach heroische Taten geleistet haben, ist bekannt und braucht im einzelnen nicht erwähnt zu werden. Es sind dies Tatsachen, die die mehrfach geäußerte Ansicht abschließend bestätigen: daß die rechtliche Stellung der Frau sowohl in Bibel wie im Talmud eine aus der Umgebung und der Zeit heraus verständliche, aber darum nichtdestoweniger unleugbar niedrige gewesen, daß aber das jüdische Leben als allgemeiner und die Kraft der jüdischen Persönlichkeit als individueller Faktor die enggezogenen Grenzen des in biblischen Zeiten orientalisch-antiken und in talmudischer Epoche mittelalterlich-beschränkten Frauenrechts vieltausendfach durchbrochen haben.

April 1926.

Esperanto.

L. L. Zamenhof.

Ludwig Lazarus Zamenhof wurde am 15. Dezember 1859 in Bialystok als Sohn eines jüdischen Lehrers geboren. Er empfing in frühester Jugend aus der Art seines Milieus die Anregung zu seiner späteren Schöpfung der internationalen Weltsprache Esperanto und schreibt darüber in einem Brief:

„Ich wurde in Bjelostock im Regierungsbezirk Grodno (in Rußland) geboren. Dieser Ort meiner Geburt und meiner Kindheitsjahre gab meinen künftigen Bestrebungen die Richtung. In Bjelostock setzt sich die Einwohnerschaft aus vier verschiedenen Bestandteilen zusammen: Russen, Polen, Deutschen und Juden. Jeder dieser Teile spricht eine besondere Sprache und verhält sich unfreundlich zu den andern. In einer solchen Stadt fühlt eine eindrucksfähige Natur mehr als irgendwo das schwerwiegende Unglück der Verschiedensprachigkeit und überzeugt sich bei jedem Schritte, daß die Verschiedenheit der Sprachen die alleinige oder wenigstens die hauptsächlichste Ursache ist, die die menschliche Familie trennt und sie in feindliche Teile scheidet. Man erzog mich als Idealisten: man lehrte mich, daß alle Menschen Brüder seien, und währenddessen ließ mich alles bei jedem Schritte, auf der Straße und im Hofe, fühlen, daß es Menschen gar nicht gibt: Es gibt bloß Russen, Polen, Deutsche, Juden usw. Das quälte mein kindliches Gemüt immer stark, obgleich über diesen Weltschmerz bei einem Kinde viele vielleicht lächeln werden. Da mir damals schien, daß die Erwachsenen irgendeine allmächtige Kraft besäßen, wiederholte ich mir, daß, wenn ich erwachsen sein würde, ich durchaus dieses Übel beseitigen würde.



L. L. Zamenhof.

Nach und nach überzeugte ich mich selbstverständlich, daß alles nicht so leicht geht, wie es sich dem Kinde vorstellt; ich verwarf verschiedene kindliche Schwärmereien eine nach der anderen, und nur den Traum von einer einheitlichen menschlichen Sprache konnte ich niemals verwerfen. Dunkel zog es mich irgendwie zu ihr, obgleich natürlich ohne irgendwelche bestimmte Pläne. Ich erinnere mich nicht, wann — aber jedenfalls war es ziemlich früh — bei mir das Bewußtsein sich bildete, daß die alleinige zwischenvölkische Sprache nur eine neutrale sein könne, die keinem der jetzt lebenden Völker angehört. Als ich aus der Bjelostocker Realschule (damals war sie noch Gymnasium) in das zweite Warschauer klassische Gymnasium übertrat, wurde ich während einiger Zeit von den alten Sprachen angelockt und träumte davon, daß ich einstmals in der ganzen Welt umherfahren und mit flammenden Worten die Menschen geneigt machen würde, eine von diesen Sprachen für den gemeinsamen Gebrauch wieder ins Leben zu rufen. Später, ich kann mich nicht mehr besinnen, auf welche Weise, gelangte ich zu der festen Überzeugung, daß dies unmöglich sei, und ich fing an, dunkel von einer neuen, künstlichen Sprache zu träumen."

Wie nach den berühmten Anekdoten Newton durch einen fallenden Apfel, Galilei durch einen zitternden Kronleuchter, Kekulé durch den Anblick eines Schlangenmotivs — die sich in den Schwanz beißende Schlange — die Anregungen zu ihren unsterblichen Schöpfungen gewannen, so kam auch über Zamenhof eines Tages blitzartig die Erleuchtung, wie er das ihn schon lange quälende Problem einer Einheitssprache bestmöglich lösen könne: „Einstmals, als ich in der VI. oder VII. Klasse des Gymnasiums war, wandte ich zufällig meine Aufmerksamkeit der Aufschrift ‚Schweizarskaja' (Trinkstube) zu, die ich schon viele Male gesehen hatte, und dann dem Aushängeschild ‚Konditorskaja' (Zuckerbäckerei). Dieses ‚skaja' fesselte mich auf einmal und zeigte mir, daß die Anhängesilben die Möglichkeit geben, aus einem Wort andere Wörter zu bilden, die man nicht besonders zu erlernen braucht. Dieser Gedanke nahm mich ganz in Besitz, und ich fing plötzlich an, Boden unter den Füßen zu fühlen. ‚Die Aufgabe ist gelöst!' — sagte ich damals. Ich ergriff die Vorstellung über die Anhängesilben und begann, viel in dieser Richtung zu arbeiten."

Frühreif, wie es die im Leiden eines alten Volkes aufwachsenden Kinder des Ostens häufig sind, hatte Zamenhof mit 19 Jahren die eigentliche Grundschöpfung des Esperanto schon beendet: „Ich machte darüber meinen Mitschülern, ich war damals in der VIII. Klasse des Gymnasiums, Mitteilung. Die Mehrzahl von ihnen wurde von dem Gedanken und der sie verblüffenden ungewöhnlichen Leichtigkeit der Sprache verlockt und begann sie zu erlernen. Am 5. Dezember 1878 feierten wir alle zusammen festlich die Einweihung der Sprache. Während dieses Festes wurden Reden in der neuen Sprache gehalten, und wir sangen begeistert den Festgesang, dessen Anfangsworte die folgenden waren:

> Malamikete de las nacjes
> Kadó, kadó, jam temp' está!
> La tot' homoze in familje
> Kommunigare so debá.

‚Feindschaft der Völker, falle, falle, schon ist es Zeit! Die ganze Menschheit muß sich in eine Familie vereinigen.' Wie man aus dieser Gymnasiastenszene erkennt, war es im wesentlichen der ethische Grundgedanke der Völkerverbrüderung, der als ein echt jüdisches Leitmotiv das Halbkind Zamenhof zu seiner genialen Schöpfung der internacia helplingvo, der internationalen Hilfssprache, inspirierte, was auch

durch das Pseudonym zum Ausdruck kommt, unter dem er 9 Jahre später seine Entdeckung der Welt eröffnet, und die der Sprache nun für alle Zeiten ihren Namen gegeben — Esperanto = der Hoffende.

Wie kaum anders zu erwarten, erregte der Gymnasiast, der statt sein Studium zu betreiben, Hilfssprachen konstruierte, in seiner Familie die größten Befürchtungen für seine Zukunft. Und wenn man, wie die meisten Eltern, das Glück eines Kindes in einer sorgenlosen, bürgerlichen Laufbahn erblickt, so waren diese Befürchtungen nicht unbegründet. Die Erfindung des Esperanto hat Zamenhof bis an seinen Todestag fast nichts als Kosten, Schwierigkeiten, Feindschaft und Ungemach gebracht. Der um den Geisteszustand seines Sohnes besorgte Vater machte kurzen Prozeß und verbrannte sämtliche Skripturen, so daß der junge Erfinder, als er eines Tages ahnungslos in das Elternhaus zurückkehrte, von all seinen mühsam aufgebauten Geisteskonstruktionen nichts als ein schwarzes Aschenhäufchen vorfand. Die Mitschüler, die die neue Sprache mit schülerhafter Begeisterung aufgenommen hatten, streckten vor dem allgemeinen Hohn ihrer Familien rasch die Waffen, und Zamenhof sah sich vollkommen vereinsamt: „Da ich nur Verhöhnungen und Verfolgungen voraussah, beschloß ich, meine Arbeit vor allen zu verbergen. Während der 5½ Jahre meines Aufenthaltes auf der Hochschule sprach ich niemals mit irgend jemand über meine Angelegenheit. Diese Zeit war für mich sehr schwer. Die Heimlichkeit quälte mich; gezwungen, meine Gedanken und Pläne sorgfältig zu verbergen, verweilte ich fast nirgendwo, nahm an nichts teil, und die schönste Zeit des Lebens — die Studentenjahre — ging an mir höchst traurig vorüber. Ich versuchte einige Male, mich in der Gesellschaft zu zerstreuen, aber ich fühlte mich als ein Fremdling, mich packte die Sehnsucht und ich ging weg und erleichterte von Zeit zu Zeit mein Herz durch ein Gedicht in der von mir bearbeiteten Sprache."

Kaum hatte Zamenhof sein medizinische Studium beendet und Selbständigkeit erlangt, ging er ans Werk, seine Weltsprache der Öffentlichkeit bekanntzugeben und begann einen Verleger zu suchen: „Aber hier begegnete ich zum ersten Male der bitteren Wirklichkeit des Lebens: der Geldfrage, mit der ich später viel kämpfen mußte und noch heftig kämpfen muß. Während zweier Jahre suchte ich vergebens einen Verleger. Als ich schon einen gefunden hatte, machte er während eines halben Jahres mein Heft zur Herausgabe fertig und schließlich — weigerte er sich. Endlich, nach langen Bemühungen gelang es mir, meine erste Flugschrift im Juli des Jahres 1887 selber herauszugeben. Ich war vorher sehr aufgeregt; ich fühlte, daß ich vor dem Rubikon stand und daß von dem Tage an, wenn meine Flugschrift erschienen sein würde, ich nicht mehr die Möglichkeit haben würde, zurückzugehen; ich wußte, welches Schicksal einen Arzt erwartet, der von der Öffentlichkeit abhängig ist, wenn diese Öffentlichkeit in ihm einen Schwärmer, einen Menschen sieht, der sich mit ‚Nebendingen' beschäftigt; ich fühlte, daß ich auf diese Karte meine ganze künftige Ruhe und mein Fortkommen sowie das meiner Familie setzte; aber ich konnte den Gedanken nicht verlassen, der mir in Körper und Blut eingedrungen war, und — ich überschritt den Rubikon."

Die im Jahre 1887 herausgegebene Schrift „Internationale Sprache, von Dr. Esperanto", Vorwort und vollständiges Lehrbuch — heute eine bibliophile Rarität — erschien in polnischer, deutscher, russischer und französischer Sprache und enthielt die Erklärung: „Die internationale Sprache ist wie jede nationale allgemeines Eigentum. Der Autor entsagt für immer allen persönlichen Rechten an ihr", womit Zamenhof seine vollkommen idealistische Einstellung zu seiner Erfindung bekundete, so wie er auch späterhin stets jeden persönlichen Vorteil abgelehnt, alle Verdienste, auch jene, die er als Arzt erzielte, für die Propaganda seiner Sprache zur Verfügung stellte und überhaupt zeitlebens mit seltener Bescheidenheit seine Person in den Hintergrund der Sache stellte. Die Geschichte seines Lebens ist die Geschichte eines Kämpfers und Märtyrers, aber die Idee, für die er focht, brach sich trotz tausendfacher Schwierigkeiten, die man ihr von allen Seiten in den Weg setzte, unaufhaltsam Bahn, und zwar datiert der Anfang ihres Siegeszuges eigentlich schon mit dem Jahre der Publikation. In eben diesem Jahre hatte die American Philosophical Society in Philadelphia eine Einladung an sämtliche wissenschaftliche Körperschaften der Welt für einen Kongreß ergehen lassen, um die Vorarbeiten für eine internationale Weltsprache in Angriff zu nehmen. Der Plan einer solchen erschien aber den Fachgelehrten jener Zeit so utopisch, daß die Gesellschaft auf all ihre Einladungen im ganzen fünf Antworten erhielt, eine ablehnende und vier zusagende. Als diese Gesellschaft von der Veröffentlichung Zamenhofs Kenntnis erhielt und seinen Vorschlag prüfte, erklärte sie diesen für das geeignetste aller bisher erschienenen Projekte. Im deutschen Sprachgebiet fand das Esperanto doppelten Widerstand, weil zu eben jener Zeit eine Konkurrenzschöpfung, das Volapük, sehr anspruchsvoll auf den Plan getreten war und viele Anhänger gefunden hatte, aber sehr rasch seine Unbrauchbarkeit als internationale Weltsprache erwies. Zamenhof jedoch focht unentwegt für sein Geisteskind. Aber das Esperanto erfuhr in der tonangebenden Öffentlichkeit fast nur Ablehnung. Die Zeitungen verweigerten alle Hinweise auf die neue Sprache und beschränkten sich lediglich auf ironische Abfertigung der Utopie. Die Wissenschaftler aber verhöhnten sie als „Retortensprache" und „bewiesen", genau wie sie es später mit dem Neuhebräisch getan, daß eine künstlich geschaffene Sprache nicht lebensfähig sei. Trotz des allgemeinen Widerstandes aber fand das Esperanto doch in den verschiedensten Kreisen der verschiedenen Völker Anhänger, und zwar erst langsam, später in immer schnellerem Tempo. Zwei Jahre nach Erscheinen der Zamenhofschen Schrift zählte die neue Sprache schon tausend Anhänger, meist Slawen, unter denen sich der bekannte polnische Schriftsteller Grabowsky befand. In Deutschland waren es einige Nürnberger, die sich als erste für das Esperanto interessierten, und Leopold Einstein gründete hier die erste Esperanto-Ortsgruppe und die erste deutsche Esperantozeitung „Esperantisto". Als er 1890 starb, fand sich zum Glück in der Person des Feldmessers Trompeter ein ebenso begeisterter Esperantist als Nachfolger, der durch seine

Opfertätigkeit das Weiterbestehen und die Propaganda dieser Ortsgruppe ermöglichte. 1895 aber mußte die erste Esperantozeitung ihr Erscheinen einstellen, weil — Leo Tolstoi einen Artikel für sie geschrieben hatte, und die russische Regierung sie darauf verbot, was den Verlust von 335 Abonnenten der 544 Gesamtbezieher zur Folge hatte. Als begeisterter Anhänger des Esperanto schrieb Tolstoi die Worte: „Die Opfer, die jeder Gebildete bringt, indem er wenige Stunden dem Studium des Esperanto widmet, sind so klein, und die Erfolge, die damit erzielt werden, sind so unendlich, daß es kein Gebildeter unterlassen sollte, den Versuch zu machen." Über Schweden gelangte das Esperanto nach Frankreich und fand hier so starke Unterstützung, vor allem durch die Propaganda des Marquis de Beaufront, daß man die Zeit von 1896 bis 1904 als die französische Periode der Esperantobewegung bezeichnet. Es gelang, einen großen Pariser Verlag (Hachette & Co.) für die Herausgabe der Esperanto-Literatur zu gewinnen, und damit begann der Aufstieg der eigentlichen Esperantobewegung. Wie so oft hat sich auch in diesem Fall Frankreich als Vorkämpfer einer neuen Idee bewährt. In Paris erschienen die ersten Esperantolehr- und wörterbücher und 1905 fand in Boulogne sur Mer der erste Internationale Esperantokongreß statt, an dem sich 800 Delegierte aus zirka 25 verschiedenen Sprachgebieten beteiligten, und der für die Esperantobewegung von entscheidender Bedeutung wurde, weil sich hier zum erstenmal vor einem offiziellen Forum das Esperanto als Verständigungsmittel zwischen Angehörigen verschiedener Nationen bewies. Nach genau 25jährigem Ringen erntete Zamenhof seinen ersten großen Erfolg. Er wurde vom französischen Unterrichtsminister empfangen und mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet, so wie er später vom König von Spanien zum Kommandeur des Ordens „Isabella der Katholischen" ernannt wurde — wie pikant! 400 Jahre nach der Vertreibung der Juden aus Spanien durch Isabella ein Ostjude Kommandeur ihres Ordens! Auf dem Kongreß hielt er eine große Programmrede, die in dem Gedanken gipfelte, daß Esperanto keine nationale Sprache verdrängen und in keiner Weise das nationale Leben der Völker antasten, niemandes Eigentum sein soll, sondern nur neben der Muttersprache ein gemeinsames Bindeglied zwischen Menschen und Völkern darstellen solle.

In der Überzeugung, daß eine Sprache als ein lebendiger Bestandteil der allgemeinen Kultur mit dieser sich entwickeln muß und auch das Esperanto trotz der Unantastbarkeit seiner Grundregeln von dieser Entwicklung nicht unberührt bleiben könne — man denke beispielsweise, daß Ausdrücke der damals noch nicht existierenden Luftschiffahrt später geschaffen werden mußten — wurde eine Akademie des Esperanto gewählt, die von Jahr zu Jahr die notwendigen Änderungen des Esperanto bestimmen sollte. Nach dem ersten Kongreß von 1905 fanden die folgenden 1906 in Genf mit 1200 Teilnehmern, 1907 in Cambridge mit 1300, 1908 in Dresden mit 1500 Teilnehmern statt. Am 7. Kongreß, 1911 in Antwerpen, nahmen über 2000 Delegierte teil und zum 10., der für den 2. August 1914 nach Paris einberufen war, lagen mehr als 5000 Anmeldungen vor. Der Krieg bildete für die Esperantobewegung einerseits eine bedauerliche Unterbrechung, andererseits aber auch den Prüfstein seiner Nützlichkeit. Deutschland gab sein Weißbuch auch in Esperanto heraus und ebenso eine illustrierte Halbmonatsschrift, die „Internacio Bulteno", und das internationale Esperantobüro in Genf beförderte während der Kriegsjahre fast 200 000 Esperantobriefe von Land zu Land.

Machtvoller als jedes geistige Argument hat der Krieg den Völkern die Notwendigkeit internationaler Verständigung vor Augen geführt, und seit Kriegsende befindet sich das Esperanto auf einem wahren Siegeszug durch die Welt. Der Völkerbund hat 1922 das Esperanto mit 26 gegen 2 Stimmen als einzige neutrale und internationale Sprache anerkannt. Zurzeit gibt es an sämtlichen Kulturzentren der Erde Esperantovereine und in sämtlichen zivilisierten Ländern erscheinen Zeitungen und Zeitschriften in Esperanto, insgesamt zirka 100 Zeitschriften. Die in Paris zentralisierte Esperantobibliothek umfaßt 5000 Werke. Fast alle internationalen Verbände benutzen das Esperanto als Verkehrssprache, z. B. das Rote Kreuz, der internationale Transportarbeiterverband, der internationale Polizeiverband, der Guttemplerorden, die Freimaurer, die Pazifisten, die Theosophen, die Briefmarkensammler, die Bibelgesellschaften, die internationalen Postvereinigungen usw. Es gibt Blindenschriften in Esperanto, durch die die Blinden in der ganzen Welt Austausch miteinander suchen, über 60 europäische Funkstationen senden Vorträge und Unterricht in Esperanto, und neuerdings trägt der internationale Flugverkehr stark zur Ausbreitung und praktischen Verwendung des Esperanto bei. In den letzten Jahren haben vor allem auch die Handelskreise dem Esperanto großes Interesse entgegengebracht, zahlreiche Weltfirmen geben Kataloge im Esperanto heraus, und auf den internationalen Messen, wie z. B. in Leipzig, ist den Teilnehmern Gelegenheit zu internationaler Verständigung gegeben. Rußland prägt eine Marke mit Esperantoschrift. In der allerletzten Zeit ist man sogar dem Gedanken nahegetreten, in den Schulen Esperanto als Pflichtfach zu lehren, eine Forderung, die ohne Zweifel in absehbarer Zukunft Wahrheit werden wird und dann die Verwirklichung des Esperantotraums, der seinem Erfinder vorschwebte, bedeuten würde. Auch hier marschiert Frankreich den anderen Völkern voran, indem in 20 Gymnasien und in Lille auch in den Volksschulen den Kindern Esperanto gelehrt wird.

Die rasche Verbreitung, die das Esperanto in unseren Tagen findet, liegt, wie der Vertreter der deutschen Regierung auf dem Esperantokongreß 1925 in Genf gesagt, „nicht nur in dem Bedürfnis nach einer Weltsprache, sondern in der genialen Art des Aufbaues". Das Esperanto ist eine Sprache von überraschender Klarheit, lebendiger, an das Italienische erinnernder Rhythmik und dabei so leicht faßlich, daß man das Prinzip der Sprache in wenigen Stunden beherrscht. Zamenhof hat seine Kunstsprache bewußt so gestaltet, daß jeder Mensch ihre Grundregeln mühelos erlernen und die gesamte Sprache mit einem Wortschatz handhaben kann, der noch nicht den 20. Teil jener Vokabeln erreicht, die die modernen Kultursprachen besitzen. Das Esperanto baut sich

auf noch nicht 1000 Grundvokabeln auf, den sogenannten Wortwurzeln, die Zamenhof aus den romanischen, germanischen und slavischen Sprachen aussuchte, und zwar wählte er für jede notwendige Wortwurzel aus den modernen oder antiken Nationalsprachen den kürzesten und prägnantesten Ausdruck. Mit Vorliebe wählte er natürlich jene Worte, die schon heute das internationale Kulturgut der Gebildeten sind wie beispielsweise die Wortwurzel labor = Arbeit, san = gesund, plant = Pflanze. Durch eine geradezu geniale Methode, nämlich durch Vorsetzen oder Anhängen von Silben, denen eine bestimmte Bedeutung zukommt, verwandelt das Esperanto die Wortwurzeln in Vokabeln von bestimmtem Gattungs-, Zeit- oder Größenwert usw. Die Silbe „in“ beispielsweise verwandelt jeden männlichen Begriff in den entsprechenden weiblichen. Frato heißt Bruder, fratino = Schwester; die Vorsilbe „ge“ bedeutet wie im deutschen „Gebrüder“ die Zusammenfassung von Geschöpfen, also gefratoj = Geschwister. Die Vorsilbe „bo“ bedeutet Verwandtschaft durch Heirat, also bofrato = Schwager, bofratino = Schwägerin usw. Arbo heißt Baum; „ar“ bedeutet die Zusammenfassung von Teilen zu einem Ganzen, also arbaro = Wald.; „eg“ bedeutet Vergrößerung, also arbego = ein großer Baum, arbarego ein großer Wald; „et“ bedeutet im Anklang an das Italienische Verkleinerung, arbetto = Bäumchen, arbaretto = Wäldchen usw. Einen Syntax mit Regeln und, was an den Regeln das Schlimmste ist, mit Ausnahmen von ihnen gibt es im Esperanto nicht, da es keinen Unterschied der Geschlechter, keine Unregelmäßigkeiten und nur ganz wenige Abänderungen von den Grundformen gibt. Auf Zamenhofs Anregung hat man, um die Einfachheit und Brauchbarkeit des Esperanto zu beweisen, Leuten fremder Länder, die keine zweite Sprache neben ihrer Muttersprache kannten, Esperantobriefe geschrieben, denen man nichts als die 900 Stammwörter des Esperanto samt den gebräuchlichen Vor- und Nachsilben beilegte, und die Empfänger waren jedesmal imstande, die Briefe zu entziffern.

Zamenhof selbst hat den letzten Triumph seiner Weltsprache nicht mehr erlebt. Er ist im Jahre 1917 in Warschau in dürftigen Verhältnissen gestorben, nachdem er sein doppeltes Martyrium, das des Juden in einer ihm feindseligen Öffentlichkeit und das eines Erfinders bis zur Neige durchgekostet hatte. 1912 hatte er sich auf dem Warschauer Esperantokongreß von der Leitung der Esperantobewegung zurückgezogen unter der Begründung, „daß er dadurch die Verbreitung des Esperanto hindere, daß er, ein Jude, an der Spitze der Bewegung steht. Seiner Meinung nach würden sich viel weitere Kreise dem Esperanto anschließen, wenn nicht gerade ein Jude die Bewegung führen würde.“ Er verließ die Präsidentenbühne mit den Worten: „Arbeitet stets in völliger Einigkeit, in Ordnung und Harmonie. Durch Einigkeit werden wir früher oder später sicher siegen, selbst wenn die ganze Welt gegen uns ist. In den ersten Jahren unserer Arbeit waren auf unserer Fahne die Worte Hoffnung, Beharrlichkeit und Geduld geschrieben — jetzt, da wir aus der ersten in die zweite wichtige Periode unserer Geschichte übergehen, laßt uns ein neues Wort auf unsere Fahne schreiben, und laßt es uns immer hochhalten als heiligen Befehl; das Wort heißt: Eintracht.“

Den besten Gegenbeweis gegen die namentlich früher vielfach vorgetragene Behauptung, daß das Esperanto die nationale Eigenart der Völker bedrohe, bildet die Tatsache, daß Zamenhof, der sein ganzes Leben der Verbreitung der Weltsprache opferte, selber ein treuer Anhänger des Judentums, ja sogar des nationalen Judentums gewesen ist. Zamenhof war einer der ersten Zionisten und als solcher eifriges Mitglied der Chibath Zion. Zu seinen Erstlingsarbeiten auf dem Gebiet des Esperanto gehören seine Uebersetzungen von Bibelteilen, darunter La Predikanto (Kohelet), Psalmaro und La Sentencoy de Salomono. Zamenhof war nicht nur genial begabt im Erlernen von Sprachen, sondern auch selbst ein dichterischer Meister des Ausdrucks, und hat zahlreiche Gedichte, darunter die heute in der ganzen Welt gesungene, die Völkerverbrüderung feiernde Esperantohymne, verfaßt. Wie allem politischen Gegenwartsleben, so stand er auch dem politischen Zionismus fern, sondern ging vielmehr einer besonderen Abart der jüdischen Weltanschauung nach, dem H i l l e l i s m u s, über den er 1902 eine Studie veröffentlichte. Er preist in dieser die Lehren Hillels als Grundlage eines neuen jüdischen Lebens. 1906 veröffentlichte er denselben Gedanken in erweiterter Form in einer Esperantobroschüre unter dem Titel „Homaranismo“ (Menschheitslehre).

„Der Homaranismus ist eine Lehre, die, ohne den Menschen von seinem natürlichen Vaterlande, seiner Sprache oder seiner Glaubensgemeinschaft loszureißen, ihm die Möglichkeit gibt, jede Unwahrhaftigkeit und Widersprüche in seinen national-religiösen Grundsätzen zu vermeiden und sich mit Menschen aller Sprachen und Religionen unter den Grundsätzen gegenseitiger Gerechtigkeit auf neutral-menschlicher Grundlage zu verbinden.“

Zamenhof ist auf dem Warschauer Friedhof begraben und sein Grabstein trägt als bisher einziger Gedenkstein seiner Art eine Aufschrift in Esperanto. Nach der bisherigen Entwicklung der Esperantobewegung, namentlich seit dem Weltkriege, ist an dem Siege des Esperanto über alle Konkurrenzsprachen nicht mehr zu zweifeln, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird das Esperanto in der Tat im Sinne seines Erfinders die internationale Weltsprache werden, die jeder Mensch neben seiner Muttersprache erlernen wird. Sollte sich diese Hoffnung erfüllen, so wird die Menschheitsgeschichte durch die Erfindung des Juden Zamenhof um einen neuen echt jüdischen Beitrag zur Erfüllung des prophetischen Ideals der Menschheitsverbrüderung und des Weltfriedens bereichert sein.

Juli 1926.

Juden in Indien.

Die Geschichte der Juden in Indien läßt sich bis in das Jahr 490 urkundlich verfolgen. Zu dieser Zeit kam ein Jude namens Josef Rabban mit einer Zahl jüdischer Familien aus Babylonien an die Westküste von Indien, die Malabarküste, und erhielt hier vom Vizekönig die Erlaubnis der Niederlassung mitsamt zahlreichen Vorrechten, darunter das Tragen eines Sonnenschirms, der als Symbol des Thronhimmels ein Fürstenprivileg war. Über diese Niederlassung existiert eine Urkunde aus dem achten Jahrhundert, die auf drei Kupferstreifen geschrieben ist und von dem jeweiligen Rabbiner von Kotschin (Coshin) nebst einer hebräischen Übersetzung aufbewahrt wird. Angeblich fanden schon diese Einwanderer unter Josef Rabban Juden in Indien vor, die nach einer Überlieferung im Jahre 231 hier angekommen sein sollen.

Der jüdische Reisende Benjamin von Tudela, der um das Jahr 1170 nach Indien kam, gibt die Zahl der dort wohnenden Juden auf tausend an. Diese Zahl mehrte sich in den folgenden Jahrhunderten, als mit dem Aufblühen Spaniens auch die Juden, die in Handel und Wissenschaft an vorderster Stelle standen, sich naturgemäß über alle Handelsplätze der damaligen Welt ausbreiteten. Spanische Juden kamen offenbar schon frühzeitig mit den Handelsflotten an die Küste Indiens, wovon eine noch heute in Kotschin vorhandene Thorarolle mit rötlicher Schrift, die im Jahre 1468 in Spanien geschrieben wurde, Zeugnis gibt. Als 1498 Vasquo da Gama an der Westküste Indiens, bei Goa, etwa in der Mitte zwischen dem nördlich gelegenen Bombay und dem südlich gelegenen Kotschin, anlegte, kam ihm ein Europäer von hoher Gestalt in langem, weißem Bart entgegen, um mit ihm im Auftrag des Herrschers von Goa zu verhandeln. Dieser Unterhändler wär ein Jude, der von Vasquo da Gama gefangengenommen, zwangsgetauft und nach Portugal verschleppt wurde, wo er eine für die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen entscheidende Rolle spielte; ihm ist zum Beispiel die Entdeckung Brasiliens zu verdanken (Näheres s. Sa. Spanien: Entdeckung Amerikas). Die ungeheure Katastrophe, die im Jahre 1492 mit der Vertreibung der Juden aus Spanien über die gesamte Judenheit des spanisch-portugiesischen Weltreiches hereinbrach, flutete auch über die Judengemeinden der Malabarküste. Ähnlich wie in den Verfolgungsjahren des russischen Zarentums am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach Amerika, so ergossen sich jetzt die Auswandererströme von Spanien an die Küsten der damals neu eroberten außereuropäischen Länder, und zwischen 1492 und 1511 kamen zahlreiche aus Spanien vertriebene Juden in Kotschin an und gründeten dort eine spaniolische Niederlassung, die dank der hohen Kulturstufe und den hoch entwickelten materiellen und ideellen Interessen der spanischen Juden rasch aufblühte. Um 1580 besuchte der Holländer Hugo von Lindschotten die Malabarküste und schrieb von den Juden: „Auch sind da große Mengen von Juden, welche sehr reich sind und in ihrem Judenglauben leben, wie andere. Man findet an allen Orten in India Juden und Mohren in großer Menge, als nämlich in Goa, Kotschin und auf dem fußfesten Lande, deren etliche sind rechte Juden, etliche aber haben ihr Herkommen von den Indianern, welche vor Zeiten durch die Gemeinschaft der Juden und Mohren zu denselben Sekten gefallen sind. Sie halten sich in ihrer Hauskleidung und Haltung, wie der Landbrauch des Orts, da sie sich niedergelassen haben, erheischt . . . Daselbst (in Kotschin) haben die Juden sehr schöne steinerne Häuser gebaut, sind vortreffliche Kaufleute und des Königs von Kotschin nächste Räte. Sie haben ihre Synagoge daselbst, samt der hebräischen Bibel und dem Gesetz, dergleichen ich selbst in meinen Händen gehabt habe. Von Farbe sind sie meistenteils weiß, wie die in Europa, sie haben sehr schöne Weiber. Man findet etliche unter ihnen, welche sie im Land Palästina und zu Jerusalem zur Ehe genommen. Sie reden alle gut Spanisch, halten den Sabbat und andere jüdische Zeremonien und hoffen auf die Ankunft des Messias."

Zwischen den flüchtigen Juden in den Kolonien und der antisemitischen Heimatregierung entspann sich nun ein jahrhundertelanger erbitterter Kampf. Wie schon das Vorgehen Vasquo da Gamas gegen den jüdischen Unterhändler beweist, gingen die Portugiesen gegen die Juden in den Kolonien nicht wie gegen Landsleute vor, sondern betrachteten sie als Feinde, und genau wie in den Mutterländern begann auch hier für die Juden ein grauenvolles Martyrium. Die Inquisition wurde von Spanien ebensowohl nach dem neu entdeckten Amerika wie hierher nach Indien verpflanzt, und damit war auch das Schicksal der aufblühenden Judengemeinden Indiens entschieden. Reichtum und Geistesleben sanken in den Staub. Da die Juden aber durch immer erneuten Zuzug aus der Heimat und aus anderen Ländern dem Ausrottungskrieg widerstanden, erließ der König von Portugal 1567 ein Edikt, das den Juden die Auswanderung nach Indien unter strengsten Strafen verbot. Die Kapitäne erhielten die Anweisung, jeden Juden, den sie unter den Indienfahrern entdeckten, gefangenzunehmen und nach Portugal zurückzubringen. In Goa wurde ein Konzentrationslager für alle Juden, die ergriffen wurden, eingerichtet. Dorthin sollte auch alljährlich eine bestimmte Quote der in Indien ansässigen Juden zusammengebracht und in Massentransporten nach Portugal zurückgebracht werden. So hoffte man, durch eine systematische Deportation die Judengemeinden Indiens aufzulösen. Kein Wunder, daß in dem sich nun entwickelnden Kampf zwischen Holländern und Portugiesen um die Vorherrschaft in Indien sich die indischen Juden auf die Seite der Holländer stellten und sie teils durch Gelder, die sie bei ihren holländischen Glaubensgenossen aufbrachten, unterstützten, teils für sie Spionage trieben. Diese Sympathien kamen den Juden teuer zu stehen. 1662 zerstörten die siegreichen Portugiesen die Judenstadt von Kotschin, verbrannten die Synagoge und töteten alle, derer sie habhaft werden konnten. 1663 aber schon zogen die Holländer als Sieger in Kotschin ein, und seit jener Zeit leben die Reste der ehemals blühenden Judenkolonien verhältnismäßig ungestört in dem heute unter britischer Herrschaft stehenden Indien. Wie überall in der Welt, so haben auch hier die Juden eine Weltmacht nach der anderen kommen und wieder gehen sehen — und sich selbst erhalten, und wie fast überall in der Welt befinden sich die Judengemeinden Indiens heute wieder in einer Periode der Renaissance.

Die heutigen Juden Indiens, deren Zahl bei der Volkszählung 1921 auf rund 21 000 angegeben wurde, zerfallen in drei Gruppen, die sogenannten „schwarzen Juden“, die „weißen Juden“ und die Beni-Israel, das heißt die Söhne Israels. Die schwarzen und weißen Juden leben in und um Kotschin, also im südlichen Teil der indischen Westküste, die Beni-Israel im Norden, in Bombay. Die Zahl der schwarzen und weißen Juden beträgt ungefähr 6000, die der Beni-Israel in Bombay rund 15 000. Die schwarzen und weißen Juden von Kotschin leben ziemlich scharf getrennt voneinander, ähnlich wie in Europa ehedem Sephardim und Aschkenasim. Jede der beiden Gruppen hält sich für die ältere und höherstehende, vor allem aber schauen die weißen mit Verachtung auf die schwarzen herab. Die schwarzen Juden sind nicht, wie der Name vermuten läßt, schwarz, sondern dunkel wie die Hindus, und gleichen den Eingeborenen so sehr, daß viele sie nicht für Juden, sondern für Proselyten halten. Eine klare anthropologische Entscheidung ist nicht möglich. Da sie mit den Juden in Nordindien, Turkestan, China usw. Fühlung unterhalten, es ist möglich, daß sie versprengte Teile jener sehr früh nach Innerasien gekommenen Juden darstellen, die in den ersten Jahrhunderten nach der Zerstörung des Tempels vermutlich über Persien hierher verschlagen worden sind. Ihre Annäherung an den einheimischen Landestyp wäre dann vielleicht durch Klima- und Milieueinflüsse zu erklären, und so wären die schwarzen Juden Indiens tatsächlich, wie sie angeben, alteingesessene Abkömmlinge der alten Stämme. Ohne Zweifel aber sind die Juden hier, wie es fast überall das Schicksal kleinerer Kolonien ist, Mischehen mit Einheimischen eingegangen, und zahlreiche unter ihnen sollen ihre Abstammung von ehemaligen Hindusklaven und anderen Eingeborenen herleiten. Die Zahl der schwarzen Juden beläuft sich auf etwa tausend. Nach Landessitte zerfallen sie in verschiedene Kasten, eine Unterkaste von etwas dunklerer Hautfarbe und gedrungenerem Körperbau und eine Oberkaste von feinerem Wuchs. In der unteren Kaste gibt es im Gegensatz zur oberen Kaste keine Familiennamen.

Die weißen Juden wohnen dicht neben den schwarzen Juden in einer etwas höher gelegenen Siedlung und zählen heute nur wenige hundert Menschen. Ihre Haut ist auffallend hell. Viele von ihnen sind blond und blauäugig. Ihre Frauen zeichnen sich durch große Schönheit aus, altern aber sehr früh, so daß sie mit dreißig Jahren verblüht sind. Sie bewohnen Häuser von portugiesischer Bauart und befestigen an ihren Türen die Mesusa. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kleideten sie sich nach Hinduart. Seit aber die schwarzen Juden mit zunehmendem Wohlstand ebenfalls diese Tracht annahmen, kleiden sie sich nunmehr nach Art der Bagdader Juden.

Zwischen schwarzen und weißen Juden gibt es eine Mittelkaste, „Halfcaste“, die um 1850, offenbar um den zahlreichen Reibungspunkten zu entgehen, aus der eigentlichen Judenkolonie in das Innere der Stadt Kotschin übersiedelte. Neuerdings ergreift der allgemeine Anglisierungsprozeß auch die Juden Indiens; die Kinder lernen in den Schulen Englisch, und die Juden der jüngeren Generation tragen europäische Kleidung und besuchen die indischen und englischen Universitäten und Handelsschulen des Landes.

Die Beni-Israel in Bombay unterscheiden sich in vieler Hinsicht von ihren Glaubensgenossen im Süden des Landes. Sie ähneln in ihrem Habitus den yemenitischen Juden, sind etwas heller als die Hindus und tragen bzw. trugen bis vor kurzem die charakteristischen Pajes. Sie sprechen eine einheimische Mundart, das Mahratti. Vermutlich haben sie sich ziemlich stark mit den Eingeborenen vermischt, indem sie Hindusklaven zum Judentum bekehrten und mit Dravidafrauen Ehen schlossen. Sie sind im Gegensatz zu den Kotschiner Juden, die spanischen Kaufmannskreisen entstammten und Kaufleute geblieben sind, in der Mehrzahl Handwerker und vor allem Soldaten des Eingeborenenheeres. Aus ihren Reihen wählen die Engländer, da sie in ihnen ein besonders geartetes und geeignetes Menschenmaterial vor sich haben, die Offiziere. Ähnlich wie die Yemeniten sind die Beni-Israel ein außerordentlich brauchbarer Menschenschlag. Sie sind fleißig, lernbegierig und hochintelligent. Ihre Kinder besuchen eine Schule, die von einer in Cambridge ausgebildeten Jüdin geleitet wird; sie besitzen ein Waisenhaus, eine Bibliothek und eine prächtige Synagoge, die nach ihrem Begründer, dem Bankier und Großhändler Sassoon, benannte Sassoon-Synagoge. Sie nehmen am modernen allgemeinen und jüdischen Leben regen Anteil, besitzen eine Zeitung für die niederen und eine gediegenere Zeitschrift für die höheren Bildungsschichten und bekunden neuerdings ihr Interesse am Aufbau Palästinas. Von den Eingeborenen werden sie seit alten Zeiten mit einem indischen Wort „Sabbat-Ölpresser“ genannt, weil das Sabbathalten und das Ölpressen die für den Eingeborenen charakteristischen Merkmale dieser Juden sind. Eine Kolonie der Beni-Israel von ungefähr dreihundert Seelen lebt in Aden. Neuerdings gibt es in Bombay neben den Beni-Israel eine Gemeinde orthodoxer Juden, die aus Zuwanderern von Rußland, Armenien usw. gegründet wurde. Wie überall macht der Anglisierungsprozeß auch unter den Beni-Israel, gerade weil sie ein rühriges Völkchen sind, raschen Fortschritt, und damit werden wohl in wenigen Jahrzehnten auch die indischen Judenkolonien ihre historische Eigenart verlieren und ein Glied in der Kette der jüdischen Weltgemeinden bilden.

G. A. Kohut, The Jews of Malabar and New York, Berlin 1897.
Zeitschrift f. Demographie und Statistik der Juden, Bd. I, Heft 1, S. 16
E. Schmidt, Arch. f. Anthropologie 1910, S. 99.
John Wilson, The Beni Israel of Bombay, Indian Antiquary Bd. III.
Sigmund Feist, Stammeskunde der Juden, Leipzig 1925.

Inquisition.

I. Allgemeine Geschichte.

Das Wesen der Inquisition kann nur verstanden werden, wenn man sich von unseren heutigen Vorstellungen über Religion, Staat, Persönlichkeit, Menschenrecht und dergleichen befreit und, soweit dies überhaupt möglich ist, sich in die Gedankenwelt des mittelalterlichen Menschen versetzt. Seit Augustinus waren die Vertreter der katholischen Religion von der Idee des Gottesstaates erfüllt, das heißt jenes Weltreiches, durch das sämtliche Seelen der una ecclesia catholica zugeführt und dadurch für das ewige Leben im Jenseits gewonnen sind. Der Mittler zwischen Gott und Mensch, dem diese Aufgabe der Sammlung aller Seelen anvertraut ist und der seinerseits im jenseitigen Leben von Gott für die Durchführung dieser Mission verantwortlich gemacht wird, ist der Priester. Die einfache Menschenseele selber weiß nicht, ob sie auf dem rechten Wege ist, sie zu leiten ist des Priesters Beruf, und sie auf den rechten Weg zu führen, hat er Mittel verschiedener Stärke anzuwenden: die Beichte, durch die der Mensch sein Handeln dem Priester darlegt, daß er es prüfe; die Buße, die der Priester ihm auferlegt, falls er vom rechten Weg zur Seligkeit abgewichen; die Kommunion, durch die er den Menschen mit dem Gottesreich vereint usw. Die größte Sünde, deren ein Mensch sich schuldig machen kann, ist der Irrglaube, die Ketzerei. Diese kann nur durch die schwerste Buße gutgemacht werden, und wenn ein Mensch im Irrglauben verharrt, so ist er unrettbar der Seligkeit verloren, und daß er den Irrglauben nicht weiter verbreite, ist es für ihn und die Gesamtheit das beste, daß er ausgerottet und vorher zur Abschreckung der anderen mit allen Qualen des Diesseits gepeinigt wird. Die Umgrenzung des Begriffs Irrglaube bereitete jeweils große Schwierigkeiten. Im frühen Mittelalter bis zum Jahre 1200 half man sich durch das sogenannte Gottesurteil, durch das Gott selbst als oberster Richter die Entscheidung über das Ketzertum fällte, indem er, falls der Mensch zu Unrecht als Ketzer beschuldigt wurde, ihn durch das „Wunder" beim Gottesgericht rettete. Allmählich aber machte man das Urteil über das Ketzertum immer mehr von menschlicher Entscheidung abhängig. Die hierzu berufenen Priester innerhalb der einzelnen Ortschaften standen in der Frühzeit des Mittelalters auf durchaus niederer Bildungsstufe und waren keineswegs in der Lage, Entscheidungen in den oft diffizilen Fragen zu treffen. Als die Ketzerei mit der zunehmenden Aufklärung auf der einen und der immer weiter fortschreitenden Verweltlichung der Kirche auf der anderen Seite größeres Ausmaß erreichte, häuften sich die Anfragen über die Grenzen des Ketzertums dermaßen, daß es notwendig erschien, besondere Spezialisten in Glaubensfragen, besondere Seelenforscher und -sucher anzustellen, Inquisitoren. Die Inquisitoren waren — der Idee nach — keineswegs blutdürstige Menschenschlächter oder geldgierige Konfiskatoren, sondern großenteils Männer, die mit fanatischer Hingabe die Bekämpfung des Ketzertums als eine religiöse Mission auffaßten, als eine hohe und ernste Aufgabe, für deren pflichtgemäße Durchführung sie dereinst vor dem Gottesthron verantwortlich gemacht werden. Da zu den Strafen, die den Ketzer trafen, auch die Konfiskation seiner Güter zählte, erkannten frühzeitig weltliche und geistliche Machthaber in der Inquisition ein bequemes Mittel, sich in den Besitz der Reichtümer anderer zu setzen, und so erhält die Inquisition jenes merkwürdig verzerrte Doppelgesicht einer von Idealen getragenen geistigen Bewegung auf der einen und einer von den niedersten Instinkten beherrschten Gewalttat auf der anderen Seite. Bezeichnend für diesen Doppelcharakter ist die Tatsache, daß die Kirche es grundsätzlich ablehnt, selbst als Richter und Konfiskator des Ketzers zu fungieren, sondern in stereotyper Ausdrucksweise den Ketzer nach der Inquisition, das heißt der Erforschung seines Ketzertums, dem „weltlichen Arm" ausliefert, um das Urteil zu vollziehen.

Nur wer die hier skizzierten Voraussetzungen kennt, kann die Geschichte der Inquisition in ihrer tragischen Verkettung von Idee und Wirklichkeit, tragisch nicht nur für die Gerichteten, sondern auch für die Richter, erfassen. Die Geschichte der Ketzerverfolgung, die naturgemäß mit der Kulturentwicklung in den einzelnen Jahrhunderten ihren Charakter wechselt, beginnt sehr früh. Kaum war das Christentum durch das Toleranzedikt des Kaisers Konstantin 313 in Mailand von der Verfolgung durch die Vertreter der Antike selber geduldet, begann es seinerseits die Verfolgung der Ungläubigen. Schon zwölf Jahre später sprach das Konzil von Nicäa 325 Bann und Todesstrafe über jeden aus, der dem Ketzer Arius anhing oder beim Lesen seiner Schriften entdeckt wurde, und schon der Kaiser Julian Apostata schreibt nach seinem Abfall vom Christentum, daß kein wildes Tier so grausam gegen Menschen sei wie die Christen gegen die Christen. Nach dem Jahre 1000 regten sich die ersten Widerstände gegen das weltliche Treiben des Klerus und traten Prediger der Umkehr auf, die Rückkehr zum einfachen Bibelglauben und zum frommen Lebenswandel als Erfüllung wahren Christentums predigten. Diese ersten Reformatoren wurden, ebenso wie die späteren, als Ketzer erklärt, verfolgt und, wenn man ihrer habhaft wurde, verbrannt. Der erste von ihnen war Peter de Bruys, der 1126 zu St. Gilles verbrannt wurde. 1145 ereilte dasselbe Schicksal den wahrhaft heiligen Schüler Abälards Arnold von Brescia, bei dessen Verbrennung selbst die Henkersknechte geweint haben sollen. Unter der Führung ähnlicher Geister entstanden zahlreiche Ketzersekten, von denen die verbreitetste die der „Katharer", das heißt der Reinen, war. Vom Namen der Katharer stammt germanisiert das Wort Ketzer als Leugner der Religion. Die Bezeichnung Katharer umfaßt eine ganze Reihe geographisch und historisch getrennter Ketzersekten, von denen die Albigenser, so genannt nach der südfranzösischen Stadt Albi, die bekanntesten sind. Trotz der ständigen Verfolgung der Katharer, von denen die ersten im Jahre 1017 zu Orleans verbrannt wurden, breiteten sie sich durch alle Länder aus und hielten 1167 ein Konzil bei Toulouse ab, an dem Gesandte aus allen südeuropäischen Ländern bis Klein-Asien hin teilnahmen, und auf dem eine Kirchenorganisation beschlossen wurde, die eine ernste Konkurrentin der

katholischen Kirche zu werden drohte. Da der König Raimund VI. von Toulouse trotz der Mahnungen Roms gegen die Albigenser nicht vorging, verkündete 1179 das Lateranische Konzil einen Kreuzzug gegen die Ketzer, und nun begannen jene berüchtigten Albigenserkriege, die Südfrankreich in eine Wüste verwandelten und nach Niedermetzelung von vielen Zehntausenden von Männern, Frauen und Kindern mit dem vollen Siege der Kirche endeten.

Um einer Wiederholung vorzubeugen und das Ketzertum nunmehr planmäßig auszurotten, organisierte die Kirche die Inquisition in jener Form, in der sie uns als historische Erscheinung bekannt ist. Der Schöpfer der offiziellen Inquisition ist der Papst Gregor IX. (1227—1241). Er bestimmte — und hieran erkennt man die Wahrheit der eingangs behaupteten Idealität —, daß die beiden Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner besonders geeignete Menschen als Inquisitoren ausbilden und herausschicken sollten. Da nämlich die Angehörigen dieser Orden allen weltlichen Interessen entsagt hatten und sich lediglich als Gottesstreiter fühlten, sah er hierin eine Gewähr für eine gerechte und uneigennützige, aber auch strenge Durchführung der Idee. Da die Inquisitoren lediglich die Seelen zu erforschen, nicht aber die Menschen zu richten bestimmt sind, sondern sie hierzu dem weltlichen Arm übergeben, mußten von seiten der weltlichen Behörden entsprechende Gesetze, Ketzergesetze, geschaffen werden. Es ist nun eines jener in der Weltgeschichte nicht seltenen grausamen und ironischen Paradoxe, daß gerade Friedrich II., der Hohenstaufe, in dessen Adern von seiner Großmutter her jüdisches Blut floß, und der der freisinnigste und aufgeklärteste Fürst des Mittelalters, ja fast ein Zyniker gegenüber der Kirche gewesen, daß gerade dieser Friedrich II. die Inquisition gesetzlich sanktionierte, die Verurteilung der Ketzer zum Gesetz erhob und hierdurch die Wege für die nun einsetzende offizielle Tätigkeit öffnete.

Die praktische Tätigkeit der Inquisition pflegte damit zu beginnen, daß der Inquisitor mit einem Stab von Beamten in eine Stadt einzog und das Volk zu einer Predigt einlud. Wer erschien, durfte auf Ablaß rechnen, wer fehlte, war damit schon als Ketzer verdächtig. In der Predigt wurde das Wirken der Inquisition als gottgefällig begründet, alle ketzerischen Gebräuche und Ansichten, das heißt de facto die mohammedanischen, jüdischen und sonstigen nichtkatholischen Zeremonien und Lehrmeinungen wurden als ketzerisch dargelegt, und am Schluß ward jeder aufgefordert, dem Inquisitor gegen Gewährung von Ablaß Mitteilung über Ketzer zu machen. Die Denunziation wurde als eine heilige Pflicht hingestellt, und wer sie unterließ, den Ketzern gleichgeachtet und mit ihnen verflucht. Vor einem schwarz umflorten Kruzifix wurden zwei Fackeln entzündet und nun der Fluch verlesen, der die Ketzer und alle, die ihnen anhingen, treffen sollte. Da dieser schrecklich anzuhörende Fluch im Namen der größten weltlichen und geistlichen Macht jener Zeit ausgesprochen wurde, verfehlte er seine Wirkung auf die eingeschüchterten und naiven Gemüter nicht. Strengste Verschwiegenheit wurde zugesichert und auch eingehalten, wie überhaupt Geheimnis und Geheimnistuerei eine der stärksten Waffen der Inquisition bildeten. Niemand erfuhr, von wem er denunziert wurde, jeder wurde isoliert verhört und isoliert gefangengehalten, kein Zeuge erfuhr etwas über die Person oder Aussagen der anderen Zeugen, sondern jeder tappte in tiefstem Dunkel, nur der Denunziant nicht, dem als Belohnung für die Denunziation ein Teil des zu konfiszierenden Vermögens in Aussicht gestellt war. Der Denunzierte stand vor der grausamen Alternative, zu leugnen und sich dann als hartnäckiger Ketzer zu erweisen, der nunmehr dem peinlichen Gerichtsverfahren, das heißt der Folterung, unterworfen und dann verbrannt wurde, oder aber sich als Ketzer zu bekennen und damit der schwersten Strafe wegen Ketzerei gewärtig zu sein. Die meisten zogen das letzte vor, um durch einen gewissen und baldigen Tod erlöst zu sein, denn der Leugner wurde zur Durchführung des Ketzerprozesses in „Untersuchungshaft" gesperrt, einer endlosen, mehr als fünf Jahre, ja zuweilen zwanzig Jahre dauernden Einzelhaft, in der er durch immer wiederholtes Verhören, Folterungen und durch völligen Abschluß von der Außenwelt, durch vollkommene Ungewißheit über das Schicksal seiner Familie und dergleichen körperlich und seelisch gebrochen wurde, bis er schließlich das Geständnis sozusagen als ein Mittel zum Selbstmord ablegte. Während der Haft wurde er gefesselt, oft sogar qualvoll geknebelt und immer wiederholten Hungerkuren unterworfen. Kein Mensch durfte mit ihm reden, nur ein Beichtvater hatte Zutritt zu ihm. Wer einmal vom Arm der Inquisition erfaßt war, war ausgelöscht aus der Reihe der Lebendigen; niemals kehrte er so, wie er gegangen, zu seiner Familie zurück, die ihn höchstens noch einmal, und zwar im Zug der Verurteilten im Schandkleid zum Autodafé hinschreiten sah, und niemals erfuhr er selber je wieder etwas von den Seinen, von denen er nur neben der Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit die Gewißheit mit in den Kerker nahm, daß sie in tiefstes Leid gestürzt seien. Denn mit dem Augenblick der Gefangennahme wurde sofort das Gesamtvermögen des Ketzers beschlagnahmt. Niemand außer der Inquisition selbst hatte ein Verfügungsrecht über dasselbe. Die Verwaltung des Vermögens wurde auf Rechnung der Inquisition von einem Sequester übernommen.

In dem sich nun anschließenden Gerichtsverfahren wurde der Angeklagte grundsätzlich als schuldig angesehen. Da er niemals erfuhr, weswegen er eigentlich angeklagt wurde, war ihm eine ordnungsmäßige Verteidigung unmöglich gemacht. Jeder Zeuge, der ihn belastete, war der Inquisition willkommen. Zeugen, die ihn entlasten wollten, machten sich als Mitketzer verdächtig und waren demgemäß schon rein äußerlich auf die denkbar geringste Zahl beschränkt, und wenn sie auftraten, mit ihren Aussagen auf äußerste Zurückhaltung angewiesen. Wer nur irgendwie mit dem Beklagten verwandt, verschwägert war oder in dienstlichem Abhängigkeitsverhältnis stand, wurde als befangen abgelehnt. In den wiederholten Kreuzverhören, denen der Angeklagte unterworfen wurde, und in denen oftmals ganz ungebildete, naive und geistig ungeübte Menschen raffinierten Juristen und berufsmäßig geübten Inquisitoren gegenüberstanden, wurden dem Angeklagten die schwierigsten theologischen und scholastischen Fragen vorgelegt und die Antwort, wie immer sie auch ausfiel, als Ketzerei gedeutet. Half

alles nicht, so griff man zur Folter. Die Folter als Mittel des Gerichtsverfahrens ist eine Erfindung der Inquisition, von der die weltlichen Gerichte sie als bequemes Machtmittel einer unfähigen Jurisprudenz übernahmen. Jede Person, die im Lauf des Verhörs von dem Angeklagten irgendwie im Zusammenhang mit seinem Vergehen genannt wurde, schrieb man in Listen ein und legte so Verzeichnisse von neuen Opfern an. Diese ließ man durch die überall in Massen berufsmäßig tätigen Denunzianten der Inquisition, die sogenannten Familiares, überwachen, bis man auch sie bei irgendeiner Handlung oder Redensart, einer verdächtigen Wendung in einem Brief oder in irgendeiner persönlichen Beziehung zu Ketzern oder Ketzerfamilien entdeckte und alsdann einen Vorwand hatte, auch sie zu verhaften und ihr Vermögen zu konfiszieren. Es ist vorgekommen, daß auf Grund einer Äußerung, die in der Trunkenheit gemacht wurde und die irgendein abfälliges Urteil über Religion, Christentum, Priester oder Inquisition oder einen unbedachten Fluch enthielt, Menschen ihr Glück und Leben verloren.

Wurde der Angeklagte verurteilt, so übergab man ihn, da die Kirche grundsätzlich nur als Seelenforscherin und Seelenretterin auftrat, dem weltlichen Gericht zur Bestrafung, und nun wurde das Vermögen des Verurteilten offiziell nach bestimmten Schlüsseln zwischen Kirche, Staat, Kommune und Denunziant geteilt.

Die Strafen, die für Ketzereien verhängt wurden, waren Verbannung, Bußfahrten ins Heilige Land, Galeerendienst, öffentliches Geißeln, Tragen des Schandkleides Sanbenito und Verbrennung. Die Auswahl unter diesen Strafen wurde weniger nach der Schwere des Vergehens, als vielmehr nach den jeweiligen Bedürfnissen von Kirche und Staat getroffen. Waren Kirche und Staat in Geldverlegenheit, so erhöhte man die Tätigkeit der Inquisition und verfolgte vornehmlich die Reichen, um ihr Vermögen zu rauben. Stand ein Hoffest in Aussicht, etwa eine Prinzenhochzeit oder eine Krönungsfeierlichkeit, so legte man mehr Wert auf Massenverurteilungen, um eine möglichst prächtige Ketzerverbrennung sozusagen als Illustrefeuerwerk beim Hoffest zu veranstalten. Rüstete man eine neue spanische Flotte aus und brauchte billige Galeerensklaven, so wurden weniger mit dem Tode als vielmehr mit betonter Milde „nur" zu lebenslänglicher Sträflingsarbeit auf den Trieren der Armada verurteilt. Eine sehr beliebte und uns heute relativ milde erscheinende Strafe war die Verurteilung zum Tragen eines Schandkleides. Das Schandkleid Sanbenito = Saccus benedictus war ein gelber Kittel, der auf Brust und Rücken ein großes rotes Kreuz trug. In Wahrheit war das Tragen dieses Schandkleides eine Strafe von unerhörter Grausamkeit. Der Träger des Schandkleides war aus der menschlichen Gesellschaft praktisch ausgeschlossen. Er war ehrlos, vor der Öffentlichkeit gebrandmarkt, konnte keinerlei Bürgerrechte ausüben und war wie ein Geächteter das willenlose Opfer aller Volksleidenschaften. Ein Analogon aus unserer Zeit gibt es hierfür gar nicht. Nicht nur die Träger des Schandkleides, sondern alle seine Nachkommen waren geächtet. Die Schandkleider wurden über den Tod hinaus öffentlich mit dem Namen ihrer Träger ausgestellt, genaue Listen darüber geführt, und wenn sie schadhaft geworden oder vielleicht verbrannt waren, gewissenhaft erneuert und wieder von neuem ausgestellt. Die Verurteilung, sei es zum Schandkleid, sei es zu einer anderen Strafe, fand in breitester Öffentlichkeit in einem feierlichen Akt statt, dem Aktus fidei, dem Glaubensakt, portugiesisch Autodafé. Das Autodafé war jahrhundertelang das größte gesellschaftliche Ereignis im spanischen Volksleben. Wie heute der Stierkampf, stand das Autodafé in den Zeiten der Inquisition im Mittelpunkt der religiösen und nationalen Feiertage und wurde mehrere Male im Jahre mit großem Pomp veranstaltet. Wochenlang vor dem festgesetzten Termin wurden auf den Hauptplätzen der Städte Galerien und Bühnen gebaut, die Fenster der umliegenden Häuser als Logen vermietet, der königliche Hof, die Gesandten, Behörden, die gesamte Geistlichkeit und Stände offiziell eingeladen, und wer einem Autodafé fernblieb, machte sich selber der Ketzerei verdächtig. Der Platz wurde mit Enblemen aller Art verziert, Schandkleider mit dem Namen der Ketzer aufgehängt, Porträts von Verstorbenen und zum Feuertode verurteilten Ketzern aufgestellt, Kerzen in den verschiedensten Farben angebrannt u. dgl. m. Am Vortage des Autodafés zogen Abordnungen mit Trommeln und Trompeten unter großem Geläut durch die Stadt und verkündeten: „Allen Einwohnern dieser Stadt kund und zu wissen, daß das heilige Offizium der Inquisition morgen am Hauptplatz ein öffentliches Glaubensfest zum Ruhm und zur Ehre Gottes und zur Erhöhung der heiligen katholischen Kirche abhalten wird." — Am Abend vor dem Autodafé fand eine Prozession statt, nach deren Ende große Kreuze auf dem Platz des Autodafés aufgestellt und die ganze Nacht beim Kerzenschein bewacht wurden. Am Morgen des Autodafés wurden die Verurteilten in Schandkleider gesteckt, der hohe, zylinderartige Schandhut wurde ihnen aufgesetzt, und in einer feierlichen Prozession, die von Militär eröffnet wurde und in der schwarz verhüllte Kreuze getragen wurden, schritten die verurteilten Ketzer zum Richtplatz. Zuerst wurde eine lange Predigt gehalten, in der man die Inquisition pries, darauf wurden alle Anwesenden vereidigt, der Inquisition Gehorsam zu leisten und die Ketzer zu verfolgen; war der König anwesend, mußte er selber vor dem ältesten Inquisitor den Schwur leisten, der Kirche zu dienen, Ketzer zu verfolgen und die Inquisition zu unterstützen. Alsdann wurden die Verurteilten einzeln hervorgerufen, diejenigen zu leichten Strafen zuerst, und jeder mußte öffentlich Buße tun. Nach den Lebenden kamen die Toten an die Reihe. Um verstorbenen Ketzern die Möglichkeit zu rauben, am Jüngsten Gericht aufzuerstehen, grub man ihre Leichname aus und unterwarf diese dem Schandgericht. In schwarzen Kisten wurden die Gebeine aufgestellt, Schandkleider mit ihren Namen darüber gelegt, ihr Bild aufgestellt und nachträglich der Fluch und das Urteil über die Toten gefällt. Die Bilder wurden verbrannt, die Schandkleider öffentlich aufgehängt und die Leichen ebenfalls dem Scheiterhaufen übergeben. Nach der Verbrennung wurden die Aschenreste auf profane Äcker gestreut. Die Grabsteine wurden vernichtet, um das Andenken an den Ketzer aus der Erinnerung der Nachwelt auszulöschen. Das Schandgericht über die Verstorbenen war keine geistliche Farce, sondern verfolgte den durchaus real-welt-

lichen Zweck, die Familien des Ketzers zu schänden und sich in das oft bedeutende Vermögen der Nachkommen des Toten zu setzen. Denn die Familie des verurteilten Toten mußte beim Autodafé erscheinen, der Schändung beiwohnen und das Urteil, das in Wahrheit ein Urteil über die Lebenden war, öffentlich entgegennehmen.

Die beim Autodafé zu weltlichen Strafen Verurteilten wurden beim Autodafé selbst nicht gerichtet. Es ist ein verbreiteter Irrtum, daß beim Autodafé, das eine geistliche Handlung war, die Ketzer verbrannt wurden. Die Verbrennung war aus der obenerwähnten grundsätzlichen Einstellung der Kirche den weltlichen Behörden überlassen und fand erst nach dem Autodafé statt. In geheuchelter Unschuld zog sich die Geistlichkeit zurück und überließ den weltlichen Behörden, den geladenen Gästen und dem sensationslüsternen Volk das Opfer zu dem nun folgenden grauenhaften Schauspiel der Massenverbrennung unschuldiger Menschen.

Slonimski,

ein neuhebräischer Astronom und Erfinder.

In der neuhebräischen Literatur sind die Werke allgemeinen Wissens an Zahl durchaus nicht gering. Einer der ältesten neuhebräischen Schriftsteller, Mordechai Aaron Günzburg (1795—1846), ein Mann von vielseitiger Bildung, verfaßte die erste „Allgemeine Geschichte" in hebräischer Sprache. Ihm folgte Kalman Schulmann (1817—1889) mit einer neunbändigen Weltgeschichte „Diwre jeme olam", die in den Jahren 1867 bis 1884 erschienen ist. Bücher über Geographie veröffentlichten Samson Bloch, A. M. Mohr, Schulmann, Hillel Kahane, Nahum Sokolow u. a. Schalom Jakob Abramowitsch, der nachmals unter dem Namen Mendele Mocher Sforim berühmt gewordene jiddische Schriftsteller, verfaßte in hebräischer Sprache eine dreibändige Naturgeschichte „Toledoth Hatewa" (1862). Beiträge zur allgemeinen Religionsgeschichte lieferte Salomon Rubin (1823—1910), der auch Spinozas „Ethik" ins Hebräische übersetzt hat. Eine Geschichte der neueren Philosophie von Kant bis Hegel gab Fabius Mieses (geb. 1824) heraus. Besondere Erwähnung verdient die Bibliothek der gesamten Naturwissenschaften „Ozar Hachochma we-Hamadda" von Hirsch Rabbinowitsch. Während aber alle diese Wissensgebiete von keinen Spezialisten, sondern von kenntnisreichen Schriftstellern bearbeitet wurden, wirkte auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie ein wirklicher Fachgelehrter, nämlich der hervorragende Mathematiker und Astronom Ch. S. Slonimski. Chajim Selig Slonimski wurde 1810 zu Bialystok geboren. Bis zu seinem 18. Lebensjahre studierte er ausschließlich Talmud und rabbinische Literatur, und auch nach seiner Verheiratung 1828 setzte er dieses Studium im Hause seines Schwiegervaters fort. Hier spielte ihm der Zufall einige ältere hebräische Werke über Astronomie in die Hand, was für seine weitere geistige Entwicklung von entscheidender Bedeutung wurde. Er lernte nunmehr fremde Sprachen und widmete sich fortan naturwissenschaftlichen, insbesondere mathematischen und astronomischen Studien.

Die erste Frucht dieses Studiums war ein Elementarbuch der einfachen und höheren Algebra, benannt „Mossede Chochma" (Wilna 1834). Als 1835 das Erscheinen des Halleyschen Kometen die wissenschaftliche Welt in Spannung hielt, veröffentlichte Slonimski das Buch „Kuchba Dischwit" (Wilna 1835, 2. Aufl. Warschau 1857), einen Abriß der Geschichte der Astronomie von Kepler bis auf die Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der Kometenastronomie und der Umlaufsberechnung des Halleyschen Kometen. Sein nächstes Werk „Toledoth Haschamajim" (Warschau 1838), Lehrbuch der Astronomie, der Sonnen- und Mondberechnungen, gab Anlaß zu einer jahrelangen wissenschaftlichen Polemik über die jüdische Kalenderberechnung zwischen Slonimski und Hirsch Pineles. Abschließend ist sein Buch über das jüdische Kalenderwesen „Jessode haibur" (Warschau 1852. 2. Aufl. Schitomir 1865). Einzig in ihrer Art, weil auf streng wissenschaftlichen Beweisen fußend, ist die Schrift „Meziat hanefesch wekijuma" (ebenda 1852. 4. Aufl. ebenda 1880) über das Dasein der Seele und ihre Fortdauer außerhalb des Körpers.

Für eine von ihm auf Grund einer neuen Zahlentheorie erfundene Rechenmaschine erhielt Slonimski 1844 von der Petersburger Akademie den Demidow-Preis und auf Antrag des Ministers Owarow das Ehrenbürgerrecht.

Im selben Jahre kam Slonimski nach Berlin, um hier eine physikalische Erfindung zu verwerten. In der preußischen Hauptstadt war es ihm vergönnt, mit den namhaftesten deutschen Forschern auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie, wie Bessel, Crelle, Enke, Ideler, Jacoby, persönlich bekannt zu werden. Ideler machte ihn mit Alexander v. Humboldt bekannt, der an dem kenntnisreichen polnisch-jüdischen Gelehrten außerordentlich Gefallen fand. Humboldt zeichnete ihn bald durch sein besonderes Wohlwollen aus; Slonimski durfte sein Haus besuchen und ihm seine Forschungsergebnisse mitteilen.

Die Bekanntschaft mit Alexander v. Humboldt zählte Slonimski zu den schönsten Errungenschaften seines Lebens; er war dem Schicksal dankbar, das ihn mit dem Nestor der Naturwissenschaften zusammenführte. Von diesem Dankgefühl legt eine in hebräischer Sprache abgefaßte Schrift Slonimskis, „Ot Sikaron Alexander v. Humboldt, eine biographische Skizze" (Berlin 1857) beredtes Zeugnis ab. Das Buch, „dem Nestor des Wissens zu seinem achtundachtzigsten Geburtstage gewidmet", enthält eine ausführliche Lebensbeschreibung Humboldts sowie eine eingehende Besprechung der von ihm in französischer und deutscher Sprache erschienenen Werke. Welchen Beifall Slonimskis Humboldt-Biographie, die übrigens auf Kosten der Berliner Jüdischen Gemeinde gedruckt wurde, beim hebräischen Lesepublikum fand, beweist der Umstand, daß sie drei Auflagen erlebte — was bei hebräischen Büchern, zumal wenn es sich um Biographien handelt, selten vorkommt.

Da das Vorwort zu dieser biographischen Skizze in kurzem Umriß eine Charakteristik der Persönlichkeit Humboldts entwirft, so möge es hier in einer möglichst wortgetreuen Übertragung wiedergegeben sein. Slonimski schreibt:

„Die Lebensschicksale dieses hervorragenden Mannes (Alexander v. Humboldts) sind mit der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften, die sich in den letzten siebzig Jahren verbreiteten, eng verknüpft; alle die Werke und Leistungen, die dieser Große während seines ganzen Lebens mit Mühe und Fleiß vollbracht hat, sind mit den neuesten Forschungen der Naturwissenschaft verwoben und verzweigt. Und wo ist der Mann, der an den Pforten der Weisheit wacht, um das Große und Wunderbare zu schauen, und seine Lippen überströmten nicht von Dank und Lob für diesen großen Forscher? . . . Deshalb fand ich es für nützlich, auch den Kindern meines Volkes die Lebensgeschichte dieses bedeutenden Mannes in der ihnen liebgewordenen hebräischen Sprache zu erzählen. Ich beabsichtige in dieser Schrift einerseits hinzuweisen auf den Wissensreichtum unserer Tage und auf die unentwegten Mühen und Strebungen der Forscher, in die Tiefen der Erkenntnis einzudringen und die Wahrheit ans Licht zu fördern, sowie andererseits dem Nestor des Wissens ein ewiges Denkmal auf den

hebräischen Gefilden zu errichten. Groß wie seine Weisheit ist seine Biederkeit und sein Gerechtigkeitssinn. Er hat mehr als einmal vor den Augen der Nationen für das Volk Israel eine Lanze gebrochen. Jeder Jude, der Liebe zu seinem Volke empfindet, wird voll des Lobes und des Dankes sein für diesen Weisen, dessen Name ewig leuchten und dessen Gerechtigkeitssinn ewigen Bestand haben wird."

Als Slonimski im Jahre 1858 zum zweiten Male in Berlin weilte, überreichte er dem greisen Forscher die biographische Skizze mit einem Begleitschreiben des Orientalisten Dr. Michael Sachs. Darauf erhielt Slonimski von Humboldt folgendes Dankschreiben:

Verehrtester Herr Slonimski!

Ich bin tief in Ihrer Schuld durch so lange Verzögerung des Dankes für eine Ehre, die Ew. Wohlgeboren mir so wohlwollend bereitet haben. Die unruhige Lage, in der ich lebe, in einer politisch und gesellschaftlich so bewegten Zeit, kann mich kaum rechtfertigen. Eine Empfehlung von zwei berühmten, mir so teueren Freunden wie Bessel und Jacoby läßt einen dauernden Eindruck. Der hebräischen Literatur leider entfremdet, aber von früher Jugend an mit den Edelsten Ihrer Glaubensgenossen innigst verbunden, ein lebhafter und ausdauernder Verfechter der Ihnen gebührenden und so vielfach noch immer entzogenen Rechte, bin ich nicht gleichgültig für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben. Das Zeugnis eines tiefen orientalischen Sprachkenners, des vortrefflichen, so mannigfach ausgebildeten Dr. Michael Sachs, kann eine solche Auszeichnung nur erhöhen. Es ist für den biographisch Belobten fast eine Beruhigung, der Ursprache nicht mächtig zu sein. Ich werde vom Dienstag an einige Wochen wieder in Berlin wohnen, und vom Dienstag an wird jeden Tag zwischen 1 und 2 es mir eine Freude sein, Herrn Slonimski, falls er nicht schon nach Warschau zurückgekehrt ist, in Berlin zu empfangen und Ihnen den Ausdruck der innigsten Hochachtung mündlich zu erneuern, die Ihren schönen früheren wissenschaftlichen Bestrebungen gebührt.

Ew. Wohlgeboren gehorsamster
Alexander v. Humboldt.

Potsdam, den 12. Dezember 1858.

Aus der ersten Zeit der Bekanntschaft Slonimskis mit Humboldt verdient eine lustige Episode mitgeteilt zu werden. Alexander v. Humboldt, der bekanntlich der Intimus Friedrich Wilhelms IV. war, wußte den König für den jüdischen Gelehrten dermaßen zu interessieren, daß der Monarch ihn zu einer Privataudienz entbot. Humboldt benachrichtigte hiervon Slonimski und gab ihm den Zeitpunkt an, an dem er ihn beim König einführen werde. Slonimski trug damals die polnisch-jüdische Tracht; da er nur vorübergehend in Deutschland weilte, sah er sich nicht veranlaßt, die „traditionelle" Kleidung mit einer modern-europäischen zu vertauschen. Allein vor dem König mochte er doch nicht so erscheinen. Er verschaffte sich daher schleunigst einen schwarzen Gehrock, weiße Binde und alles andere, was zum „Modemenschen" gehört. Zur bestimmten Zeit erschien er bei Humboldt; dieser war nicht wenig erstaunt, einen völlig umgewandelten Slonimski vor sich zu sehen. „Aber lieber Herr Slonimski," sagte er lächelnd, „was fällt Ihnen denn ein, sich zu maskieren. Der König ist gerade auf den Forscher im Kaftan neugierig." Slonimski mußte nach Hause eilen, den neuen „Modemenschen" ausziehen und den alten „Kaftanjuden" wieder anziehen. So wurde — wohl zum ersten und einzigen Mal — ein Kaftanjude von einem preußischen König in Privataudienz empfangen.

In den Jahren 1853—56 machte Slonimski mehrere physikalische Erfindungen, so eine zur Verbesserung der Dampfmaschine (das Recht zur Verwertung erwarb Borsig in Berlin), eine andere, gemeinsam mit Aron Bernstein, auf dem Gebiete der Telegraphie, die später von Lord Kelvin ausgebaut wurde.

1862 wurde Slonimski von der russischen Regierung zum Inspektor der Rabbinerschule zu Schitomir ernannt; im selben Jahre begründete er in Warschau die „Hazefira", die zuerst als Wochenblatt erschien und 1886 unter der Redaktion von Nahum Sokolow in eine Tageszeitung umgewandelt wurde. Zwölf Jahre lang versah Slonimski in Rußland das Amt eines Zensors für hebräische Werke. Außer den erwähnten Schriften hat Slonimski ein Lehrbuch der Mathematik, Beiträge zur jüdischen Kalenderkunde und verschiedene naturwissenschaftliche Aufsätze, auch in russischer und deutscher Sprache, veröffentlicht. Seine vermischten naturwissenschaftlichen Abhandlungen sind gesammelt unter dem Titel „Maamare Chochma" (Warschau 1891) erschienen.

Slonimski starb 1904 zu Warschau. Bis ins Greisenalter war er literarisch tätig und schrieb noch in den letzten Jahren wissenschaftliche Aufsätze für die „Hazefira".

S. M.

In der Geschichte der Inquisition ist grundsätzlich zu unterscheiden zwischen der von Rom ausgehenden päpstlichen und der in Spanien vom Königtum eingesetzten spanischen Inquisition. Die päpstliche Inquisition war eine rein kirchliche, die spanische eine kirchlich-politisch-völkische Institution. Die päpstliche Inquisition wurde zur Zeit der Albigenser Kriege von Innocenz III. durch eine Delegation von Mönchen begründet, die er nach Südfrankreich schickte, um dort gegen die Ketzer mit jener Strenge vorzugehen, die man bei den weltlichen Fürsten vermißte. 1243 nennt sich der Dominikaner Fra Ruggiero Calcagni als erster „Inquisitor", und 1262 setzt Urban IV. den Kardinal Kajetan Orsini als „Generalinquisitor" über die bis dahin zahlreich gewordenen Inquisitionsgerichte des katholischen Machtbereiches. Von Anfang an begegnete die Inquisition durch ihre unerhörte Grausamkeit dem Widerstand der Bevölkerung. Schon das erste Inquisitionstribunal in Albi, dem Ausgangsort der Albigenser-Bewegung, rief eine Revolte hervor, die Inquisitoren wurden verjagt, einige sogar erschlagen, das gleiche wiederholte sich in Narbonne und Toulouse. Mit Hilfe der päpstlichen Macht aber wurde die Inquisition gegen den Widerstand der Behörden neu eingesetzt und ein furchtbares Strafgericht inszeniert.

In den Jahren 1246/47 wurden in Südfrankreich etwa 6000 Inquisitionsprozesse erledigt. Alle freiheitlichen Elemente wurden unterdrückt, die Wohlhabenden, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen, in Ketzerprozesse verwickelt, Tote, die sich nicht mehr verteidigen konnten, als Ketzer aus den Gräbern geholt und verbrannt, damit man den Erben das Vermögen rauben konnte, und so wurde zwischen 1230 und 1300 die herrliche Kultursaat, die gerade hier am üppigsten und hoffnungsvollsten für ganz Europa aufgegangen, barbarisch zertreten und dadurch die gesamte Kulturentwicklung Europas um Jahrhunderte aufgehalten. Und wenn man noch heute in jenen Gegenden durch weite Strecken entvölkerten Landes fährt, kaum hier und da ein ärmlich Dorf, so nur darum, weil man über das verödete Schlachtfeld eines grausamen und sinnlosen Kulturkampfes dahinreist, dessen Sieger die schwarze Inquisition gewesen.

Natürlich versuchte man die Inquisition auch in Deutschland einzuführen und erteilte zu diesem Zweck einem inquisitorisch eingestellten Fanatiker, Konrad von Marburg, Vollmacht. Gegen den Widerstand der Bischöfe und des Adels versuchte dieser die Inquisition zu organisieren, wurde aber 1233 vom empörten Volk erschlagen. Wie in ihren Anfängen, so blieb die Inquisition auch späterhin in Deutschland ziemlich machtlos. Von ihrem Wirken aber zeugt die Tatsache, daß die größten Geister des religiösen Lebens im deutschen Mittelalter von der Inquisition verfolgt wurden. Meister Eckhart, der bedeutendste Mystiker Deutschlands, selbst Dominikanerprior, wurde bis über den Tod hinaus in zahlreiche Inquisitionsprozesse verwickelt und schließlich verurteilt, zweihundert Jahre später zitierte die Inquisition den Vorkämpfer des Humanismus, Reuchlin, vor ihr Tribunal, und schließlich auch Luther, der den Satz aufgestellt hatte: Die Ketzer zu verbrennen, ist gegen den Heiligen Geist. Durch die Verbrennung zweier lutherischer Mönche veranlaßt, verfaßte er das Gedicht: „Ein neues Lied wir heben an..." Eine von der päpstlichen Inquisition gänzlich verschiedene Entwicklung nahm die Inquisition in Spanien. Unter der Weltherrschaft der Araber war zwischen den Jahren 700 und 1000 Spanien von den aus Afrika siegreich vordringenden Mohammedanern besiedelt worden, und nun entstand hier durch das Zusammenleben der siegreichen Semiten und der besiegten Germanen jene leuchtend farbenreiche und einzigartig produktive Mischkultur, die man als spanisch-arabische Blütezeit bezeichnet. Araber, Berber, Mauren und Juden auf der einen Seite, Goten, Kelten, Iberer, Basken und Romanen auf der anderen vereinten ihre physischen und geistigen Kräfte zu einem Staatswesen und -leben, das zu den wenigen erfreulichen Glanzepochen der Menschheitsgeschichte zählt. In diesem Mischstaat herrschte eine selbst für unsere Zeiten vorbildliche Freiheit der religiösen und politischen Anschauungen und der völkischen Eigenart. Kirche, Moschee und Synagoge standen friedlich nebeneinander, der Bischof herrschte neben dem Imam, der Jude ist der Lehrer der arabischen Jugend, der germanische Ritter kämpft neben dem maurischen Kameraden für die Freiheit des Landes. Als 1085 Alfons VI. Toledo eroberte, nannte er sich „König zweier Religionen" und gab unter dem Einfluß der Freiheitstradition Christen, Mohammedanern und Juden die gleichen bürgerlichen und religiösen Rechte. Hundert Jahre hielt diese Macht des bisherigen „Liberalismus" an. Als Alfons IX. 1212 die Stadt Ubeda eroberte, sagte er ihren 3000 mohammedanischen Bewohnern zu, daß sie auch unter christlicher Herrschaft ungestört in ihrem Glauben weiterleben dürften. Unterdessen aber war die katholische Kirche mächtig geworden und mit ihr der Wille, alle „Ungläubigen" der alleinseligmachenden Kirche zuzuführen. Sie setzte es durch, daß Alfons IX. seine Zusage an die Mohammedaner zurücknahm und sie als Gefangene teils töten, teils in die Sklaverei abführen ließ. Als Jakob I. dreißig Jahre später die Balearen eroberte und den Mohammedanern ebenfalls Freiheit zusagte, stellten die Bischöfe ihm vor, daß unmöglich in christlichen Landen täglich dreimal von den Minaretts „falsche Götter" angerufen werden könnten. 1216 bestimmte das lateranische Konzil, daß Juden und Mohammedaner äußerliche Abzeichen, die sogenannten späteren Schandflecken, tragen müßten und daß sie in besonderen Vierteln, italienisch Ghetto genannt, in Spanien Moreria für die Mauren und Juderia für die Juden, getrennt von den Gläubigen leben müßten. Die Inhaltsschwere solcher Maßnahmen begreift man erst, wenn man sich von der üblichen Vorstellung eines mittelalterlichen Juden, den man sich als einen verarmten und degradierten Ghettobewohner ausmalt, befreit und sich vergegenwärtigt, daß in dem von den Christen nun allmählich eroberten Spanien die Mauren und Juden die herrschende Oberschicht darstellten. Sie waren Kanzler und Minister, Finanziers und Handelsherren, Universitätsprofessoren und Künstler, sie wohnten in den elegantesten Straßen, in

Schlössern und Luxusvillen, und füllten Theater, Akademie und Promenade mit ihrer Eleganz. Der Kampf gegen diese Gesellschaftsschicht war einerseits nicht leicht, andererseits konnte man ihre Mitarbeit an Staat und Wirtschaft nicht entbehren. Aus diesem Grunde wandte man zunächst gemäßigte Methoden an, indem man den Andersgläubigen durch besondere Gesetze den Weg zu Ämtern, zu Handels- und Lehrfreiheit versperrte und sie zwang, entweder auszuwandern oder die Taufe anzunehmen. In den oberen Schichten ging man mit gesetzlichen Maßnahmen vor, gegen die unteren wandte man Gewalt an. Zehntausende von bis dahin frei lebenden Juden und Mauren wurden zwangsgetauft. Die Kinder wurden den Eltern entführt und in Klosterschulen in katholischem Glauben erzogen, die Hebammen mußten — nach altägyptischer Methode — der Geistlichkeit jede Geburt anzeigen, und so schuf man die Riesenkategorie der zwangsgetauften Mauren, Moriskos, und zwangsgetauften Juden, Conversos oder Marannen. Vom Umfang dieser Zwangstaufen kann man sich als moderner Mensch kaum noch einen Begriff machen. Es gibt kaum eine Adelsfamilie Spaniens, in die nicht durch Verschwägerung mit Zwangsgetauften mohammedanisches oder jüdisches Blut eingedrungen ist. Selbst die ersten Häuser der Granden, die Henriquez, die Lunas, Mendozas, Villahermosas, verschwägerten sich mit Marannen, und Ferdinand der Katholische war ebenso wie der erste spanische Großinquisitor Torquemada ein Abkömmling jüdischer Ahnen. Auch der zweite Großinquisitor Deza war solch ein Viertel- oder Achteljude. Durch die Zwangserziehung jüdischer Kinder in den Klöstern und die natürliche Neigung der Juden für philosophische und religiöse Problematik drang das jüdische Element auch in einem, man kann sagen fast beherrschenden Maß in die spanische Geistlichkeit. Wie eine ganze Reihe von Inquisitoren, so waren zahlreiche Bischöfe, Äbte, Priester und Mönche und vor allem die Helfershelfer der Inquisitoren, die gewerbsmäßigen Spione, Familiares genannt, Kinder und Enkel von Juden und Halbjuden. Neben den anpassungsfähigen Elementen, die sich rasch in ihre neue Rolle hineinfanden, gab es natürlich ebenso viele, die trotz des äußeren Zwanges im Innern nur noch um so beharrlicher an den Glaubenssätzen der ihnen angestammten Religion festhielten. Diese stellten das große Kontingent der „heimlichen Juden" (und Mauren), und gegen diese vor allem richteten sich der Zorn und das Schwert der Inquisition.

Als Ferdinand und Isabella Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch Heirat und Erbschaft das geeinigte Königreich Spanien schufen, leisteten sie im Geiste der großen Tradition ihres Landes den Eid, daß alle Andersgläubigen gleichberechtigt neben den Christen in voller Freiheit ihre Religion und eigene Volkskultur ausüben dürften, verhießen ihnen also nach einem modernen Ausdruck „Autonomie". Aber die Königin Isabella war eine bigotte Frau, die ganz unter dem Einfluß ihres Beichtvaters Fray de Torquemada (Turrecremata) stand. Sie mußte ihm ein Gelübde ablegen, als Königin nicht eher zu ruhen, als bis alle Bewohner des Landes unter den Fittichen der katholischen Kirche vereint wären. Torquemada ist der Typus eines Fanatikers, der nicht einer Idee dient, sondern von ihr besessen wird und ihr rücksichtslos alles, sein Glück und das der anderen, opfert. Er trug nie ein anderes Kleid als die Kutte, aß nie Fleisch, fastete viel, lehnte jede Ehrung und jeden Besitz ab. Seine Schwester, die sich verheiraten wollte, zwang er, Nonne zu werden. Es ist auch kein Bild von ihm erhalten, da er keines anzufertigen erlaubte. Dem Königspaar suggerierte er die Idee, daß es ihre königliche Pflicht Gott gegenüber sei, die Ketzerei, die ja in der Tat in Spanien infolge der geschilderten Verhältnisse blühte, mit Stumpf und Stiel auszurotten und Spanien zu einem vollkommen christlichen Lande zu machen. 1478 wurde von Rom die Erlaubnis erwirkt, eine neue Inquisition in Spanien einzuführen. Ferdinand setzte nunmehr gegen den begreiflichen Widerstand der Kirche durch — und hierin liegt der entscheidende Unterschied der spanischen Inquisition zur päpstlichen —, daß er als König der Leiter der Inquisition sei und daß die von den Ketzern konfiszierten Güter nicht der Kirche, sondern dem König zufielen, während er seinerseits die Verpflichtung übernahm, die Unkosten der Inquisition zu bestreiten. 1480 begann die spanische Inquisition ihre Tätigkeit in Sevilla, wo im Namen des Königs ein Tribunal eingesetzt wurde. Wie überall und zu allen Zeiten, auch noch heutzutage, wandte man sich zuerst gegen die schutzlosen Fremden. Durch einen Erlaß an die Stadtbehörde wurden alle „Zugereisten" der Inquisition vorgeführt, und es waren derer so viele, daß die Inquisition die große Festung von Triana als Quartier erwählen mußte. Ein Komplott, das gegen die Inquisition geschmiedet, aber vorzeitig verraten wurde, bot ihr den willkommenen Anlaß, nach ihren tastenden Vorversuchen nun energischer vorzugehen, und Anfang 1481 wurden die reichen Marannen von Sevilla von der Inquisition ergriffen. Am 6. Februar 1481 fand die erste Judenverbrennung in Spanien statt, bei der sechs Juden, Männer und Frauen, ihr Leben ließen. Wenige Tage später folgte ihr eine zweite, und nachdem der Versuch gelungen, wurde nun ein großer Dauer-Richtplatz aufgemauert, eine Art Altar für Menschenverbrennung, zu dem ein getaufter Jude namens Mesa, um seine Rechtgläubigkeit zu dokumentieren, vier Prophetenstatuen beisteuerte, mit dem Erfolg, daß kurze Zeit darauf er selber unter dem Verdacht des Judaismus zwischen seinen Weihgeschenken den Feuertod fand. Nach den Angaben Llorentes, des ersten Historikers der Inquisition (1780), der selbst Sekretär des heiligen Officiums zu Toledo gewesen, wurden im ersten Jahre 298 Menschen verbrannt und 79 zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Der Sekretär der Königin Isabella gibt an, daß von 1480 bis 1520 allein in Sevilla 4000 Verbrennungen stattgefunden hätten.

Von Sevilla dehnte die Inquisition ihre Tätigkeit über die anderen Städte Spaniens aus. 1486 mußten beim ersten Autodafé in Toledo 750 Juden und Mohammedaner, darunter die reichsten Bürger der Stadt, mit brennenden Kerzen in Büßergewändern erscheinen; sie wurden zu lebenslänglichem Tragen des Schandkleides verurteilt, aller Ämter und Ehrenrechte beraubt und von jedem ehrlichen Gewerbe ausgeschlossen.

Große Schwierigkeiten machte es der Inquisition, in die freiheitlich gesinnten Provinzen von Katalonien und Aragon einzudringen. Der Inquisitor von Zaragoza, Peter Arbues, war wegen seiner Grausamkeit so gehaßt und verfolgt, daß er ständig in Rüstung ein-

herging und selbst in der Kirche die Lanze nur aus der Hand ließ, wenn er den Kelch erfaßte. Trotzdem wurde er eines Tages während der Messe von Angehörigen einiger Opfer niedergeschlagen. Von der Inquisition aufgewiegelt und durch Legenden getäuscht, veranstaltete das Volk ein Pogrom gegen Juden und Mauren und richtete ein wahres Blutbad unter der Bevölkerung an. Peter Arbues wurde 1861 selig und 1867 von der katholischen Kirche heilig gesprochen mit der Begründung:

„Er zeigte sich als Glaubensrichter so bewunderungswürdig und unbeugsam und als solch heftiger Gegner der Ketzerei, daß durch seinen Eifer und durch seine Sorgfalt viele Ketzer, Apostaten und Rückfällige die verdiente Strafe für ihr Verbrechen empfingen."

Auch Torquemada war seines Lebens nicht sicher. Eine Leibwache von dreihundert teils berittenen Söldnern schützte ihn auf allen Wegen, und er selber lebte in ständiger Furcht vor Meuchelmord. Durch die Unbeugsamkeit seines Willens und die eiserne Konsequenz, mit der er sein grausames Regiment unter Berufung auf die Heiligkeit seiner Mission führte, wurde er der mächtigste Mann Spaniens, vor dem sogar der König zitterte. Selbst Bischöfe ließ er durch die Inquisition wegen Verdachts der Ketzerei verfolgen, und zwei von ihnen, ehemalige Juden, der eine ein Mann von achtzig Jahren, wurden auf Torquemadas Anzeige nach Rom deportiert und dort lebenslänglich gefangengesetzt. 1492 setzte Torquemada das Edikt der Judenvertreibung durch, nachdem er, ganz nach Art einer modernen Pressekampagne für irgendeinen politischen Zweck, die Volksstimmung durch zahllose Legenden über die Juden, ihre Ketzerei, ihre Ritualverbrechen und dergl., dafür vorbereitet hatte. Der König, der an der Inquisition überhaupt wohl grundsätzlich nur finanziell interessiert war und in ihr einen wunderbar funktionierenden Mechanismus zur Auffüllung der Staatskasse erblickte, war durchaus gegen die Vertreibung der Juden, da er die wirtschaftlichen Gefahren eines solchen Schrittes wohl einsah und außerdem die Juden ihm außerordentlich hohe Entschädigungssummen anboten. Torquemada aber soll mit dem Kruzifix in der Hand in die Privatgemächer der Königin eingedrungen sein und ihr gesagt haben, daß sie, „wie einst Judas, im Begriff sei, den Herrn zu verraten", worauf diese, aufs tiefste erschüttert, den König zur Unterschrift bewog. Am 30. März 1492 erfolgte als größte politische Leistung der spanischen Inquisition die Ausfertigung des Vertreibungsediktes, durch das sämtliche Juden innerhalb vier Monaten entweder zur Taufe oder zur Auswanderung gezwungen wurden. Nicht nur die Juden, sondern auch das Judentum sollte nach Torquemadas Vorsatz ausgerottet werden, und allenthalben wurden Scheiterhaufen errichtet, auf denen die Erzeugnisse der spanisch-jüdischen Literatur verbrannt wurden. 1498 starb Torquemada. Nach den Angaben Llorentes sind in den achtzehn Jahren seiner Wirksamkeit als Inquisitor mehr als 16 000 Menschen lebendig verbrannt, ungefähr 7000 Leichen ausgegraben und geschändet und 100 000 Menschen zu lebenslänglichem Kerker, zur Vermögenskonfiskation oder zum Tragen des Schandkleides verurteilt worden.

Der Nachfolger Torquemadas war Deza, der aber bald ersetzt wurde durch Ximenes. Was Torquemada für die Juden, war Ximenes für die Mauren. Ein fast noch finstererer Charakter als Torquemada, richtete er die Inquisition namentlich nach Süden gegen die Mauren. Deren Schicksal war noch schlimmer als das der Juden, denn Ximenes erlaubte ihnen nicht die Auswanderung. Für sie gab es nur eine Entscheidung: Taufe oder Feuertod. Die Maßnahmen gegen die Auswanderung wurden zu einem kriminalistischen System ausgebaut. Schon der Fluchtversuch wurde mit dem Tode bestraft. Allenthalben waren die Häscher hinter den Verfolgten her. Die Kapitäne mußten jedes Schiff vor der Ausfahrt aus dem spanischen Hafen durchsuchen lassen, und wenn ein Flüchtling festgestellt wurde, verfiel das Schiff samt seiner Ladung der Inquisition. Allenthalben umlauerten die Spione den Zwangsgetauften, und wer irgendeinen auch nur entfernt an Judentum oder Islam erinnernden Brauch befolgte, zum Beispiel sich vor dem Essen die Hände wusch, keinen Wein trank oder ein Bad nahm, war schon in Gefahr, der Inquisition angezeigt zu werden. Die Hebammen durften die Neugeborenen nicht verlassen, ehe sie nicht vom Priester getauft waren. Als alle stürmische Gewalt europäischer Machtmittel an der Unbeugsamkeit des orientalischen Charakters zuschanden wurde, griff man zu dem Verfahren, das sich an den Juden bewährt hatte, man trieb die Mauren aus. Genau wie hundert Jahre vorher die Juden mußten nun sie innerhalb vierzehn Tagen das Land verlassen, durften nur mitnehmen, was sie selber tragen konnten, und wurden durch bereitgehaltene Flotten nach Afrika übergesetzt, wo sie zum größten Teil, vollkommen schutzlos den räuberischen Wüstenstämmen ausgeliefert, umkamen. Die Zahl der vertriebenen Moriscos wird zwischen 300 000 und eine Million geschätzt.

Außer den Mauren und Juden waren die Anhänger der verschiedenen Sekten sowie alle schwärmerischen Elemente, die außerhalb der Grenzen des vorgeschriebenen Gottesdienstes religiöse Befriedigung suchten, Gegenstand der inquisitorischen Verfolgung. Manche religiöse Gestalt, die in späterer Zeit von der Kirche selber heilig gesprochen wurde, ist zu Lebzeiten von der Inquisition beargwöhnt oder gar bestraft worden. Selbst der Gründer des Jesuitenordens, dessen Angehörige später selber an Stelle der Dominikaner und Franziskaner das Werk der Inquisition übernahmen, Ignatius von Loyola, hat im Kerker der Inquisition geschmachtet und wurde mit einem dreijährigen Verlust des Predigens bestraft. Die Schutzheilige Spaniens, Teresa de Jesu, entging nur durch das Eingreifen Philipps II. dem Feuertod, und ihr Schüler Juan de la Cruz, später ebenfalls heilig gesprochen, wurde von der Inquisition in lebenslängliche Schutzhaft genommen. Molinos, der Begründer des Quietismus, ging an den harten Bußübungen zugrunde, zu denen ihn die Inquisition wegen achtundsechzig ketzerischer Sätze verurteilte. Selbst vor dem Königsthron machte die Inquisition nicht halt. Johanna, die Königin von Navarra, sowie ihr Sohn Heinrich von Bourbon, standen vor dem Inquisitionsgericht. Als Papst Sixtus V. eine italienische Übersetzung der Bibel herausgab, erhielt er von der spanischen Inquisition eine Verwarnung, und der Gebrauch der Übersetzung wurde in ihrem Bereich verboten. Mit größter Schärfe ging die Inquisition im sechzehnten Jahrhundert gegen die Versuche einer Reformation in Spanien vor und

erreichte in der Tat, daß auf der Pyrenäen-Halbinsel keinerlei reformatorische Bewegung Fuß zu fassen vermochte. Nicht einmal als Reisende durften Juden oder Protestanten es wagen, den Boden Spaniens zu betreten oder überhaupt mit einem Schiff einen spanischen Hafen zu besuchen. Es sind Fälle überliefert, in denen Matrosen und Reisende von den Schiffen herab der Inquisition zugeführt und teils mit Gewalt getauft und in Klöster gesteckt oder lebenslänglich eingekerkert worden sind.

Der umfangreichste aller Inquisitionsprozesse war der gegen die spanischen Niederlande. Hier wurden durch einen Urteilsspruch des Inquisitionstribunals im Jahre 1568 nicht weniger als drei Millionen Menschen zum Tode verurteilt, und die Expedition gegen Flandern unter Führung Albas war nichts anderes als ein Exekutivfeldzug zur Vollstreckung dieses Urteils.

In diesem Fall kommt die Verquickung religiöser und politischer Momente besonders deutlich zum Ausdruck. Die spanischen Könige haben von jeher die Inquisition als bequemes Mittel benutzt, alle revolutionären Elemente in Schach zu halten. Je näher die Neuzeit mit ihren antimonarchistischen Tendenzen heranrückte, um so mehr wurde die Inquisition aus einem religiösen ein politisches Instrument, eine Art Ochrana. Eines der stärksten Mittel zur Unterdrückung aller freiheitlichen Regungen war die Zensur über sämtliche geistigen Bestrebungen. Die hebräischen und arabischen Bücher wurden sozusagen ausnahmslos den Flammen übergeben. Von der gewaltigen Bibliothek zu Cordoba ist ebensowenig übriggeblieben wie von jener zu Alexandria. Die Araber haben die größte Bibliothek des Altertums, die Inquisition hat die größte des Mittelalters den Flammen überliefert. Selbst Bibelübersetzungen waren verboten, und erst im Zeitalter der Französischen Revolution, als die Inquisition ihrem Ende entgegensah, wurde eine spanische Übersetzung der Bibel erlaubt. Bis zu diesem Tage hat ein großer Teil des spanischen Volkes nicht einmal die Existenz dieses Buches gekannt. Ebenso besorgt wie um Religion und Wissenschaft war man um Kunst und Moral, alle Bilder, Stiche, Miniaturen, Fächer, Dosen, Spiegel wurden von der Inquisition geprüft, ob sie nicht heidnische oder ketzerische Darstellungen verbreiteten, und bejahendenfalls konfisziert oder vernichtet. 1815 befahl die Inquisition als letzte Maßnahme auf diesem Gebiet den Madrider Friseuren, die Wachsbüsten aus ihren Schaufenstern zu entfernen.

Wie auf fast allen Gebieten, so wirkte auch hier die Französische Revolution gleich einem reinigenden Weltgewitter, das allen Dunst und Staub des Mittelalters niederschlug und einen neuen Menschheitstag herbeiführte. Als Napoleon 1808 nach Madrid kam, hob er die Inquisition auf, aber die klerikale Regierung setzte sie nach seinem Sturz ebenso wieder ein wie in Deutschland nach den Freiheitskriegen an vielen Orten die alte Judenordnung wieder zur Geltung gebracht wurde. Das letzte Urteil, das die Inquisition gefällt hat, trägt das Datum Toledo, den 10. Februar 1820. Die Geistlichkeit aber gab den Kampf um die Macht nicht auf. Es wurden geheime Glaubensgerichte eingesetzt, die im Geist der alten Inquisition weiterwirkten. 1826 wurde ein Lehrer namens Cajetano Ripoll, der sich zum Deismus bekannte, von einem bischöflichen Gericht verurteilt und gehängt — die letzte Hinrichtung wegen Ketzerei in Spanien. 1856 wurde ein evangelischer Missionar von einem geistlichen Gericht zum Tode verurteilt, das Urteil aber von der Regierung in lebenslängliche Verbannung verwandelt. 1860 wurden mehrere Protestanten zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt, und erst als die Königin von Preußen vorstellig wurde, wies man die Verurteilten aus. 1869 erhielt Spanien eine moderne Verfassung, und theoretisch wurde die Glaubensfreiheit verkündet, aber 1875 mußten die Universitätsprofessoren schwören, nichts zu lehren, was den Dogmen widerspricht.

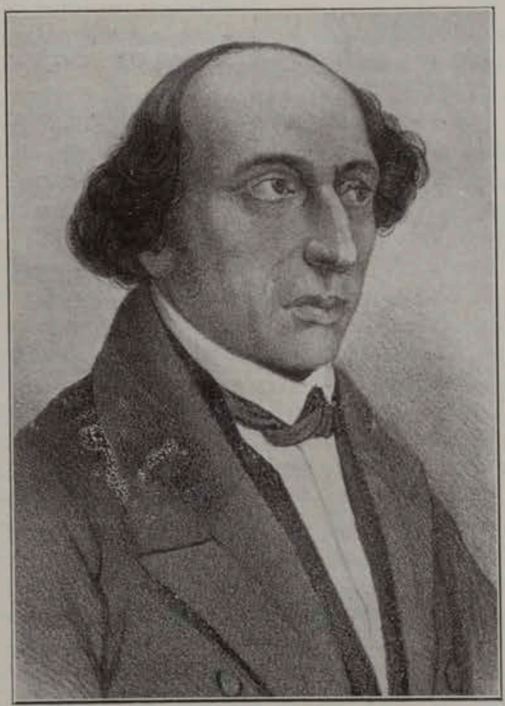
Im Gegensatz zur spanischen Inquisition ist die päpstliche Inquisition bis zum heutigen Tage noch nicht aufgehoben, und noch heute gedenkt man in der katholischen Kirche alljährlich am 30. Mai des heiligen Ferdinand III. von Castilien mit den Worten: „Er trug mit eigenen Händen Holz herbei, um die Ketzer zu verbrennen." Wie dieser Brauch beweist, ist man innerhalb der katholischen Kirche durchaus nicht darauf bedacht, das Andenken an die Ketzerverbrennungen auszulöschen, im Gegenteil, anerkannte Vertreter der Kirche begnügen sich nicht nur, auch heute noch die Inquisition zu preisen, sondern bemühen sich, sie wieder erstehen zu lassen. In dem von sechs Kardinälen und zweiunddreißig Bischöfen approbierten und in mehreren Sprachen übersetzten Werk „Dévivier, Cours d'Apologétique Chrétienne 15. Aufl. 1899) wird der Wunsch nach Wiedereinsetzung der Inquisition ausgesprochen. Das bekannte Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, ein modernes Nachschlagewerk, hält die Kirche für berechtigt und verpflichtet, „den Verirrten zu belehren, zu ermahnen und zurechtzuweisen und, im Falle des Beharrens bei seinem Irrtum, ihn mit körperlichen und geistigen Strafen zu belegen" usw. Die in Rom erscheinende Monatsschrift „Analecta ecclesiastica, Revue Romaine" schreibt 1895: „Kommen Wölfe im Schafsfell, um die Lämmer zu zerreißen, dann sollen sie mit Feuer und Schwert vertrieben werden... Oh, ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen! Durch euch wurden nach der Vertilgung einiger ganz und gar verderbter Menschen Tausende von Seelen von Irrtum und ewiger Verdammnis gerettet... Oh, erlauchtes und ehrwürdiges Andenken Thomas Torquemadas! Dieser erste Großinquisitor hatte zweitausend Ketzer verbrennen lassen" usw. — Und in dem Buch des Professors am päpstlichen Collegium de propaganda fide in Rom A. M. Lépicier O. S. M. „De stabilitate et propressu dogmatis", Rom 1910, heißt es: „Wenn die Gesellschaft für sich das Recht in Anspruch nimmt, einen Mörder, selbst wenn er bereuen sollte, hinzurichten, warum sollte der Kirche das gleiche Recht verweigert werden bei einem Menschen, der sich eines so schweren Verbrechens schuldig macht, wie es die Ketzerei ist?" —

Lit.: Ernst Schäfer, Beiträge zur Geschichte des spanischen Protestantismus und der Inquisition im 16. Jahrhundert. Gütersloh 1902.
Graf von Hoensbroech, Das Papsttum in seiner sozialen und kulturellen Wirksamkeit, 1. Band 1900.
Ludwig Pfandl, Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Kempten, 1924.
Emil Lucka, Torquemada und die spanische Inquisition, Wien und Leipzig 1926.

Johann Jacoby.

Ein Vorkämpfer der Emanzipation, der Sozialidee und des Völkerbundes.

Johann Jacoby wurde am 1. Mai 1805 in Königsberg geboren. Sein Vater, ein bescheidener Kaufmann, war, wie eben ein jüdischer Vater, bemüht, dem Sohne die denkbar beste Ausbildung zuteil werden zu lassen. Am berühmten Collegium Fridericianum und an der hohen Albertina legte Jacoby seine Gymnasial- und Universitätsstudien zurück; 1827 in Königsberg zum Doktor der Medizin promoviert, widmete er sich in Berlin und Heidelberg seiner weiteren ärztlichen Ausbildung, um sich 1830 in Königsberg dauernd niederzulassen. Als 1831 der polnische Aufstand ausbrach und in seinem Gefolge zum ersten Male die Cholera in Westeuropa auftrat, eilte Jacoby zu den Truppen und widmete sich mit größtem Eifer der Erkenntnis und Bekämpfung dieser Seuche. Er war der erste deutsche Arzt, der mit dem Rüstzeug der modernen Wissenschaft die Cholera studierte und über sie medizinische Abhandlungen schrieb. In ihnen bekämpfte er das damals eingeführte Sperrsystem, und als eine Zeitschrift, die gegen ihn polemisierte, seine Erwiderungen nicht aufnahm, veröffentlichte er eine Flugschrift „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Zensur in Preußen", die er in Paris erscheinen lassen mußte. Die nächste Veranlassung zu seinem öffentlichen und nunmehr ausgesprochen politischen Auftreten war die traurige Lage der Juden. Diese war wohl in einzelnen Staaten durch die tolerante napoleonische Herrschaft gemildert worden, im großen ganzen bestand aber die alte Rechtlosigkeit noch weiter; beschränkt war sogar das Wohnrecht, indem die Juden sich zum Beispiel in den sächsischen Ländern nur in zwei Städten niederlassen, in den mecklenburgischen aber an vielen Orten nicht einmal übernachten durften. In der Berufswahl außerordentlich beschränkt, konnten sie mit geringen Ausnahmen nur ganz kärglich ihren Lebensunterhalt erwerben. Selbst in das Familienleben griff der Staat ein; man braucht nur an die Beschränkungen zu denken, denen die Eheschließung unterlag, an das sogenannte Familiantentum. In den Freiheitskampf für das deutsche Vaterland zu ziehen, das wehrte man den Juden nicht, aber wenn die Juden gehofft hatten, hernach die Früchte ihrer Hingabe zu ernten, so brachte ihnen die nachfolgende Reaktionszeit nur Enttäuschungen. In der Marienkirche zu Lübeck kann man unter den gefallenen Freiheitskämpfern auch die Namen von Juden lesen, was aber nicht hinderte, daß eben diese Stadt Lübeck später die Juden aus ihren Toren vertrieb. Neue Hoffnungen hatten die Julirevolution und der polnische Aufstand erweckt. Aber auch sie blieben unerfüllt, wenn auch die Frage der Emanzipation der Juden, wie man das Problem bezeichnete, nicht mehr von der Tagesordnung verschwand. Ähnlich wie Rießer 1831 mit einem flammenden Protest gegen die den Juden auferlegten Beschränkungen auftrat, so war es auch Jacoby, der 1833 seine Streitschrift „Wider das Büchlein des königlich preußischen Oberregierungsrates Streckfuß über die Emanzipation der Juden" erscheinen ließ. Hatte Rießer betont, er bitte nicht um Recht, sondern er fordere als Recht, was bisher seinen Glaubensbrüdern versagt war — hatte ja das Edikt vom 11. März 1812 in Preußen den Juden das Staatsbürgerrecht erteilt —, so stellte Jacoby in ähnlicher Weise an die Spitze seiner Schrift den Satz: „Es ist ein über allen Widerspruch erhabener Rechtssatz, daß jeder Bürger im Staate auf gleiches Recht Anspruch habe, und wo Ausnahmen hiervon gemacht werden, die unumgängliche Notwendigkeit derselben klar dargetan werden müsse." Besonders scharf wendet er sich gegen die Taktik von Streckfuß, aus der langen Dauer und Allgemeinheit der Judenverfolgungen darauf zu schließen, daß diese weder in einem bloßen Vorurteil noch in der Ungerechtigkeit der Völker ihre Ursache haben könnten, sondern allein in der Eigentümlichkeit der Juden begründet seien. Aber nicht, wie es unsere heutigen Feinde tun, sah Streckfuß die Ursache dieser Eigentümlichkeit in der Rasse — auf diesen Begriff legte man damals überhaupt noch keinen Wert —, sondern in der Religion der Juden. Und da verfehlte Jacoby natürlich nicht, die Reinheit und Erhabenheit dieser Religion zu kennzeichnen. Jacoby hebt ferner hervor, daß überall dort, wo es sich um Pflichtleistungen handle, der Jude dem Einheimischen gleicherachtet werde, wo es sich aber um ein Recht handle, er ein Fremder heiße, Worte, die noch heute ihre Gültigkeit nicht verloren haben. Das trifft aber auch für das zu, was Jacoby über den Judenhaß des Pöbels sagt, von dem Streckfuß im Falle der Emanzipation Unordnung und Gefahren befürchtet. „Mit jenem feindlichen Dämon", so sagt Jacoby, „werden wir stets zu ringen haben, solange die Regierungen durch ihr Verhalten den Pöbel verleiten, auf uns als eine schlechtere Menschenkaste herabzusehen." Streckfuß will zwei verschiedene Klassen von Juden unterschieden wissen: die Herren Israeliten von echt vaterländischer Gesinnung, die sich von der sogenannten jüdischen Volkstümlichkeit losgemacht haben und volle Achtung der Christen verdienen, wie Gelehrte, Künstler, Fabrikanten, Großhändler, Grundbesitzer, und ihnen gegenüber eine weit



Johann Jacoby

zahlreichere Klasse von rohen und unwissenden Juden, die, instinktartig dem Talmud und dem Ritualgesetz anhängend, als Pfandleiher, Branntweinwirte, Hausierer, Trödler, Spione leben, beziehungsweise das Land durchstreifen und durch ihre widerlichen Sitten, durch Betrug und Gewinnsucht den Haß des Volkes rechtfertigen. Der ersten Klasse, schlägt Streckfuß vor, gebe die Regierung das Staatsbürgertum, jedoch zur Schonung der öffentlichen Meinung mit einigen Einschränkungen, zum Beispiel mit Ausschluß von höheren Staatsämtern, von ständischer Vertretung, militärischem Avancement, die zweite Klasse solle man hingegen als bloße Schutzjuden betrachten und unterwerfe sie größtmöglichen Beschränkungen, durch die die minder gewitzigten Christen, namentlich die Bauern, vor ihrem Wucher und Betrug, ihren Ränken und Verführungen sichergestellt werden. Gegen solche Pläne mußte sich ein Jacoby in hellem Zorn aufbäumen.

Nach einer weiteren polemischen Schrift, in der Jacoby — 75 Jahre vor der allgemeinen Anerkennung dieser Ideen! — für die körperliche Ausbildung der Jugend und für die Einschränkung des klassischen Unterrichtes zugunsten des Unterrichtes in der deutschen Sprache und in der Naturkunde eintrat, und nach einer Arbeit über die schwer auf den Geistern lastende Zensur, die jede Betätigung auf politischem Gebiet in Deutschland unmöglich machte, betrat Jacoby die eigentliche politische Arena mit seinen im Jahre 1841 erschienenen „Vier Fragen" — er wurde darum der Vier-Fragen-Jacoby genannt —, in denen er die gesetzmäßige Teilnahme der selbständigen Bürger an den Angelegenheiten des Staates und die Freiheit der Presse verlangt und sich gegen die Knebelung der öffentlichen Meinung und gegen die Beamtengewalt auflehnt. Er betrachtet seine Forderungen keineswegs als umstürzlerische Neuerungen, da sie nur eine Rückkehr zu dem alten deutschen Rechte seien, das den Satz prägte: Wo wir nicht mitraten, wollen wir auch nicht mittaten. Er will durchaus nicht den Revolutionär spielen, da er es gerade für Deutschlands Aufgabe hält, sich die Früchte der Französischen Revolution auf friedlichem Wege anzueignen. Jacobys Schrift, die bald in mehrfachen Auflagen in ganz Deutschland Verbreitung fand und großes Aufsehen und Begeisterung erweckte, war zunächst anonym erschienen; Jacoby selbst aber öffnete das Visier, indem er unter seinem Namen die Schrift dem König Friedrich Wilhelm IV. unterbreitete, von der naiven Hoffnung beseelt, bei dem Gerechtigkeitssinn des Herrschers selbst Schutz zu finden. Aus Briefen dieses Königs haben wir es aber später erfahren, wie der tief in seinem Herzen sitzende Judenhaß durch die Teilnahme der Juden an den freiheitlichen Bestrebungen nur allzusehr gesteigert wurde. So sehen wir, wie Friedrich Wilhelm IV. nicht nur von „Juden und Judengenossen" schreibt, sondern auch von „dem Walten jener schnöden Judenclique mit ihrem schwanzläppischen und albernen Kläffer", worunter er wohl Jacoby versteht, „von der frechen Rotte, die täglich durch Wort, Schrift und Bild die Axt an die Wurzel des deutschen Wesens lege," nicht, wie er, die Veredlung und das freie Nebeneinanderstellen der Stände, die allein ein deutsches Volk bilden, sondern ein Zusammensudeln aller Stände will, ja er schreibt sogar an den Oberpräsidenten v. Schön: „Getaufte Juden zähle ich nicht zu meinen Ostpreußen. Das ist ein wahrer Trost für mich. Machen Sie nur, daß unbeschnittene Männer von alter Treue, und die ein Herz zu mir haben, die Schmach gutmachen, welche die beschnittenen Ostpreußen mir angetan." So kam es, daß Jacoby, wegen Hochverrates, Majestätsbeleidigung und frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze angeklagt, von dem Kriminalsenat des königlichen Kammergerichts zwar vom Hochverrat freigesprochen, der beiden anderen Punkte halber aber zu zweieinhalb Jahren Festungshaft verurteilt wurde. In mehrfachen Druckschriften führte Jacoby seine Verteidigung, indem er sich auf die Rechtsbasis seiner Forderungen berief, und es gelang ihm auch tatsächlich, seinen Freispruch durch den Ober-Appellationssenat zu erwirken. Der gleiche Vorgang — Verurteilung in erster und Freispruch in zweiter Instanz — spielte sich nach dem Erscheinen seiner Schriften „Preußen im Jahre 1845" und „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.", beide 1845 gedruckt, ab. Den Lohn seiner unermüdlichen Tätigkeit für Freiheit und Recht fand Jacoby, als er im Jahre 1848, nach den Stürmen der Märzrevolution, sowohl in das Frankfurter Parlament als auch in die preußische Abgeordnetenkammer gewählt wurde. In Wort und Schrift trat er nun für ein freies und einiges Deutschland ein, und wenn er auch in der Republik den höchsten und reinsten Ausdruck bürgerlicher Selbstregierung und der Gleichberechtigung sah, die würdigste Form einer Regierung für ein freies, politisch gebildetes Volk, so denkt er keineswegs an gewaltsamen Umsturz. Er sagt, daß nur der gemeinsame, einmütige Wille der Bürger den Ausschlag geben dürfe, die republikanische Form dürfe nicht durch Gewalt oder Überlistung aufgezwungen werden. Es sei jedenfalls der Versuch zu machen, wie weit sich die Grundsätze der Demokratie auf die Dauer mit dem monarchischen Prinzip vereinigen ließen. Gehörte Jacoby im Frankfurter Parlament wohl dem linken Flügel an, so trennten ihn diese Anschauungen doch immerhin von den Radikalsten dieser Seite. Hervorzuheben ist, daß Jacoby schon um diese Zeit auf die soziale Frage hinweist, die ja damals kaum noch weitere Beachtung gefunden hatte.

Als am 11. November 1848 die Nationalversammlung durch den Minister Brandenburg aufgelöst und damit der Traum der deutschen Freiheit vernichtet wurde, spielte sich zwischen ihm und der bekannten Schriftstellerin Fanny Lewald folgendes charakteristische Zwiegespräch ab: „Nun, Jacoby, haben Sie das erwartet?" — „Erwartet nicht gerade, aber ich hatte es für möglich gehalten und mich also darauf vorbereitet." — „Und was wird jetzt geschehen?" — „Was ich von jeher geglaubt habe; in der Politik kann man immer voraussagen, was geschehen muß, nur das Wann ist unberechenbar. Für den Augenblick werden wir in die Provinzen nach Hause gehen. Man wird allerdings die Mühe haben, einen Teil der Arbeit von vorn zu beginnen, indes: sie ist doch nicht mehr so schwer als früher, der Boden ist urbar gemacht, das ist schon viel." — Die Wirtin des Hauses fragte wieder: „Glauben Sie noch an einen Sieg der Demokratie?" —

Rasch versetzte er: „Zuverlässiger als je. Ich sagte Ihnen ja neulich, daß der Absolutismus für sie arbeitet." — „Aber werden wir diesen Sieg erleben?" — Jacoby sah die Fragerin lächelnd an: „Wollen Sie schon ungeduldig werden? Das ist eine Schwäche, die man sich abgewöhnen muß, wenn man das Auge auf die Weltereignisse richtet." Dann schwieg er eine Weile und hub darauf von selbst an: „Seien Sie unbesorgt, es endet mit einem Siege dessen, was uns Wahrheit ist. Jedes Volk macht seine lange Wüstenfahrt aus dem Bereich der Sklaverei in die Segnungen des Gelobten Landes. Und wenn wir alle den Tag der Ankunft nicht erleben, was tut's? Wir alle haben, wie Moses, das Gelobte Land gesehen im geistigen Schauen, im festen Glauben; wir alle wissen, daß es existiert, wir alle wissen, daß man es erreichen wird, und wollen geduldig die Wüstenfahrt mitmachen, ohne an uns selbst zu denken." Jacoby hatte bei diesen Worten etwas Seherisches, sein hellblaues Auge leuchtete durchdringender als gewöhnlich; der Ausdruck von Klarheit, Milde und Güte, welcher ihm eigen ist, war noch gesteigert. Sein Glaube hatte etwas so Begeistertes. Er sprach langsam und leise wie immer, und doch lag die höchste Wärme in seiner Stimme. — Ein Jahr später wurde Jacoby wegen der Teilnahme an der Stuttgarter Reichsversammlung angeklagt. Die Anklageurkunde lautete: „Den Angeklagten, Doktor der Medizin Johann Jacoby aus Königsberg, des Verbrechens des Hochverraths, der mit den schrecklichsten Leibes- und Lebensstrafen, d. h. mit Schleifung zur Richtstätte, Hinrichtung durchs Rad und öffentlicher Aufstellung des zerschmetterten Leichnams geahndet werden soll — verübt sowohl gegen den deutschen Bund als gegen den preußischen Staat durch die Theilnahme an Berathungen, Beschlüssen und Handlungen derjenigen Männer, die unter dem Namen einer deutschen constituirenden Nationalversammlung im Juni l. J. zu Stuttgart sich verbunden und Zusammenkünfte gehalten haben usw. schuldig zu erkennen, und in die gesetzliche Strafe nebst den Kosten der Untersuchung zu verurtheilen."

Kaum hatte Jacoby erfahren, daß durch ganz Deutschland Verhaftsbefehle gegen ihn erlassen wären, so eilte er, im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit, mit der festen Überzeugung, daß er als deutscher Abgeordneter nur seine Pflicht getan und bis zum letzten Augenblick ausgeharrt habe, aus Zürich nach Königsberg und meldete sich am 19. Oktober beim Stadtgerichtsdirektor Fischer zur Haft, worauf er dem Inquisitoriat überliefert wurde, und schon nachmittags fand seine erste Vernehmung über die Stuttgarter Vorgänge durch den Obergerichtsassessor Meyer statt. In seiner Verteidigungsrede gegen den Präsidenten Fischer bemerkte er unter anderem: „Es kann nicht meine Absicht sein, die in Stuttgart gefaßten Beschlüsse zu verteidigen. Das Urteil über diese kommt keinem Gerichtshof der Erde zu; die Geschichte allein hat zu entscheiden, auf welcher Seite Wahrheit und Recht, auf welcher Seite Untreue und Verrat gewesen. Wenn der Herr Oberstaatsanwalt erklärt, ich gehöre der äußersten Opposition an, so sage ich: Ja, ich gehöre zur äußersten Opposition — gegen Unrecht und Unwahrheit. Ich habe nur getan, was ich für Pflicht hielt: treu ausgeharrt auf dem Posten, den das Vertrauen meiner Wähler mir erwies. Sie, meine Herren Geschworenen, sind berufen, frei von Parteileidenschaft, das sittliche Volksurteil zu vertreten, Sie haben den Eid geleistet, gewissenhaft und unparteiisch Recht zu sprechen. Ich erwarte Ihr Urteil." Die Untersuchung endete mit dem Freispruch Jacobys.

Es verstreicht nun fast ein Jahrzehnt, in dem Jacoby wieder seine ärztliche Praxis in Königsberg ausübte und politisch kaum hervortrat. Neben seinem Beruf sehen wir ihn philosophische und literarische Studien treiben, und ein Kant und ein Hegel, ein Lessing und ein Schiller müssen ihm über die Trübsal jener Tage hinweghelfen. Kein Wunder, daß es gerade diese Männer waren, die ihn so mächtig anzogen. Sie waren es ja, die wenigstens auf dem Gebiete der Religion und der Philosophie, auf dem Gebiete der Literatur und Kunst freies Menschentum und Menschenwürde gepredigt hatten, für Gewissensfreiheit und Duldsamkeit eingetreten waren. Selbst aus dem Wesen und Wirken der griechischen Tragödie, der Jacoby eine kleine Arbeit widmete, leitete er die Einheit des Menschengeschlechtes und die darauf gegründete unfehlbare Herrschaft der sittlichen Weltordnung ab.

Am Beginn der sechziger Jahre nimmt Jacoby wieder seine politische Tätigkeit auf, wird Abgeordneter des Preußischen Landtages und wird schon 1864 wegen einer Rede vor seinen Berliner Wählern zum viertenmal vor das Kriminalgericht zitiert. Dieses Mal wird er auch tatsächlich wegen Ehrfurchtsverletzung gegen den König und Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Steuergesetze zu sechs Monaten Gefängnis auch in der zweiten Instanz verurteilt. Eine Sammlung von Aussprüchen aller Zeiten, die er unter dem Titel „Der freie Mensch" zusammenstellte, ist der Erinnerung an die Zeit seiner Gefangenschaft geweiht.

Als Napoleon III. das Nationalitätenprinzip als obersten Grundsatz der Politik promulgierte, da suchte auch Jacoby sich über das Verhältnis dieses Nationalitätenbegriffes zu der ihm so sehr am Herzen liegenden staatlichen Freiheit klar zu werden; mußte ihm ja der Mann, der selbst die Volksfreiheit mit Füßen trat, von vornherein als verdächtiger Prophet erscheinen. Er selbst stellt wohl den Grundsatz auf, daß jedem Volke die sittliche Berechtigung zustehe, die ihm innewohnenden Kräfte und Anlagen zur vollen Menschenwürde und Freiheit zu entfalten, ungehemmt durch den Zwangseinfluß anderer Völker, aber auch ohne andere Völker in ihrem gleichberechtigten Streben zu hemmen; doch dürfe die nationale Idee nicht End- und Selbstzweck sein, ihr darf die bürgerliche Freiheit, die öffentliche Moral, die ganze kulturelle Entwicklung der Menschheit nicht untergeordnet werden.

Ende der sechziger Jahre finden wir Jacoby noch im Lager der Deutschen Volkspartei von Preußen, die sich als demokratische Partei bezeichnete, aber schon jetzt betont er die Rechtsgleichheit aller Bürger nicht nur in politischer und nationaler, sondern auch in sozialer Hinsicht; die Existenz eines starken, einheitlichen Volkswillens, ohne den eine wahre Selbstregierung nicht möglich sei, habe eine gleichmäßige politische Bildung und eine wenigstens annähernde Gleichmäßigkeit in der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebenshaltung der verschiedenen Klassen zur Voraussetzung. Politische und soziale Reform be-

dingen sich gegenseitig; ohne Teilnahme des Arbeiterstandes gebe es keine dauernde Besserung der politischen Zustände und ohne Änderung der politischen Zustände keine wirtschaftliche Hebung des Arbeiterstandes. Die Demokratische Partei müsse aufhören, eine bloße politische Partei zu sein, sie müsse sich die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, die Hebung der Lage der arbeitenden und notleidenden Mitbürger zur Aufgabe machen, das Gleichheitsprinzip auch auf das soziale Gebiet anwenden, die Teilnahme aller an dem allgemeinen Wohlstand erstreben.

Weit hinaus in die Zukunft blickt Jacoby — und die heutige Zeit erst kann seine prophetischen Worte verstehend würdigen —, wenn er erklärt, daß zur Verwirklichung der politischen und sozialen Freiheit die Kraft eines Volkes nicht ausreiche, sondern die Gesamtarbeit, das Zusammenwirken aller Völker dazu erforderlich sei. Die Anerkennung der Rechtsgleichheit Aller auch auf nationalem Gebiete, die Anerkennung des Anspruches jedes Volksstammes auf Freiheit und Selbstbestimmung sei die Grundlage des Völkerfriedens, Mißachtung der nationalen Gleichberechtigung, Streben nach Oberherrschaft des einen Volkes über das andere, des einen Volksstammes über den anderen die Ursache der Völkerkriege oder zumindest der nicht weniger verderblichen Kriegsbereitschaft, unter der Europa leide. Schon lange vor Coudenhove-Kallerghi spricht Jacoby von den Vereinigten Staaten Europas, von einem Freiheits- und Friedensbund der Völker Europas. Für einen Optimisten müssen wir ihn aber heute ansehen, wenn er der Ansicht Ausdruck gibt, daß es gerade der Beruf der deutschen Nation sei, auf dieser Bahn den anderen Völkern voranzuschreiten. Der deutsche Geist, das sind seine Worte, der ein Geist ist des Rechts und der Humanität, ist dazu bestimmt, das von ihm begonnene Werk der Reformation zu vollenden und das Reich herzustellen, das von den Denkern der Nation mit hellem Blick vorausgeschaut ward. Aus diesen Anschauungen heraus begreifen wir es — und die Geschichte hat ihm ja recht gegeben —, daß er im Jahre 1870 gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen auftrat, was zur Folge hatte, daß er und der Vorsitzende der Versammlung auf Befehl des Generals Vogel von Falkenstein verhaftet und länger als einen Monat in Festungshaft gehalten wurden. Vor wenigen Tagen, sagte Jacoby in dieser Versammlung, war es ein Verteidigungskrieg, den wir führten, ein heiliger Kampf fürs Vaterland, und heute, wenn man die Zeitungen liest, ist es ein Eroberungskrieg, ein Krieg für die Oberherrschaft der germanischen Rasse. Er spricht von einem Kanonenrecht und fragt, ob Elsaß-Lothringen keine Bewohner habe, ob es eine willenlose Sache wäre, die man so ohne weiteres in Besitz nehmen, mit der man nach Belieben schalten und walten könne. Sind sie durch den Krieg rechtlos, sind sie Sklaven geworden, über deren Geschick der Sieger willkürlich verfügen könne, die man nicht frage, wem sie angehören wollen. Wie würde es uns, wie unseren Nationalliberalen gefallen, wenn einst, so fragt Jacoby prophetisch weiter, ein siegreiches Polen auf Grund des Kanonenrechtes die Provinz Posen und Westpreußen zurückfordern und annektieren wollte. Und doch ließen sich dafür ganz dieselben Rechte geltend machen, die man jetzt für eine Annexion von Elsaß-Lothringen vorbringt.

Hatte Jacoby schon 1868 von der gerechten Verteilung des Produktionsertrages zwischen Kapital und Arbeit gesprochen, dabei hervorgehoben, daß die Arbeiterfrage keine bloße Magenfrage, sondern eine Frage der Kultur, der Gerechtigkeit und der Humanität sei, hatte er schon damals von dem Mißbrauch des Großkapitals und des Großgrundbesitzes, der gewinnsüchtigen Ausbeutung der Arbeitskräfte der Besitzlosen gesprochen und gefordert, daß dem Arbeiter statt des kargen, zum Leben kaum hinreichenden Arbeitslohnes der ihm gebührende Anteil an dem Produktionsertrage, die volle Arbeitsrente zur Sicherung eines menschenwürdigen Daseins geboten werde, so sehen wir ihn vier Jahre später offiziell in die Reihen der Sozialdemokratie übergehen. Hier war ihm eine längere Wirksamkeit nicht gegönnt; denn fünf Jahre später — am 6. März 1877 — beschließt er sein kampfreiches Leben. Über den Tod hinaus verfolgt ihn aber noch die Rache der gekränkten Obrigkeit; denn als noch im gleichen Jahre nach Beschluß der Königsberger Stadtverordneten seine Büste im Ratssaale aufgestellt worden war, ordnete die dortige Regierung die Entfernung derselben an, weil der Beschluß das Staatswohl verletze. Auf eine Beschwerde beim Oberpräsidenten wurde offen erklärt, daß die Ehrung eines hervorragenden Vertreters der Sozialdemokratie — als solchen hatten ihn die Königsberger kaum angesehen haben wollen — als staatsfeindliche Kundgebung betrachtet werden müsse.

Aus den Tagen des Frankfurter Parlamentes wird Jacoby von Laube als kleiner, magerer Mann mit spitzer Nase und spitzem Auge, mit trockener Schläfe und trockenen Fingern geschildert, viel später beschreibt ihn Treitschke als kleinen, kahlköpfigen Mann, mit tiefem Ernst in den scharfgeschnittenen Gesichtszügen, in den durchdringenden Blicken der großen blauen Augen. Alles verrate sogleich den sittenstrengen, fleißigen, bedürfnislosen Stubengelehrten. Uns aber erscheint Johann Jacoby bewunderungs- und verehrungswürdig als ein tapferer Streiter für die Emanzipation der Juden und als ein prophetischer Vorkämpfer für die Idee der bürgerlichen Freiheit, der Sozialgerechtigkeit, der Schulreform, des Völkerbundes und der nationalen Autonomie, und wenn dereinst die geeinigte Menschheit ein Pantheon all derer errichten wird, die der Idee des Friedens und der Freiheit vorgedient, so wird die Statue des Königsberger Juden Johann Jacoby unter den frühesten deutschen Vorkämpfern dieser erhabenen Idee stehen. I. F.